

### Denken und Glauben am Göbekli Tepe: Annäherung an eine Soziologie der Steinzeit ; Diskussionspapier

#### 1. Entwurf

Hennings, Lars

Veröffentlichungsversion / Published Version

#### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hennings, L. (2013). *Denken und Glauben am Göbekli Tepe: Annäherung an eine Soziologie der Steinzeit ; Diskussionspapier 1. Entwurf*. (5. Ausg.). Berlin. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-327187>

#### Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Basic Digital Peer Publishing-Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den DiPP-Lizenzen finden Sie hier: <http://www.dipp.nrw.de/lizenzen/dppl/service/dppl/>

#### Terms of use:

This document is made available under a Basic Digital Peer Publishing Licence. For more information see: <http://www.dipp.nrw.de/lizenzen/dppl/service/dppl/>

# Denken und Glauben am Göbekli Tepe

Annäherung an eine Soziologie der Steinzeit  
Diskussionspapier

*Lars Hennings*



*1. Entwurf*

*5. Ausgabe, Berlin 2013*

14.01.13

Der Hinweis „1. Entwurf“ soll bedeuten, es wird weiter an diesem Text gearbeitet, der aber doch eine gewisse erste Abgeschlossenheit nun erreicht hat, die ihn zitier- und kritikfähig macht. 14.01.2013

Wird weiter bearbeitet! Kritik ist willkommen!

14.01.13

neueste Arbeits-Fassung > [www.LarsHennings.de](http://www.LarsHennings.de)

Denken und Glauben am Göbekli Tepe  
Annäherung an eine Soziologie der Steinzeit  
1. Entwurf  
Jede Form des Kopierens – Text und Abbildungen –  
ist untersagt.  
Alle Rechte vorbehalten.

5. Ausgabe, Berlin 2013  
© Lars Hennings

[www.LarsHennings.de](http://www.LarsHennings.de)

## Inhaltsverzeichnis

Kasten: Zeiträume.....	4
Zur Soziologie der Steinzeit .....	5
Insel im Urmeer? .....	9
Zum Menschenbild .....	15
Ursprungs-Mythen .....	20
Erzeuger und Tod .....	23
Religion .....	26
Kunst-Gewerbe .....	29
Das Ende der Eiszeit .....	31
Jericho versus Göbekli Tepe? .....	32
Siedlung in der Eiszeit .....	34
Denken und Nativismus .....	37
Kasten: Elemente kindlicher Entwicklung .....	41
Ursprung des Animismus‘ .....	42
Sprache .....	46
Person .....	50
Kognition und Geschichte .....	56
Kasten: Lebensweisen .....	58
Frauenmacht? .....	59
Macht und Vorratshaltung .....	63
Der prä-operative Mensch .....	65
Krieg, Kriegsvermeidung .....	69
Der Tempel als Friedenssymbol? .....	73
Gentilgemeinschaft? .....	77
Bautechnik .....	80
Kompetenz zur Welterklärung .....	82
Tausend Pfeiler... ..	84
Zwischenstand: Den Himmel stützen .....	85
Benutzte Literatur .....	89

<i>Kasten: Zeiträume</i>		
<i>vor Jahren (sehr grob)</i>		
150.000	Homo sapiens (Urmutter Eva in Afrika)	
70.000	Wanderung Out of Afrika	
60.000	Richtung Australien	
50.000	Richtung Nahost, Europa	
	***	
<i>stark überlappende Kulturen vor allem Westeuropas</i>		
40.000	Moustérien	kalt
35.000	Châtelperronnien	mittel
30.000	Aurignacien	wärmer
25.000	Gravettien	wieder kälter
20.000	Solutréen	sehr kalt
15.000	Magdalénien	wieder wärmer
12.000	Ende letzte Eiszeit, Übergang Pleistozän zu Holozän	
	***	
<i>Zeiträume vor allem Südwestasien</i>		
14.000	(Proto-Neolithikum)	Hund
13.000	Natufien (Levante/ östl. Mittelmeer)	
11.500	PPN A (PrePotteryNeolithic A)	
10.500	PPN B	Kupfer
8.000	Neolithikum	Getreide, Tiere
	***	
28.000	Dolni Vestonice ( <i>Tschechei</i> )	
25.000	Kostenki ( <i>Ukraine</i> )	
15.500	Gönnersdorf ( <i>Rhein</i> )	
13.500	Hallan Çemi, Qermez Dere ( <i>Nordirak</i> )	
11.500 bis 9.500	<b>Göbekli Tepe</b> (Nord-Mesopotamien = N-M)	
	Çayönü PPN A runde, PPN B eckige Häuser (N-M)	
11.000	Jericho (Levante)	
10.600 bis 10.000	Nevalı Çori (N-M)	
9.500	Aşıklı Höyük (Anatolien)	
9.000	Çatal Hüyük (Anatolien)	
	***	
8.000	Dörfer Süd-Mesopotamien	
6.000	Städte Sumer	
5.500	Schrift Sumer, Ägypten	
4.200		Bronze
	***	
3.000	Altes Testament	Eisen
2.800	Homer: Ilias, Odysseus	
2.350	Aristoteles	

## Zur Soziologie der Steinzeit

Die Kultanlage *Göbekli Tepe* ist ein guter empirischer Ausgangspunkt, um über steinzeitliche Individuen und ihre sozialen Organisationen und Fähigkeiten nachzudenken. Die Leistung, die sich in diesem Bau zeigt, erlaubt einen weiten Blick über die damalige Normalität hinaus und zwingt doch dazu, im von der Archäologie fixierten Rahmen zu bleiben. Der Tempel wurde vor ungefähr 11.500 Jahren begonnen. Etwa 7.000 Jahre vor der Zeit des Königs Gilgamesch von Uruk, über den das erste schriftlich überlieferte Epos erzählt. Und fast 2.000 Jahre vor der Verbreitung der sesshaften Landwirtschaft in Südwestasien mit bereits *domestizierten* Pflanzen und bald auch Tieren. Doch um diese Frage geht es nicht, warum, wo und in welchen Zeiträumen die Sesshaftigkeit entstand; Benz (2010) gibt einen Überblick zum Thema und über die Theorien dazu. Mit dem Fokus auf diesen Tempel soll aus soziologischer Fragestellung heraus besonders das Denken und Glauben jener frühen Menschen beleuchtet werden, die ihn errichteten. Dazu wird vorerst Material gesammelt, das thesenartig die Sozialität analog zu jener Zeit beschreiben kann, um zu verstehen, wie die Menschen damals gelebt haben mochten. Solche Hinweise stammen vor allem aus Archäologie und Ethnologie, auf deren Kenntnissen hier soziologisch aufgebaut wird; einiges wird auch erzählt, um Fachfremden verständlich zu sein. Ob und welche Hinweise zur Erklärung der Steinzeit tauglich sind, ist erst zu bewerten, wenn genügend Material beisammen ist. Das Bauwerk selbst, die Geschichte jener Zeit, aber auch Berichte von rezenten Urvölkern,<sup>1</sup> die jener Lebensweise vielleicht ähnlich waren, können Auskunft geben. Und nicht zuletzt wird das Wissen um den Homo sapiens und der Entwicklung seines Geistes von Bedeutung sein. Es wird kleine Reibungen mit jenen Interpretationen geben, die aus archäologischer Sicht vorgetragen werden. Deshalb soll klar sein: es wird nicht Interpretationsmacht angestrebt, sondern es geht um soziologische Überlegungen, die hier und da die Erkenntnisse der Archäologie zu diesem Tempel tangieren mögen – als Fragen.<sup>2</sup>

Bislang galten die Stadtstaaten Sumers, dann Babylons und auch Ägyptens als Geburtsstätten der Zivilisation, neuerdings wird die Hindus-Kultur für ähnlich alt gehalten. Andere frühe Hochkulturen folgten erst später. Durch die Ausgrabungen am „bauchigen Hügel“ im Südosten der Türkei (Nord-Mesopotamien) verschob sich der Beginn der Zivilisation ein gehöriges Stück zurück, wenn wir davon schon sprechen wollen. Mir scheint das sinnvoll. Wenn auch keine Siedlung im Schutthügel gefunden wurde, so markiert der Göbekli Tepe doch einen bedeutenden kulturellen Einschnitt: WildbeuterInnen – so die spontane Lesart – hätten die Felssteinmauern und die vollständig aus dem Kalkstein heraus gemeißelten Pfeiler errichtet, die nicht einfache große Findlinge sind, wie wir es von viel späteren steinernen Monumenten kennen. Der Ausgräber des Tempels, Schmidt, spricht von reichlich Wildgetreide und wilden Gazellen vor Ort. (2008) Die wildbeuterischen Gruppen seien dort hinsichtlich der Kopffzahl und zur Verfügung stehenden Subsistenz kaum in der Lage gewesen, dauerhaft am Ort zu wohnen. Und am Ende der Nutzung des Göbekli Tepe stünde das planvoll ausgesäte und geerntete, letztlich das kultivierte Getreide.<sup>3</sup> (2003) Im Tempelschutt wurden folgende Tierknochen in größeren Mengen gefunden: Halbesel, Auerochse (Ur), Persische Kropfgazelle, Wildschafe, Asiatische Mufflons, Rothirsch, Wildschwein, Rotfuchs, Hase. Nach Fleischgewicht ergibt das über 50 % für den Ur. Der Verbrauch könnte aber für (Opfer-) Feste im Tempel angefallen sein und zeigt nicht den Verbrauch am Baubeginn. Driesch/Peters, die jetzt die Knochen analysiert haben, sehen eine Vorratshaltung besonders angesichts der großen Fleischmengen des Urs. (1998) In der Archäologie gilt allerdings die Zeit des Übergangs von der Wildbeuterei zum Ackerbau schon lange als Epi-Paläolithikum oder Proto-Neolithisierung. Auf diese lange Übergangszeit gilt es besonders zu achten und dabei auf Gruppen, die zwar noch nicht Landbau betrieben, aber bereits einen festem Wohnsitz hatten, sie werden als *komplexe* (!) SammlerInnen und

<sup>1</sup> Mit rezenten Urvölkern sind WildbeuterInnen oder einfache Landbau-Völker gemeint, die bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts beschrieben wurden. (siehe Murdock, 1967) Heute ist der zivilisatorische Einfluß zu groß, auch einfache Völker der Dritten und Vierten Welt haben heute meist Kompetenzen, die über das solcher rezenter Urvölker hinausgehen, etwa durch nähere Kenntnis von Maschinen/ Fahrräder/ Autos und durch ein wenig Schulbildung.

<sup>2</sup> Es geht mir hier in keiner Weise um Kritik an Ausgräber Schmidt, dessen Interpretation von ganz anderen Voraussetzungen bestimmt wird als meine soziologischen Fragen, die notwendig – schon wegen der nicht hinreichenden Kenntnisse der Frühgeschichte – vorerst vage bleiben müssen, die Antworten erst recht.

<sup>3</sup> Daß die Pflanzendomestikation begonnen wurde, um die Bauarbeiter zu versorgen, bezweifelt Gebel. (2002: 4; zu Neolithisierungs-Theorien siehe auch Bartl (2004: 29ff) und Benz. (2010)

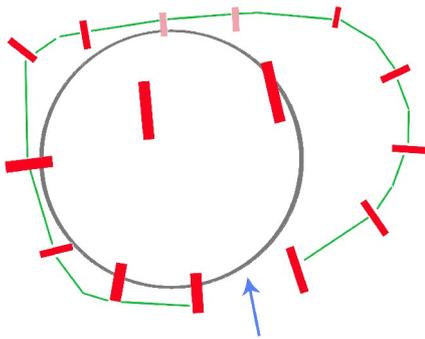


Das Modell ist eine sehr freie Bearbeitung des Göbekli Tepe, Anlage D: Um den Charakter des Baus zu erfassen, wurde das Eingangsfeld, das nur ein Loch zum Einstieg besaß, offen gelassen und die Mauer weniger hoch dargestellt. Sie reichte tatsächlich nach oben bis in die Pfeilerköpfe hinein, wenn die nicht ursprünglich sogar hinter ihr verschwanden. Kneifen Sie bitte die Augen zusammen und sehen Sie einmal das offene Feld als geschlossen und dazu die Mauern noch etwas höher an, dann stellen Sie sich vor, wie die Anlage innen aussieht, wenn Sie gerade den Kopf durch den Eingang gesteckt haben (nächstes Foto) Der Pfeiler mittig an der Rückwand ist – wie ein hier nicht sichtbarer zweiter – fiktiv, sonst sind die Pfeiler ziemlich korrekt wiedergegeben. Die großen Pfeiler sind jetzt 5,5 m hoch, der rechts neben dem Eingangsfeld 3,5 m, die anderen um 3,0 m. (frei nach Schmidt, 2008)

Jäger bezeichnet. Es hat offenbar in Südwestasien über einen beträchtlichen Zeitraum fünf zeitliche Abschnitte mit weichen Übergängen gegeben: (1) Wildbeuterei, (2) Selbsthaftigkeit auf Basis von Wildgetreide und Jagdgut, (3) Kultivierung von Pflanzen, dann (4) deren Domestizierung und (5) die Viehzucht. Welche Rolle mag der Tempel in diesem Wandel gespielt haben? Oder war etwas ganz anderes seine Ursache? Innere Machtprozesse, oder schlicht das Wetter, das Ende der Eiszeit? Beide können einen gravierenden Einfluß auf jene, generell konservativen Menschen gehabt haben, die die Geistwesen ihrer Naturreligion fürchteten, aber offenbar schon eine konzeptuelle Religion entwickelt hatten. Das geschah kaum ohne (mythische) Not.

Zur Analyse des Geistigen jener Menschen in so früher Zeit sind zwei Denkansätze von besonderer Bedeutung. *Erstens* kann das nur gelingen, wenn mit einem soziologischen Ansatz der ideelle und materielle *Prozeß* rekonstruiert werden kann, in dem die den Tempel errichtende Gruppe entstanden war, und sofern sich genügend Quellen finden. *Zweitens* bedarf es eines präzisen Blicks darauf, es dabei mit modernen Menschen zu tun zu haben, mit dem *Homo sapiens* als neue biologische Art, die gegenüber früheren Hominiden eine weitergehende Geistigkeit und Kompetenz erwarb. Die wird auch von der Archäologie in seinen gegenüber denen der NeandertalerInnen besseren Artefakten erkannt. Ich werde mich vor allem mit der Zeit *vor* (!) dem Bau dieses Kultbaus und dessen Errichtung beschäftigen. Wesentlich von drei Zugängen her wird analysiert: vom (1) Bauwerk und dessen Umwelt, vom (2) Wissen über das Individuum, dessen Geistigkeit und logischem Weltverständnis, sowie von (3) der Gesellschaft, vom Sozialen her. Es geht also zuerst darum, von der Kenntnis über den Göbekli Tepe in den drei genannten Bereichen zurück zu fragen, wie alles begann, um dabei seine Entstehung als realen, empirischen Prozeß in den Blick zu nehmen. Im Moment ist das sicher noch nicht hinreichend möglich, aber es sind erste Schritte zu tun – im Sinne einer Erkundung, eines Surveys, wie es in der Archäologie heißt. Für die soziologische Arbeit steht die Reflexion der Prozeßtheorie am Anfang.

Die Bedeutung des modern verstandenen Prozesses wurde wohl erstmals in der Gesellschaftstheorie von Marx und Engels erkannt, wie ich in einer Studie zeige, (<sup>15</sup>2013) die mir den Göbekli Tepe in den Blick brachte. Genauer war es die Andeutung eines 'Urkommunismus' und meine wachsenden Zweifel, ob es eine solche Sozialform jemals gegeben hat? Gegen spekulative Philosophie und Schöpfungsgeschichte skizzierten sie 13 Jahre vor Darwins „Entstehung der Arten...“ bereits 1845 ein wissenschaftliches Modell für die *soziale Evolution*, die der biologischen Evolution gegenüber steht, Gesellschafts-gegen Naturwissenschaft. Ihr Basis-Überbau-Modell weist sie als frühe *moderne* Soziologen aus und begründet ihre „positive Wissenschaft“, unter der sie zugleich die Erforschung *empirischer Prozesse* verstanden – beides! Wenn sie auch für ihre Vorstellung eines Prozesses noch von der Marxschen Dialektik sprachen, unterschied die sich doch völlig von der idealistischen Dialektik Hegels und führte in die Moderne. Damit



Göbekli Tepe: Grundriss-Skizze Anlage D; Rot = Pfeiler, Hellrot = vermutet; dünne grüne Linie = ungefähr Innenbegrenzung Mauer; Pfeil = Mauer mit Einstieg. (frei nach Schmidt, 2008, der nur einen fehlenden Pfeiler sieht, hinten also nur zwei große Felder) graue Kreisfläche ca.  $\phi$  10 m als imaginäre „Nutzfläche“ ca. 80 m<sup>2</sup>, Platz für ca. 250 Personen, falls der Zutritt für Nicht-PriesterInnen erlaubt war.

werden wir uns noch befassen, um den Umbruch von traditionalem zu modernem Denken zu verstehen. Nicht mehr eine geistige Identität (wie Gesellschaft) entwickelt sich dialektisch hin zu einem *teleologisch*, durch göttliche Kraft bereits im Ursprung der historischen Bewegung implementierten Ziel. Sondern anstelle dieses fortlaufenden Zyklus‘ von These-Antithese-Synthese wird soziale Entwicklung bei ihnen nun als planloser, als sich selbst verändernder realer Prozeß erkannt. Dessen Richtung wird beständig durch äußere wie innere Einflüsse bestimmt. Einflüsse, die in der Analyse empirisch erhoben werden müssen, um dann den Ablauf des Prozesses *rekonstruieren* zu können. Doch auch diese Vorstellung wurde von ihnen nur angedeutet, und es fehlt die Analyse des Beginns menschlichen Denkens, dessen Existenz sie einfach voraus setzten. Damit aber wird sich dieser Text beschäftigen, um die Menschen vom Göbekli Tepe (vielleicht) zu verstehen, ihre Logik, ihr Weltbild. Allerdings werde ich mich diesem Thema mit der Sichtweise heutiger Soziologie nähern. Dialektik, Evolution, Urkommunismus sind für die empirische Gesellschaftswissenschaft überholte Begriffe, doch mit dem Prozeß müssen wir uns auch methodisch beschäftigen.<sup>1</sup>

Vor allem geht es um jenen Prozeß, in dem der menschliche Geist entstand. Vom Wissen über die Entstehung der *Kognition* ist ein Zugriff auf das Denken der Menschen vom Göbekli Tepe möglich, auf dessen logische Struktur. Logik ist in diesem Zusammenhang nicht bloß als deduktives Schließen verstanden, sondern als *materiale* Logik (Scheibe oder Kugel), die in ihren Grundkategorien wie Raum, Zeit, Kausalität, Substanz neu zu begründen ist. (Dux, 1990, 2008) Hinsichtlich des Menschenbildes wird hier vom grundlegenden *Umbruch* (!) zwischen Tier und Mensch ausgegangen, zwischen Biologie und Sozialem.<sup>2</sup> Die Kognition der modernen Menschen entstand aus biologischen Vorgaben, primär aus der rudimentären Lernfähigkeit schon höherer Tiere. Unser Geist entstand als etwas ganz Neues! Und das nicht etwa erst im Zusammenhang mit der seßhaften Landwirtschaft vor 10.000 Jahren oder an diesem Tempel. Im großen Prozeß der Menschwerdung wurde Denken und Fühlen in einem Prozeß des Handelns und der Reflexion dieses Handelns erworben. Donald spricht in seiner Geschichte des Bewußtseins vom Primaten zum Hominiden von der Enkulturation des (selbstbewußten) Geistes, die *phylogenetisch* in der Bildung *kognitiv-kultureller* Verbände eine wichtige

<sup>1</sup> Meine Thesen sollen auch nicht andere Theorien bewerten, wie etwa Funktionalismus, Evolutionismus oder Strukturalismus; insofern nutze ich solche Begriffe ganz allgemein und sage ausdrücklich, wenn ich an einer bestimmten Theorie anknüpfe; das gilt auch für bestimmte Begriffe in der Archäologie: wenn ich von Übervölkerung spreche, beziehe ich mich nicht auf jene dort bekannten Theorien, wie ich es auch nicht beim Bezug auf rezente Urvölker mache; ich zeige noch, warum mir ein solcher Bezug in Grenzen sinnvoll scheint.

<sup>2</sup> Meines Wissens erkennt im wissenschaftlichen Kontext 1864 als erster Wallace, der den evolutiven Prozeß zeitgleich mit Darwin formulierte, es gäbe einen Umbruch vom Tier zum Menschen. Letzterer sei nach einer gewissen (Ur-) Entwicklung wegen des bei ihm entstandenen Intellekts und der sympathischen, andere unterstützenden, und moralischen Gefühle schon lange im „*socialen Zustand*“ und nicht mehr der natürlichen Zuchtwahl unterworfen. (1870: 375) Darwin kritisiert in der „*Abstammung...*“ diese Stelle bei Wallace nur insofern, er verstehe nicht dessen Ablehnung der natürlichen Zuchtwahl bezüglich der Entwicklung des Gehirns bei „*Wilden*“ deutlich über die des Affen hinaus, erwähnt den Hinweis auf den *sozialen Zustand* aber nicht, statt dessen antwortet er: „*Obgleich die intellektuellen Kräfte und sozialen Gewohnheiten von der äußersten Bedeutung für den Menschen sind, so dürfen wir doch die Beobachtung seines körperlichen Zustands ... nicht unterschätzen*“. Später betont er, der so eine Art „*Salon-Rassist*“ des 19. Jahrhunderts war, „*daß zwischen Menschen und den höheren Säugetieren kein fundamentaler Unterschied in Bezug auf ihre geistigen Fähigkeiten besteht*“. (1874: 54, 72; zu Marx/ Engels, auch kurz zu Darwin: Hennings, <sup>13</sup>2013; frei auf meiner Homepage zu laden)

Basis gefunden habe. (2008: 228, 264ff) Durch das Handeln und die reflektierte Erfahrung also. Auch das symbolische Denken beginnt bereits in der frühen Zeit der Hominiden und entwickelt sich ebenfalls nicht erst als „symbolische Revolution“ zusammen mit der neolithischen Revolution, wie Childe den Übergang zur Landwirtschaft nannte. Obwohl auch zu jener Zeit mit neuer Lebensweise das Denken sich erweiterte. Und *ontogenetisch* entsteht der Umbruch zum Menschen mit dem *intentionalen* Denken, mit dem Säuglinge sich ab dem neunten Lebensmonat über das Denkvermögen von Schimpansen erheben, um es hier nur plakativ zu formulieren; wir kommen darauf zurück. (Tomasello, 2006: 97ff) Beide Fähigkeiten besaß wohl schon Homo erectus, etwa die Pferdejäger von Schönningen, als sie die berühmten Speere aus dem Schrank holten – vor 400.000 Jahren! Daß sie die kostbaren Stücke liegen ließen, spricht für noch rudimentäre Ausbildung. Voll entwickelt wurde die Geistigkeit beim Homo sapiens. Von dem gehe ich generell aus, solange nicht von Homo erectus, heidelbergensis oder neanderthalensis ausdrücklich die Rede ist.

Als neue Art entstand Homo sapiens vor 150.000 Jahren oder etwas früher in Afrika. Ich beziehe mich nur auf ihn, soweit es empirische Kenntnis zu ihm gibt, das ist wesentlich nach seinem Auszug aus Afrika ab vor knapp 70.000 Jahren der Fall. (scinexx.de, 28.12.12) Möglicherweise sind die sich quer durch Afrika ziehenden Felsbilder eine weitere Spur, die die direkten Vorfahren der Khoisan/ Buschleute hinterließen; davon sehe ich ab. Weil der Homo sapiens eine biologisch-genetisch fixierte Art ist, zu der alle heute lebenden Menschen gehören, und das ist meine Basis, nicht woher er wie wann genau gekommen ist, läßt sich folgern: alle modernen Menschen entwickeln das gleiche Gehirn, alle besitzen die gleiche geistige *Kapazität*, bilden allerdings entsprechend ihrer Lebensweise unterschiedliche geistige *Kompetenz* aus. (Dux) Am Göbekli Tepe eine andere Kompetenz als bei den Germanen vor 1.000 Jahren oder den Mbuti im Regenwald des Kongos im 19. Jahrhundert. Alle haben das gleiche Denkvermögen, jedoch ein unterschiedliches Weltverständnis und eine unterschiedliche Struktur ihrer Logik: die einen sehen Geistwesen und GöttInnen im Ursprung der Welt, wo wir heute mit Theorien sich selbst verändernder Prozesse die Welt zu erklären suchen, natur- wie geisteswissenschaftlich. Und alle Menschen, wann und wo auch immer, entwickeln ihre Geistigkeit in der Ontogenese, *konstruieren* sich „ihre“ Welt in einem immer gleichen individuellen geistigen Prozeß durch Erfahrungen und deren Reflexion.

Anfangs des 20. Jahrhunderts schuf Piaget die Grundlage dafür, die Ontogenese des kindlichen Geistes zu entschlüsseln. (mit Inhelder, 1977) Neben anderen, die diese Erkenntnisse aufgriffen und früh für die Entwicklungsgeschichte der Menschen nutzbar machten – wie der Psychologe Hallpike, (1990) – entwickelte Dux (2008) darauf aufbauend eine neue *soziologische Leittheorie*. Er geht über andere hinaus, wenn er modernes Denken generell einer Prozeßlogik verpflichtet sieht. Diese Analyse ist für das Verstehen der Urzeit bedeutsam, weil bei frühen Menschen eine traditionale und subjektivistische Logik die Basis des Denkens war, deren Restbestände bis heute überleben. Aus solchem Denken ergibt sich beispielsweise, warum rezente Urvölker alle eine *animistische* Weltansicht haben und gottgläubig sind.<sup>1</sup> Das zeigen uns schon die Mythen Mesopotamiens und Ägyptens und noch die des alten Griechenlands, jene Völker, die in allen toten wie lebenden Dingen, Erscheinungen und Ereignissen Geistwesen und/ oder GöttInnen agieren sehen. Jacobsen (1954: 220) nennt das eine „mythopöische Logik“, die das mythische Denken und Empfinden beschreibt, in dem etwa ein König im Ritus der „Heiligen Hochzeit“ den Gott Umuzi darstellt und dies dann im Bewußtsein der MesopotamierInnen auch tatsächlich *ist*, so wie die Hohe Priesterin der Stadt als Braut die Göttin Inanna; beider Vereinigung erneuert jährlich das Leben. Frühe Menschen denken und glauben – mit Piaget formuliert – im *prä-operativen* Stadium, wie später zu erläutern ist, also auf einem noch traditionellen logischen Niveau. Deshalb sind wiederum Rückschlüsse zu den Leuten vom Göbekli Tepe möglich, denen ein entsprechender kognitiver Stand zuzuordnen ist.

Meine Überlegungen sollen möglichst dicht an empirischem Wissen anknüpfen, um die doch auch nötigen Spekulationen zu jener frühen Zeit an dieses konkrete Objekt jeweils wieder anzubinden. Empirisches Wissen kann aber auch aus ganz anders gelagerten Forschungen zum Thema gewonnen werden, etwa aus der angesprochenen Kenntnis über rezente Urvölker, wie es auch in der Archäologie gemacht wird. Dabei ist die Analyse der uns interessierenden Lebensformen viel früherer Menschengruppen schwierig, müssen

<sup>1</sup> Animismus, die Vorstellung, alle Dinge und Erscheinungen seien geistige Wesen, ist hier sehr allgemein und nicht in Verbindung mit einer „Seele“ verbunden verstanden, wie ich unten zeige.

doch aus Berichten späterer Zeit Schlüsse auf die Frühgeschichte gezogen werden, als seien jene Völker seit der Steinzeit unverändert geblieben, auch wenn es für uns so aussieht. Berichte über rezente Urvölker gibt es seit dem 16. Jahrhundert beispielsweise von den Eroberern Amerikas und Asiens und von den sie begleitenden christlichen Priestern, die eigene Interessen verfolgten, primär die geistige Unterwerfung, aber auch die direkte Versklavung unter Klöster, zum Beispiel in Kalifornien. Das hat sich auf die Entwicklung und die Berichte ausgewirkt; zum Teil wurde das Wissen der Eroberer über die alten Griechen auf die „Wilden“ rückübertragen.<sup>1</sup> Eine weitere Beurteilung ergibt sich aus der Frage, *wie* (!) der Homo sapiens universell zu einer animistischen Weltvorstellung kam. Es ist zu prüfen, was unter religiös zu jener Zeit an jenem Ort verstanden werden kann. War es eine animistische Welt von Geistwesen, die alle als Subjekte auf die Menschen wirkten? Oder gab es ergänzend dazu bereits eine Religion mit erkennbaren GöttInnen?<sup>2</sup> Die großen Hauptpfeiler in den Anlagen des Göbekli Tepe verweisen eher auf letzteres.

Archäologisch wissen wir mittlerweile schon einiges über diesen Bau, (Schmidt, 2008) aber aus Sicht der Soziologie gilt es, diesen Erkenntnissen mit Erklärungsversuchen nachzukommen. Wer also waren diese Leute mit solchen Möglichkeiten? Wie dachten und glaubten, wie sprachen sie? Ob sie wirklich nicht wußten, wie Fortpflanzung (biologisch) funktionierte, wenn sie vielleicht bei der Kindesentwicklung die geistig, mystische Zeugung allein für bedeutend hielten? (Ruspoli, 1998: 92; >Eiszeit, 2009: 285) Als ob nicht beides zugleich zu denken ist; Malinowski besteht für die Trobriand-Inseln auf dieser Unkenntnis.<sup>3</sup> (1979) Was bauten sie vor den Kultstätten dort? Welche Gemeinschaftsformen hatten sie entwickelt, um das Werk beginnen zu können? Waren sie gleichberechtigt und frei, Frauen und Männer, wie es oft für WildbeuterInnen gedacht wird? Hatten womöglich die Frauen das Sagen? Oder eine Kriegerkaste?

#### Insel im Urmeer?

Mit dem Fund des riesigen steinernen Tempels am Göbekli Tepe kam eine neue soziale Epoche in den Blick der Kulturgeschichte, die bislang nicht gesehen worden war. Der Bau in Nord-Mesopotamien bei Urfa/ Sanglurfa (i ohne Punkt), dem früheren Edessa, zeigt die Struktur von damaligen Rundhütten mit äußeren und inneren Pfosten. Er sagt uns, bei den Leuten, die ihn errichteten, ist von einer entwickelten Kultur auszugehen, die Arbeitsteilung über die geschlechtliche hinaus kannte. Wir werden sehen, daß ein Stamm, der ihn bauen konnte, wohl an die tausend Menschen umfassen mußte. Und das lange vor dem bis noch vor kurzer Zeit angenommenen Beginn des seßhaften Landbaus. Hohe Mauerringe mit über zehn Metern Durchmesser aus Felssteinen sind seine Basis. Besonders kennzeichnend sind die bis fünfeinhalb Meter hohen freistehenden T-Pfeiler im Innenraum und die bildhauerische Kunst auch an den Stützpfeilern der Mauern. Die beiden Mittelpfosten tragen in einem solchen Gedanken an eine große Rundhütte eine Dachkonstruktion. Tatsächlich gibt es schon aus früherer Zeit Fundstellen von solchen Pfosten-Häusern, wie in Gönnerdorf am Rhein oder in Ain Mallaha nördlich des Sees Genezareth bereits aus der Natufien-Kultur. (Roaf, 1998: 27ff) Schmidt kommt aber nachvollziehbar am Göbekli Tepe zu offenen Kulträumen. Diese Mittelpfeiler trugen kein Dach, sondern eher den Himmel.

<sup>1</sup> Schon A. v. Humboldt (1967: 373) sieht diesen Zusammenhang. Ausdrücklich in dieser Weise Lafitau's Bericht von 1726 (dt. 1752) über Indianer. Lindner (1987) verweist auf die altgriechischen Mythen der Mänaden/ Bacchantinnen, die zum Beispiel Orpheus ermordeten (während mythische Amazonen gegen Bewaffnete kämpften). Die Christen übernehmen dies zum Beispiel in die Figur der Salomé, der Tochter von Herodias und Herodes, der auf ihren Wunsch Johannes köpfen läßt und den Kopf in einer Schüssel auf den Tisch stellt (Hinweis auf Omophagie, Kanibalismus). Menninger (1995) zeigt demgegenüber, daß die Berichte über „Menschenfresser“ in Amerika im 16. JH alle aufeinander bezogen sind; ich bestreite nicht vielfache Kopffjägeri und Kanibalismus. Es scheint eine (unglaubwürdige) Übertragung aus dem Wissen über die alten Griechen und der christlichen Vorstellungen auf die Indianer (und andere Völker?) gegeben zu haben. Vergleichen Sie auch den Animismus in der Ilias – überall tätige Gottheiten.

<sup>2</sup> Hier soll nicht versucht werden, Magie mit SchamanInnen von Religion mit PriesterInnen aufwendig zu scheiden; vielleicht hilft das Verständnis als Pole einer Reihe, zwischen denen mal mehr mal weniger von Magie oder Religion vorkommt: Magie versucht durch direkte, „mechanische“ Einflußnahme auf die Geistwesen in allen Erscheinungen Einfluß zu nehmen (gute/ böse Zauber). Der andere Pol ist eher „Gottesdienst“ der Gläubigen und PriesterInnen, die als Dienstpersonal auftreten. Dazu unten mehr.

<sup>3</sup> Von Bronislaw Malinowski, der ausdrücklich methodische Regeln der Ethnologie formuliert, erfahren wir zum Beispiel, er habe auf *sehr entschiedene und aggressive Art* versucht, den Leuten auf den Trobriand-Inseln – anstelle ihres Glaubens an Geistzeugung der Kinder – die wahre Ursache der Zeugung zu vermitteln. (1979<sup>b</sup>: 138)

Die äußerliche Beschreibung des steinzeitlichen Bauwerks ist nicht übermäßig komplex, auch deshalb nicht, weil hier nur auf die bislang älteste Grabungsschicht III bezug genommen werden soll. Dort wurden im wesentlichen vier Bauanlagen gefunden, drei sind von einem Typus, eine kleinere, die Anlage A, hat einen etwas anderen Charakter: ihr Grundriss ist eher rechteckig, ein kleiner Raum, an den eine Apsis anschließt; davon soll folgend nicht die Rede sein. Die anderen drei Anlagen sind angenähert kreisförmige Mauerkomplexe, deren Wände von Pfeilern gestützt werden, und in deren ungefähre Mitte zwei größere Pfeiler stehen. Eine Anlage (C) hat zusätzliche äußere Mauerringe und einen längeren schmalen, von Mauern eng begrenzten Eingang (bei den Griechen: Bromos). Mein fotografiertes Modell deutet Anlage D an, um sich die Perspektive ein wenig vorstellen zu können, wenn sich Menschen näherten und eintraten. Ihr eiförmiger Grundriß ist außen ungefähr zwölf mal 16 Meter groß. Von ihr spreche ich künftig. Die äußeren Pfeiler ragen um drei Meter über den Felsboden hinauf. Die umfassende Mauer wird etwas weniger hoch gewesen sein, reicht aber zum Teil nach oben in die Pfeilerköpfe hinein.

Deutlich größer sind die inneren beiden T-Pfeiler. Vor allem um sie geht es bei dem Tempel. Fünfeinhalb Meter ragen sie über Grund und stehen in etwa fünf Meter Abstand zueinander, leicht in ihrem Winkel zum Eingang hin geöffnet, damit sie in ihrer Bedeutung genügend wirken und den Eintretenden nicht zu schmal erscheinen.<sup>1</sup> Sie stehen auf ganz flachen Felssockeln, die sich wie Inseln im Urmeer ausnehmen, weil Enten an den Kanten dieser Insel-Sockel als Hochreliefs die „Ufer“ verzieren. Ein Urmeer, von dem die Welt umgeben ist, sahen mesopotamische Mythen (die Urinsel Tilmun) und noch ähnlich griechische. Die Pfeiler sind in die Sockel eingespannt, wie die anderen Pfeiler wohl auch in den Boden hinein reichen. Auf der Brust weist der vom Eingang aus links stehende Pfeiler ein Bukranium, einen symbolisierten Stierkopf, als Flachrelief auf, der andere drei Zeichen untereinander: H-Symbol, Kreis und nach oben offener Halbmond.<sup>2</sup> Sind die Haupt-Pfeiler Mond und Sonne, oder Erde und Himmel? Das Horn steht in manchen alten Kulturen für Mondgottheiten. (Altamira, 1995: 104) Morenz/ Schmidt diskutieren die Relief-Icons auf diesem Pfeiler als „Namenstäfelchen“ hinsichtlich Mond und Mondsichel. (2009: 25) Wie der Bauch einer Schwangeren sieht dieser Bau (D) auf dem Berg aus; die Zulu in Südafrika sehen in der (ungefähren) Kreisform ihrer Gehöfte den Mutterleib. (>Bild-2: 142) Vor allem von innen. Nicht der weite Blick über die Ebene, über das „eigene“ Land, kennzeichnet ihn. Es geht bei dieser Architektur um die Abgeschlossenheit von Allem, um die Leere, aus der vielleicht der Ursprung der Gemeinschaft rituell neu entstehen soll, um sie mit den GöttInnen immer wieder in Einklang zu bringen, zum Beispiel wenn der Frühling kommt; Sumer kennt einen solchen Ritus als „Heilige Hochzeit“. Nur der Himmel ist aus diesem Erdenrund aus Mauern heraus sichtbar, der Himmel, in den die beiden (männlichen) Hauptgötter ragen, die vielleicht auch Himmel und Erde trennen. Auch das könnte zur Vorstellung eines Urmeers „passen“, aus der der bauchige Berg insgesamt herauschaut. Eine sehr frühe Mythe ist auch die vom kosmischen oder Himmels-Baum, auch als Pfahl, Mast, Band verstehbar, (Vieyra, 1977: 88) eine Figur, die ebenfalls durch den Tempel auf dem „Berg“ selbst symbolisiert werden könnte. Von außen, von unten aus der Ebene her, erschien der Tempel als ein ungeheuerliches Symbol der Kraft und der Macht über die Welt, deren Mittelpunkt er für seine ErbauerInnen bezeichnete.

Besonders wichtig für die Beurteilung der Anlagen sind die Formen der Pfeiler, die als T-Pfeiler bezeichnet werden: die kleineren bestehen aus Kalksteinplatten, die vielleicht bei vierzig Zentimeter Dicke um einen knappen Meter breite Schäfte haben; darüber ist ein ähnlich hoher Kopf symbolisiert, der hinten wie vorn als Hinterkopf und Gesicht/

<sup>1</sup> Auch beim Parthenon geben leichte Maßabweichungen (der Ecksäulen) der Perspektive einen ästhetischen Gewinn. Auf der athenischen Akropolis stehen alle Gebäude so, daß sie von Eingang sofort ihre Dimension, Länge und Breite, zeigen; das sei demokratisch, kann gesagt werden. Ganz anders als die ägyptischen Tempel, die Gäste durch die Widderalleen zentral auf die beeindruckenden Pylone zuzugehen zwingen.

<sup>2</sup> Knapp 50 Kilometer südlich von Urfa/ Edessa liegt Harran, das der Ebene den Namen gab, auf der auch der Göbekli Tepe liegt. Dort kreuzten sich der Karawanenweg von Mosul und Ninive nach Aleppo und zum Mittelmeer mit einem von Damaskus über Palmyra, Urfa nach Norden. In Harran wurde (um 1.850 vC) der Mondgott Sin verehrt, dessen Zeichen Kreis und Halbkreis waren. Die Quellenlage über die Sabier ist dürftig. (Segal, 1963: 201ff) Spontan kam mir diese Kombination, H, Kreis und Halbmond, als Frauenkörper vor: Busen, Bauch, Vulva, doch die Verwendung des H-Symbols an anderen Stellen auch um 90° gedreht stört diesen hübschen Gedanken. Bei der gefundenen nur minimalen Einspanntiefe der Mittelpfeiler in den Felsboden bei Anlage D von 15 Zentimetern stellt sich die Frage nach einer Abstützung.

Kinnpartie übersteht, weshalb von T-Pfeilern die Rede ist.<sup>1</sup> Die umschreibenden Rechtecke weisen über Grund etwa ein Verhältnis Eins zu Zwei auf.<sup>2</sup> Die Pfeiler sind eindeutig als „menschlich“ markiert, sie haben oft als Flachrelief angedeutete Arme und Hände, die sich vor dem Bauch schließen. Die großen Pfeiler der Anlage D – sie haben Köpfe von etwa zweieinhalb Meter Länge im Grundriß – zeigen darüber hinaus Gürtel und einen angedeuteten Fellschurz; sie stehen dadurch für *männliche* Figuren. (JB, 2009) Die T-Pfeiler weisen meist Flachreliefs auf, die manchmal von den anschließenden Mauern überdeckt sind. Verweist das auf grundlegende Baustufen? Standen die Pfeiler zuerst allein? Zumindest in einem Fall (Anlage C) wurde ein bildhauerisch aus dem Stein des T-Pfeilers fast vollständig ausgearbeitetes Tier als Hochrelief gefunden; an anderen Stellen scheinen solche Arbeiten abgeschlagen zu sein. Das könnte mit der späteren Verfüllung der ganzen Anlage der Ebene III zu tun haben, die nach einer unbekanntenen Nutzungszeit diesen Teil des Kultbaus „beerdigte“, vielleicht mit feindlicher Absicht, vielleicht um mehr Platz für Tempel des wachsenden Stammes zu schaffen. Zu diesem Ende soll hier nicht mehr gesagt werden, als daß sich im Geröll zur Verfüllung auch menschliche Knochen finden, vielleicht solche aus aufgelassenen Gräbern; unberührte Gräber oder Schädelbestattungen fanden sich bislang nicht. Später wurden – zum Teil auf dieser Verfüllung – neue Anlagen mit deutlich kleineren T-Pfeilern errichtet.

Wer einen solchen Tempel baut, versteht sich offenkundig als *seßhaft*, markiert ein bestimmtes Gebiet,<sup>3</sup> selbst wenn das alltägliche Leben noch mit Sammeln und Jagen verbracht wird und temporär wechselnde Lager/ Camps bezogen werden, oder Jagdlager an Herdenrouten der Region die Hauptsiedlung ergänzen.<sup>4</sup> (Bosinski, 1989) Diese Menschen waren höchstwahrscheinlich in Familien gruppiert, wie es bei allen bekannten rezenten Urvölkern der Fall ist. Ob es bei den früheren Gruppen unter den großen Felsdächern (Abriss), die sich vor allem in Südfrankreich finden, viel anders war, steht dahin. Wo immer es ging, blieben schon die WildbeuterInnen – wenn wir sie als *Typus* beschreiben – an guten Plätzen, nicht zuletzt um auf dem heiligen Boden der Ahnen zu leben. Das bedeutet: die Erkenntnisse über einzelne Siedlungen seßhafter SammlerInnen und Jäger in der Zeit der Proto-Neolithisierung und noch weiter zurück geraten stärker als bisher in den Vordergrund der Überlegungen. Begann dieser Prozeß deutlich früher bereits flächendeckend oder jedenfalls in vielen regionalen „Inseln“? Muß das Menschenbild insgesamt geändert werden, das mit der Eis- und Steinzeit noch verbunden wird? Heute ist in der Wissenschaft von „komplexen“ WildbeuterInnen die Rede, wenn die bereits weitgehend seßhaft lebten. Die Eiszeit endete – am Übergang vom Pleistozän zum Holozän – gerade offiziell, als am Göbekli Tepe Baumeister bis weit über zehn Tonnen schwere Fels-Rohlinge bearbeiten und dann die aufwendig verzierten anthropomorphen GöttInnen-Pfeiler mit angedeuteten Köpfen in T-Form aufstellen ließen. Eine schlagkräftige Organisation mußte geschaffen sein – geistig vor allem!

Wer über komplexe WildbeuterInnen oder SammlerInnen und Jäger nachdenkt, muß sie von nomadischen Lebensweisen unterscheiden, die sich keineswegs immer decken. Solche Gruppen ziehen nicht nur alle Tage herum, füttern was sie am Wege finden und was die Jäger heimbringen, wenn sie etwas heimbringen, zumal Jagd- und Kriegsglück von der Einhaltung bestimmter Tabus der Frauen (!) zu Hause abhängen konnten. (Lévy-Bruhl, 1910: 59, 207; ähnlich Malinowski, 1979: 244) Oft wird ihr Wirken als Typus zu einseitig in den hohen Norden verlegt, in die Tundren vor dem unermeßlichen Eisschild, in denen sie Tierherden hinterher rannten und sich die Jäger bevorzugt unter das Mammut

1 Sie nehmen seitlich gesehen den Grundriß erster sumerischer Tempelhöfe (und dann die christliche Kirche, die mit der Absis noch einen monotheistischen „Kopf“ bekam) vorweg; siehe Tempel D im Uruk der alt-sumerischen Zeit von 2.900 vC. (Schmökler, 1956: 103)

2 Leider bekomme ich keine Maße; nach dem Plan bei Schmidt sind die großen Pfeiler in Anlage D im Kopf etwa 2,5 m breit, der Schaft mag dann knapp 2,0 m breit sein, die Dicke sei 0,5 m, der Pfeiler ist 5,65 m lang. Dann wiegt ein fertiger Pfeiler bei einem Gewicht des Kalksteins von 2,7 t/m<sup>3</sup> um 6 Tonnen. Im Rohzustand bei einer Plattengröße von 3x6 m und 0,6 m Dicke kommen an die 30 Tonnen zusammen; dazu unten mehr.

3 Gebel möchte für das Neolithikum Seßhaftigkeit auf Orte beschränken, „*bei denen der substanziale Teil einer Gemeinschaft seinen Lebensmittelpunkt ganzjährig und über mindestens 10 Generationen hinweg an einem Standort aufrechterhält, der die Subsistenz weitgehend allein bestreiten ließ und eine ‚kontinuierliche‘ Sozial-, Wirtschafts- und Kulturentwicklung ermöglichte; Seßhaftigkeit sollte auch immer durch bioarchäologische und archäodemographische Daten bewiesen sein*“. Die Existenzweise von an dauerhaften Standorten lebenden WildbeuterInnen wird aber für die Levante angenommen. (2002: 28ff) Zehn Generationen als Maßstab scheint eine zu lange Zeit in unsicherer Lebenslage, wo Konflikte einen Stamm auch zum seßhaften Weiterleben an anderem Ort zwingen können, wie es Gebel selbst anspricht.

4 Dietl erkennt aus dem Survey von Freilandfundplätzen in der levantinischen Steppenzone Syriens und Jordaniens zum Epipaläolithikum hin eine Regionalisierung der vorher größeren Streifgebiete beim Homo sapiens und zuvor schon beim erectus oder neanderthalensis. (2009: 112)

schlichen, um den Speer von unten ins Herz zu stoßen, wie es zumindest in einem Fall belegt scheint – Steinzeit, Eiszeit, Primitivzeit? Natürlich gibt es auch nomadisch lebende Gruppen, die sich zumindest über bestimmte Zeiten an Tierherden orientieren, doch die Reiselust von wandernden Tieren scheint auch gelegentlich überschätzt. Meist sind offenbar Basis- und Jagdlager Grundlage des Lebens gewesen. Ein Nomadentum spielt als besonderer Typus wildbeuterischen Lebens auch in den Steppen Afrikas und Asiens eine Rolle, doch selbst Hirtenvölker wechseln Sommer- und Winter Routen oder -plätze in ihrer Region regelhaft. Und immer wieder werden diese Menschen nur als „Jäger“ gedacht, nicht nur weil sich vom Frauenleben weniger über die Jahrtausende erhält, sondern als grundsätzlich männliche Sicht auf die Welt.<sup>1</sup>

Wenn auch oft davon die Rede ist, steinzeitliche Gruppen hätten – wie die entsprechender rezenter Urvölker – im Durchschnitt 30 Personen, muß doch für die soziologische Analyse erstmal von größeren sozialen Einheiten in einer Region ausgegangen werden, von Stämmen oder Völkern, die sich nach Bedarf aufteilten (und so die oft nur bekannten kleinen Fundplätze schufen). Die Khoisan oder Mbuti lebten bis in die Gegenwart so, sind aber insgesamt größere Völker, die sich die Streifgebiete aufteilen, wie wir noch sehen werden. Wie wäre auch eine isolierte 30-Kopf-Gruppe über etliche Jahrzehnte in der Wildnis vorstellbar? Entweder sie wächst, oder sie geht unter. Schon sehr früh gab es offenkundig intensive Vernetzungen und nicht bloß hin und wieder Regionaltreffen solcher Gruppen. (>Burenhult, 2004: 88, 91; >Eiszeit, 2009: 124, 131, 142) Wie sollte sich die neueste Steintechnologie über große Distanzen gleichmäßig verbreitet haben, wenn nicht auch intensive Sozialkontakte über weite Strecken bestanden und nicht nur beiläufiger Handel? Zu bedenken sind die frühen hohen Kulturleistungen, wie bei der Höhlenkunst im Südwesten Europas. Sollen wir uns jene zugleich als simple WildbeuterInnen vorstellen, die täglich von der Hand in den Mund leben? Wer solche Gemälde schaffen kann und will, gibt Auskunft über sein Leben. Auch hier sind es die Männer, die wie selbstverständlich als Schöpfer gelten, obwohl es meist gar nicht Jagdwild ist, das abgebildet wird. Tiere kannten die sammelnden und schlachtenden Frauen wie sie. Oft sind Frauen gerade bei „Fummelarbeiten“ geschickter; sollten die Männer auch die große Zahl der sehr kleinen Stücke als Schmuck in Serie gemacht haben, die sich in Gräbern fand? Eine Perle zu machen, habe zwischen 45 Minuten und zwei Stunden gebraucht, zeigten Experimente; das Doppelgrab zweier Jugendlicher in Sungghir von vor 24.000 Jahren enthielt 10.200 Stück davon – mindestens 7.650 Männerstunden, oder 319 mal Tag und Nacht, mindestens! Sie waren an die Kleidung genäht. Noch etwas älter sind übrigens erste Spuren gewebter Stoffe in Pavlov, Tschechei. (>Eiszeit, 2009: 172) Ohne die Sicherheit, bei der Heimkehr von der Jagd ein Lager vorzufinden, Kleidung zu haben, Kleinvieh, Obst, Gemüse und Salat auch, und das Dach überm Kopf, ließe sich nicht nur Kunst schlecht machen. Wenn es auch eine typische Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern gegeben haben wird, ist wohl – wieder als Typus gedacht – von einer breiten Überlappung der Tätigkeiten auszugehen. (>Eiszeit, 2009: 158)

Um den Plan zu fassen, einen solchen Tempel zu bauen, mußte es im Verständnis jener Leute lange Zeit bereits die Vorstellung einer sozialen Einheit gegeben haben. Erst dann kann an ein solches Gemeinschaftswerk „gedacht“ werden. Neben der geistigen mußte auch die äußere Struktur einer Gemeinschaft geschaffen worden sein, in der die möglichst konsensuale religiöse Wandlung und dann deren bauliche Symbolik zu bestimmen waren. Das geht nicht ohne eine gewisse Nähe zumindest der Eliten mehrerer Gruppen, oder falls es herausgehobene Führungsfiguren noch nicht gab, eines großen Teils dieses Stammes für (immer wieder) längere Zeit; Jahrestreffen reichten dazu kaum aus. Ein näheres Zusammenleben war nötig, und daraus ergaben sich wiederum Folgen. Zuerst zumindest hinsichtlich der Ernährung der nun umfangreicheren Bevölkerung in einer festgelegten „eigenen“ Region, die in Streifgebiete aufzuteilen war und doch Nähe ermöglichte. Vor allem bedurfte es aber eines triftigen Grundes für eine solche Entwicklung bei strukturell konservativen WildbeuterInnen! Gefahren von außen durch Mensch oder Umwelt sind denkbar, ebenso innere Transformationen dort bereits lebender Gruppen. Oder kam ein

<sup>1</sup> Kurztexzte in einem Katalog können beispielsweise so begonnen werden: A) Bereits früheste menschliche Hinterlassenschaften zeugen davon, dass der Mensch stets ein Jäger war. B) Über Hunderttausende von Jahren bildete die Jagd die Hauptgrundlage des menschlichen Lebens und Überlebens. (>Eiszeit, 2009: 186, 192) In einem Lehrbuch zur Archäologie heißt es nach Verwendung nur der Wortes Studenten: hier wie im Gesamten Buch schließt die männliche die weibliche Form stets mit ein; nein, ausdrücklich nicht, und in einer Anleitung für Studentinnen schon gleich gar nicht. (Eggert/ Samida, 2009, Ur- und Frühgeschichtliche Archäologie, Köln/ Weimar/ Wien).

neuer Stamm? Als Eroberer? Wer weiß. Bei der Diskussion einer neuen Weltsicht wird sich ein Kern jener *Kultgemeinschaft* (Schmidt) gebildet haben, die sich später über die Harran-Ebene ausdehnte. Und das über lange Jahre, bis sie jene Fläche von einem Radius um die 200 Kilometer in Anspruch nahm, in der ähnliche Funde gemacht wurden. Noch 1.000 Jahre später entstanden weitere geistige Zentren dieses offenkundig erfolgreichen und fruchtbaren Stammes, etwa in Nevalı Çori.

Auf dem Göbekli Tepe als Zentrum jener fruchtbaren Harran-Ebene fanden sich noch keine Hinweise auf domestizierte Pflanzen oder Tiere, die auf neolithische Dörfer verweisen könnten. Doch waren in der Levante (östliche Mittelmeer-Region) bereits ältere Hütten und Siedlungen entdeckt worden, deren BewohnerInnen sich primär von Wildgetreide, Sammel- und Jagdgut ernährten. (Roaf, 1998: 27f; Bartl, 2004) Was dabei unter Hütten zu verstehen ist, sei dahingestellt: ein Gerüst aus Baumstämmen, Ästen und mit Fellen, Blättern, Stroh, Grassoden oder ähnlichem gegen Witterung geschützt, mag auch als Zelt betrachtet werden. In Gönnersdorf und Andernach bei Neuwied/ Oberrhein wurden aus der Zeit um vor 15.500 Jahren bereits in komplexen Siedlungsstrukturen große runde Wohnbauten ausgegraben, die mit senkrechten Pfosten errichtet waren; es fand sich ein Grillspieß und eine Kochgrube, in die heiße Steine zum Erhitzen der Suppe geworfen wurden. Die Region bestand vor allem aus eiszeitlichen Grassteppen. (>Sirocko, 2010: 89f) Allerdings war diese Steppe so wildreich, daß nur eine relativ kurze Zeit täglicher Jagd benötigt wurde. (Bosinski, 1981: 58) Eßbare Pflanzen waren Eicheln, Wacholderbeeren, Haselnuß, Gräser (frühes Getreide), Süßgräser (Mannagras) Blüten von Kamille und Scharfgarbe, Blätter vom Löwenzahn, Wurzel und Blätter der Wegwarte (Zichorie), Melden-Arten, Wurzeln von Nelkengewächsen, ganzer Beifuß und ganzer Topfnambur. Für die gesunde Ernährung ist solche Kost nötig. Eskimo essen deshalb den Mageninhalt gejagter Rentiere. (65f) Die Steine für das Werkzeug wurden von den Leuten aus über 100 Kilometer Entfernung beidseitig des Rheins geholt. (68) Übermäßig gesund scheinen Menschen der Eiszeit jedoch nicht gewesen zu sein, von Verletzungen abgesehen; Zahnschmerzen als Volkskrankheit? (>Eiszeit, 2009: 164) Die Jagd, besonders die auf Pferde, an anderen Orten und Zeiten auch sehr viel auf Ren, war in solcher Umwelt primäre Ernährungsform und der Zusammenhang mit wandernden Herden von größerer Bedeutung als zu jener Zeit und in der Region, mit der wir uns beschäftigen wollen: 4.000 Jahre später am Göbekli Tepe in einer deutlich wärmeren Umwelt, die neben anderer pflanzlicher Kost auch Wildgetreide in reichem Maße bot, wie Funde der Archäologie zeigen, so daß diese primär war. Der Fund eines Ortes von vor etwa 17.000 Jahren am Ostufer des Sees von Genezareth, Ain Gev, kann dafür benannt werden. Dort wurden behauene Steine als mutmaßliche Bodenplatten für runde Hütten gefunden, dazu Sichelklingen und ein Steinmörser zum Zerstoßen von Wildgetreide. Die Getreidekörner mußten zerquetscht werden, um sie verdauen zu können. Diese (Kebaran-) Leute nutzten Wildgetreide und jagden dazu vor allem Gazellen und wilde Ziegen. (Roaf, 1998: 27) Brentjes spricht für die Zeit um vor 15.000 Jahren von Mörsern von 50 Kilogramm Gewicht und von „Silos“ aus der Zeit vor 12.000 Jahren. (1981: 43) Es gab mit Lehm ausgestrichene Vorratsgruben. (Bartl, 2004) Zumindest zur Getreidesaison wurde dieser Ort (und der Mörser) jeweils wieder aufgesucht.

Zur Kultgemeinschaft des Göbekli Tepe kamen weitere Orte hinzu, wie der etwa 1.000 Jahre später entstandene Ort Nevalı Çori etwas nördlich Urfas, dessen Grabungsstätte mittlerweile im Atatürk-Stausee versunken ist. Dort fanden sich T-Pfeiler gleichen Typs in einer kleineren, fast quadratischen Kultanlage neben rechteckigen Gebäuden für mögliche Wohn- und Lagerzwecke, die es am Göbekli Tepe (bislang) nicht gibt; auch Tonfiguren wurden ergraben. Der Fundort Çayönü, etwa 180 Kilometer nordnordöstlich, erbrachte einen ähnlichen kleinen Kultbau, jedoch mit nicht eindeutig bestimmten Pfeilerformen. In dieser Grabung wurden in der Schicht der frühen prä-keramischen Zeit (PPN A)<sup>1</sup> Rundhütten gefunden, in der späteren (PPN B) dann schon rechteckige Häuser wie in Nevalı Çori.<sup>2</sup> Aurenche hält diese Kultbauten für Stätten analog zu Männer- oder

<sup>1</sup> Die akeramische Zeit bezeichnet jene Fundstätten, die noch keine keramische Scherben aufweisen. Erst 1952 wurde erkannt, es gäbe auch dort bedeutende Fundplätze. Die Ausgräberin des Turms in Jericho, Kenyon, sprach von Vorkeramischem Neolithikum, Pre-Pottery-Neolithic, die ältere, PPN A, etwa 9.500 bis 8.500 vC, PPN B 8.700 bis 6.000 vC; Neolithikum = Seßhaft, Kulturpflanzen und -tiere. In China sind einzelne Keramikscherben von Töpfen aus der Zeit vor 20.000 Jahren bekannt, auch Mahlsteine und Feuerspuren fanden sich in der Xianrendong-Höhle der Provinz Jiangxi. (Spiegel.de 29.6.12) Sehr alt auch Keeramik in Japan bei den Ainu.

<sup>2</sup> Dort fanden sich auch Sondergebäude, von denen eines in Raummitte zwei stelenartig aufgerichtete Steinplatten aufwies, das andere enthielt große Ansammlungen von Menschenknochen und Schädeln. In einem

Ahnenhäusern im (späteren) Ozeanien oder den Kivas der Puebloindianer; auch von Orten für Initiationsriten ist die Rede. (>Ausstellung, 2007: 63) Solche T-Pfeiler sind an noch zwei Standorten der Region bekannt, an denen aber derzeit keine Grabungen durchgeführt werden, (Schmidt, 2008: 61) ein weiterer Ort, Hamzan Tepe, liegt in Urfa. In dieser Stadt wurde bei Bauarbeiten (irgendwo) die bislang älteste bekannte, halbwegs realistisch gestaltete Skulptur ausgebuddelt, zwei Meter hoch! Noch zwei archäologische Funde außerhalb dieser Zone seien erwähnt, um das steinzeitliche Szenario zu komplettieren, von dem hier gedanklich wesentlich ausgegangen wird: der etwa 500 Jahre später gebaute Turm des nördlich des Toten Meeres gelegenen Dorfes Jericho entstand aus ähnlichem Felssteinmauerwerk; Höhe und Durchmesser neun Meter! Von besonderer Bedeutung für die Diskussion um frühe Lebensweisen war der um vor 8.000 Jahren errichtete Ort Çatal Hüyük weit westlich in Anatolien. Vor der Entdeckung des Göbekli Tepe galt der Ort als älteste bekannte „Stadt“ der Welt. Er wurde nicht zuletzt durch den Fund einer angeblichen Großen Muttergöttin berühmt, die über Jahre die archäologische Interpretation beeinflusste. Tatsächlich war er eine bäuerliche Wohnsiedlung mit hohem Jagdanteil an der Ernährung; die Gebäude aus Lehmziegeln stehen Wand an Wand.<sup>1</sup> Das Wandrelief dort, das diese Göttin zeigen sollte, erwies sich jetzt als ein Tier, auf das von oben gesehen wird, nicht eine Frau (mit zerschlagenem Kopf) in sitzender Gebärhaltung mit ausgebreiteten Armen und Beinen von vorn. Solche Reliefs finden sich ebenfalls am Göbekli Tepe in sehr ähnlichen, aber vollständiger erhaltenen Darstellungen. Wenn Region und die Bauten auch deutlich differieren, gibt es also dennoch Gemeinsamkeiten bezüglich dieser Tierdarstellungen, so wie von den Mauern am Göbekli Tepe vielleicht auch zu den großen Felssteinwänden Jerichos.

Es gibt eine weitere Entdeckung, die Denken und Glauben am Göbekli Tepe beleuchtet. Bei den Grabungen fanden sich am Kultbau bereits abstrakte Zeichen, mnemotechnische Symbole, als bildhafte Gedächtnisstützen oder neolithische Hieroglyphen.<sup>2</sup> Neben den Symbolen auf den Pfeilern wurden dazu kleine steinerne Täfelchen entdeckt, die wir uns (nur: optisch) ähnlich wie die aus Ton bei den Keilschriften vorstellen können. Steine mit Ritzzeichen, die es auch in jüngeren Fundorten gibt, wie in Nevalı Çori, Çanönü oder Mureybet. (Schmidt, 2008; 2005) Diese Zeichen waren zusammen mit den weit überwiegenden Darstellungen von Tieren in jener Zeit Wiedererkennbares für die Menschen, eine Vorform der Schrift, die vielleicht verschiedene Gruppen bezeichnete. Das bestärkt den Eindruck, es kommt am Göbekli Tepe eine ausgeprägte *kulturelle* Welt zum Vorschein, weit mehr als sich mit SammlerInnen und Jägern typischerweise verbindet.<sup>3</sup> Schon die weit älteren Höhlenmalereien weisen unbestimmte Zeichen auf. (Ruspoli, 1998; >Eiszeit, 2009: 242)

Die Entwicklung zum seßhaften Landbau, vorerst ohne Pflug, wurde bislang als Neolithische Revolution bezeichnet, die erst vor 10.000 Jahren als struktureller langsamer Prozeß begonnen habe. (Childe) Der Ausgräber des Göbekli Tepe, Schmidt, kann sich eine konkrete Revolution um dieses Heiligtum herum vorstellen: „*Nicht die neuen, von*

---

dritten war ein Terrazzoestrich verbaut, kleine in Mörtel gegossene Steine, die abgeschliffen werden. (Schmidt, 2008: 63) Der Fund ähnelt dem Sondergebäude von Nevalı Çori.

1 Anatolien ist geografisch die Ebene westlich des Taurus-Gebirges; politisch wird heute bei den Ländereien bis an die Ostgrenze der Türkei von Anatolien gesprochen. Nord-Mesopotamien liegt zwischen Taurus und der Verlängerung des Zagros-Gebirges nordwestlich nach Kurdistan entlang der Grenze zu Syrien und Irak. Zu nennen ist auch Aşıklı Höyük aus der Zeit des akaramischen Neolithikums (PPN B) am Vulkan Hasan Dağ westlich des Mittleren Taurus in Anatolien.

2 Wird die mehrere tausend Jahre lange Entwicklung der ersten Texte von Uruk bis zum von den Griechen von den Phöniziern übernommenen Buchstabenalphabet bedacht, kann ein Rückdenken zu ersten Anfängen nochmals tausende von Jahren zuvor nicht mehr als abwegig erscheinen, wobei kaum von direkter Kontinuität ausgehbar ist. Aber warum sollte ein solches Prinzip nicht schon dort seine Wurzeln haben, es gab ja auch sehr früh schon Handel, wie in Çatal Hüyük gefundene Objekte zeigen; viel früher auch weiter im Norden von Spanien bis Sibirien. (Burenhult)

3 Mit rezenten Urvölkern, die auch heute immer mal wieder von der Luft aus im Regenwald „entdeckt“ und fotografiert werden, wie sie mit Pfeilen den Hubschrauber beschießen, hat die Situation kaum etwas zu tun. Ich verweise auf einen ähnlichen Fall, um zu einigen meiner Quellen etwas zu sagen. 1971 wurde auf den Philippinen mit großem Presseaufwand die Entdeckung des Stammes der Tasaday zelebriert. Es scheint, daß diese 24 „Steinzeit-Menschen“, die fast nackt in Höhlen lebten und außer Kleingetier (Kröten, Krebse) nichts „jagden“, aus innenpolitischen Gründen präsentiert wurden. In einer Buchreihe werden Zweifel geäußert und zugleich beiseite geschoben. (>Bild-5: 49; andernorts wird der Betrug deutlich untersucht: Lee/ Daly, 1999: 457ff) Deshalb verweise ich auf meine populärwissenschaftliche Quellen, ohne die eine Übersicht zu einem fremden Thema schwer ist. Herausgeber der genannten Reihe ist Evans-Pritchard, einer der meist zitierten Anthropologen, mit Co-Herausgebern wie dem Archäologen Braidwood (bedeutend zu: Südwestasien), mit Heyerdahl (siehe unten: Osterinsel), oder Leakey (Hominiden-Forschung in der Olduvai-Schlucht). Auch die AutorInnen, oft professoral, sind zum guten Teil als seriös bekannt, wie Turnball (siehe unten: Mbuti).

*der Natur aufgezwungenen Überlebensstrategien, sondern die durch religiöse Verhaltensweisen hervorgerufenen gesellschaftlichen Zwänge führten offenbar zur Entwicklung neuer Subsistenzstrategien. Mag das Ende der Tempel des Göbekli Tepe als revolutionäres Geschehen oder als Effekt klugen Kalküls bestehender Eliten zu denken sein – es war wahrhaft eine ‚neolithische Revolution‘, und zwar mit einem bedeutend dramatischeren Verlauf, als es Gordon Childe im Sinn hatte. Der ‚Jäger‘ hatte an Bedeutung verloren, und als seine Bedeutung schwand, schwand auch die Bedeutung seiner religiösen Riten und Zwänge, und mit ihnen verschwanden auch seine Kultanlagen. Als die wirtschaftlichen Grundlagen sich damals wandelten, sank auch der weltanschauliche Überbau in den Staub, so wie wir es an den gewaltigen und einstige Macht demonstrierenden Kultanlagen des Göbekli Tepe sehr schön beobachten können“.* (2008: 256) Ob es ein solches Ende gegeben hat? Passen diese Baustrukturen nicht eher in die neue Zeit? Die Anlage wurde allerdings nach 2.000 Jahren aufgegeben, dem bisher angenommenen Beginn der neolithischen Revolution. Manches deutet heute darauf hin, diese Revolution könnte weit früher begonnen haben als von Childe gesehen; dessen Vorstellung, Landbau habe in Oasen begonnen, überholt ist, sie begann wohl an den hügeligen Randzonen von Taurus und Zagros (Hilly Flanks, Braidwood; Schmidt, 2008). Bei Roaf ist das Gebiet um den Göbekli Tepe vor den nördlichen Bergen als Nadelwald bezeichnet. (1998: 22; siehe Uerpman, 2007) Schmidt spricht für jene Zeit dort von bestehenden großen Flächen von Wildgetreide mit einzelnen Bäumen und Galeriewäldern.

#### Zum Menschenbild

Nach Denken und Glauben früher Menschen wird hier vor allem gefragt. Gerade der Glauben scheint wichtig dabei, um jene Leute in ihrem Denken zu verstehen. Denn wir werden sehen, wie intensiv sie zwischen Geistwesen lebten, nicht nur an solche glaubten. Ihr Glauben kann – wie der von rezenten Urvölkern – als stets präsenter Teil des Lebens verstanden werden. Nichts spricht dafür, dies sei in Eis- und Steinzeit anders gewesen. Eher im Gegenteil. Daraus ergaben sich Zwänge der Selbstbeurteilung, (Sippen-) Ehre zeigt sich im Konflikt als besonders wichtig und (Blut-) Rache auch. Nur weil zwar Schlachtplätze zur Zerlegung von Tieren, aber keine Schlachtfelder unter den prähistorischen Funden sind, keine größeren offenkundig von Menschen zerhackten menschlichen Knochenhaufen, waren jene Zeiten kaum solche friedlichen Zeiten, in der Menschen in ihrer Freizeit allein Kultur und Kunst, dem Gesang und Flötenspiel frönten. (Ruspoli, 1998: 24) Ich verweise daher in diesem Text intensiv auf jene Analyse, die Lévy-Bruhl ab 1910 zum Denken, der geistigen Welt und der Seele rezenter Urvölker vorgestellt hat. Die Kritik an ihm, unter anderem von Lévi-Strauss, scheint nicht so tiefgreifend, als daß der Nutzen, noch über von der Zivilisation relativ „unberührten“ Völkern etwas zu erfahren, geschmälert würde, zumal ich vor allem die Fallschilderungen heranziehe.

Aufbauend auf den archäologischen Kenntnissen über die frühen Menschen im Nahen Osten und in Europa soll also eingeengt werden, um was für Menschen es sich gehandelt haben mochte, die ein solches Bauwerk schufen. Dazu wird zum *einen* vom Wissen über die menschliche Phylogenese ausgegangen, der Stammesgeschichte, um die kognitive Fähigkeit als Prozeß erkennbar zu machen, den die Hominiden durchliefen. Vor allem komme ich unten zum *anderen* auf die Ontogenese, die individuelle kindliche Entwicklung des modernen Menschen zurück, die auch für den Glauben so wesentlich ist. Vor knapp 70.000 Jahren begann Homo sapiens sich von Afrika und vielleicht schon der südlichen Levante aus über die Welt auszubreiten. Aus einer relativ kleinen Population („Flaschenhals“), auf die unsere Art geschrumpft war, bevor die Wanderungen begannen. Von Stamm-Mutter Eva wird neuerdings gesprochen.<sup>1</sup> Aus dieser Gruppe stammen jene, die den Homo erectus vollständig verdrängten beziehungsweise dessen (wahrscheinliche) Nebenlinien, wie heidelbergensis und neanderthalensis, sofern die nicht alle von allein ausstarben; vielleicht weil sie in den unermesslichen Weiten zu isoliert lebten. Daß sie nicht nur verschiedene Sippen, sondern unterscheidbare Arten waren, erkannten sie ja kaum. Spätestens beim Auszug aus Afrika ist sapiens offenkundig so weit entwickelt, daß auch jene, die die frühe Wanderung vor 60.000 Jahren in Richtung Australien unternahmen, bevor ab vor 50.000 Jahren Südwestasien und Europa besiedelt

<sup>1</sup> Noch wird in einem Katalog des Deutschen Museums München davon gesprochen, Homo sapiens sei eine Mischung aus weltweiten Entwicklungen. (Altamira, 1995: 14)

wurden, sich biologisch, kognitiv und sprachlich nicht unterscheiden. Der Prozeß der natürlichen Zuchtwahl in Darwins (1859) Verständnis liegt weit zurück.

Der Homo *sapiens* war also biologisch-genetisch „*immer schon*“ der moderne Mensch wie es heute alle Menschen sind, sagt uns die Biologie. Nur historisch unterscheiden sich seine Lebensbedingungen und -formen.<sup>1</sup> Er hatte also immer schon die gleiche *Kapazität* seines Gehirns, bildete aber entsprechend seiner Zeit und alltäglichen Erfahrung seine geistige *Kompetenz* aus. Auch seine Geistigkeit entwickelte (!) sich dabei, da er sie nicht der Natur entnehmen kann, die Sinn oder Geist nicht vorhält. (Dux) Menschen in dieser Weise auch geistig als historisch geprägt zu sehen hat zur Voraussetzung, den Übergang des Menschen aus früheren Formen nicht nur biologisch belegen zu können, um den Weg vom Tier zu ihm auch für die Entwicklung seiner Kognition verständlich zu machen. Neben der phylogenetischen Entwicklung muß auch die Funktionsweise der Ontogenese erklärt werden. Beide sind heute verstanden. Deshalb ist davon auszugehen, spätestens der Homo *sapiens* habe eine neue autonome und reflexive Geistigkeit entwickelt. Das heißt auch, im Zusammenhang mit der Fähigkeit der kognitiven und symbolischen Konstruktion seiner Welt von einer neuen Form komplexer sozialer Kommunikation auszugehen: von einer Grenzüberschreitung, nicht von einem bloßen Übergang von der tierischen Horde zur sozialen Gruppe, wenn es oberflächlich auch so aussah. Es veränderte sich weit mehr.

Damit ist als erkenntnistheoretischer Ansatz ein *empirischer Konstruktivismus* angesprochen, eine Analyse, nach der Menschen beim Aufwachsen sich ihre Umwelt im Kopf/ Gehirn symbolisch konstruieren (müssen). Jeder Mensch muß das von Geburt an tun. Die geistige Entwicklung des Homo *sapiens* ist empirisch belegt und rekonstruierbar. Allerdings geht es nicht um einen Konstruktivismus, bei dem geistige Substanz den Menschen nativistisch mitgegeben würde, von Gott, dem Weltgeist, der Natur oder ähnlichem mehr oder weniger fertig ins Gehirn oder die Gene gepflanzt. Zum Verständnis meiner Argumentation muß klar werden: zwischen der evolutiv verstehbaren Natur auf der einen Seite, in der es keinen Sinn, keinen Geist oder dergleichen gibt, und der geistig prozessierenden Sozialwelt auf der anderen, gibt es so etwas wie eine Grenze; sie wird auch zwischen Natur- und Gesellschaftswissenschaft deutlich. Sinn und Geist entstehen diesseits, wenn sie auch ihre Wurzel jenseits haben, in der Lernfähigkeit bei Tieren. Im Übergang vom Tier zum Menschen entsteht jedoch – betone ich noch einmal – etwas ganz Neues, was es zuvor nicht gab, eine Grenze zwischen *erectus/ neanderthalensis* und *sapiens*! Das ist eine rein pragmatische Forschungsvorgabe, nicht ein Versuch, naturwissenschaftliche Kontinuität etwa des Lernvermögens auszublenden; das ist eine andere Frage. Allerlei Fertigkeit bei Tieren werden nicht nur nicht bestritten, sondern auch von mir als Vorbedingung menschlichen Denkens betont! Wird jedoch in der Gesellschaftswissenschaft nur ein Übergang gesehen, beispielsweise beginnend bei Schnecken und Ottern, weil beide Steine benutzen können, über die Eirollbewegung der Graugans oder die Treffsicherheit des Schmutzgeiers beim Bombardieren eines Straußeneis hin zum Menschen, entsteht allzuleicht eine biologistische Vorstellung. Naturwissenschaft wird auf das Soziale übertragen, als würden solche und weitergehende Fertigkeiten auch beim Menschen in den Genen stecken. Die Schöninger Speere von Neandertalern und der Dorn, mit dem ein Vogel Maden aus der Rinde holt, trennt Welten. Andererseits darf selbst beim Bewundern der Fähigkeiten von Schimpansen nicht vergessen werden, daß unser gemeinsamer Stammbaum vor sechs bis sieben Millionen Jahren endete. (siehe Haidle, 1999; und dort folgende Beiträge)

Das Wissen um die Ontogenese verlangt bei der soziologischen (!) Sicht, heute in der Analyse vom Individuum auszugehen und nicht (mehr nur) direkt von Gesellschaft; die verstehe ich – im Anschluß an Marx/ Engels – als den Prozeß sozialer Verhältnisse. Ich gehe bei halbwegs gesunden Menschen als Typus nicht von einem Nativismus aus,

<sup>1</sup> Wenn ich nicht mehr von *sozialer* (!) Evolution, sondern stets von *Prozeß* rede, heißt das nicht, es gäbe nicht immer wieder Tendenzen solcher Art, so etwas wie einen Richtungssinn. Aber die Prozesse verlaufen differenzierter und sollen konkret ausgewiesen werden. Dabei geht es nicht darum, einen Anti-Evolutionismus zu stützen. Im 19. Jahrhundert war Morgan (1877) recht fortschrittlich. Ebenso ist der Begriff der *Fitneß* problematisch. Wer bestimmt denn, was *Fitneß* ist, das wäre doch wieder nur ein Gott. Der/ das Stärkere, sich bereits durchgesetzt habende, soll es doch wohl auch nicht sein. Wenn sich die Verfettung in einigen Bevölkerungen endgültig durchsetzen sollte, sich vielleicht vom sozialen zum biologisch-genetischen Typus entwickelte, wäre das dann *Fitneß*? Solche Menschen werden vielleicht durchsetzungsfähiger, schon weil sie immer zwei Plätze in der U-Bahn verteidigen müssen... Aus Darwins Werk läßt sich eigentlich nur herauslesen, hinderliche Mutationen hätten relativ geringe Chancen in der Konkurrenz. Entweder Evolution operiert zufällig/ planlos oder teleologisch. Im sozialen Prozeß (!) wird noch viel deutlicher, daß *Fitneß* immer nur eine Wertung sein kann.

sondern von einer ausschließlich sozialen Bestimmung. Von Menschen also, die das Lebensnotwendige jenseits von Reflexen und rein biologischen Funktionen, wie die Verwertung von Lebensmitteln, komplett *lernen* und nicht in ihren Genen vorfinden, nicht Intelligenz, nicht Aggression, nicht Sprache – immer schon. Selbst wenn das nicht bis ins Letzte bewiesen sein würde, von einer nicht-nativistischen Arbeitshypothese auszugehen, erlaubt jedenfalls als Perspektive die menschliche Freiheit. Und die Zeichen mehren sich, biologistischen Vorstellungen wissenschaftlich endgültig eine Absage zu erteilen. Von Teilen der Genforschung mit Hilfe des Scannens der Gehirnfunktionen werden sehr dürftige Auskünfte gegeben und die Abhängigkeit menschlichen Denkens und Handelns (!) von seinen Genen wieder einmal in problematischer Weise betont.<sup>1</sup>

Diese Erkenntnis der geistigen Konstitution des Homo sapiens macht es möglich, für die hier zu untersuchende Zeit um vor 12.000 Jahren und früher von ihm generell wie vom heutigen Menschen zu sprechen, der nur in jener anderen Zeit mit anderer Kompetenz lebte und eine *traditionale Logik*, noch keine prozeßhafte entwickelt hatte, die selbst heute noch nicht durchgängig modernes Denken prägt. Viele historische Zeugnisse, von der steinzeitlichen Höhlen-Malerei, über die tragbare Kunst als Schnitzereien, oder Bildhauerarbeiten, frühem Hausbau und einem sozialen Netzwerk von den Pyrenäen bis Sibirien, und zuletzt der Bau am Göbekli Tepe unterstützen diese Sichtweise. Dazu spricht der moderne Mensch wohl immer schon das für ihn nötige in einer vollwertigen Sprache. Das kann wahrscheinlich für die Familie des Homo erectus<sup>4</sup> nicht gesagt werden. Noch dem Neandertaler wird keine moderne Sprachfähigkeit zugetraut. (Haarmann, 2006) Als Maß oder Ebene für die historische und soziologische Differenzierung menschlicher Lebenswelten steht deshalb nur die je ausgebildete Kompetenz der jeweiligen Gemeinschaft/ Gesellschaft zur Verfügung, nicht mehr eine biologische Unterscheidung, wie zuvor in der biologischen Evolution hin zum Homo sapiens. Den Menschen wesentlich bestimmende genetische Veränderungen (Mutationen) liegen weit zurück (und brauchen generell sehr viel längere Zeiträume als hier zu besprechen). Aber nicht nur aus früherer Zeit kann eine gewisse Kontinuität der Lebensweise unterstellt werden, wenn etwa vom Cro-Magnon-Menschen Süd-Frankreichs von vor gut 40.000 Jahren in Europa Kenntnisse vorsichtig auf die Leute vom Göbekli Tepe übertragen werden. Sondern auch aus späterer Zeit, vor allem aus Mesopotamien, etwa bei der Analyse von Mythen Sumers, sind Rückschlüsse möglich. Und das gilt ebenso für die Betrachtung rezenter Urvölker aus aller Welt, die nicht nur, wie meist in der Archäologie, zur Analyse des sozialen Verhaltens dieser Leute beigezogen werden, sondern vor allem hinsichtlich der Kognition und Logik. Im Moment ist meine Studie allerdings eine Sammlung von Möglichkeiten, wie weit eine Rekonstruktion angesichts der Quellenlage vor 12.000 Jahren möglich wird, muß sich noch zeigen.

Ich gehe – wie gesagt – nicht davon aus, es habe eine generelle Entwicklung menschlicher Lebensformen hin zum Komplexeren überall in der Welt in gleichlaufenden Stufen gegeben.<sup>2</sup> Daß es viel später nach der Zeit des Bauens am Göbekli Tepe unter den rezenten Urvölkern sehr schlichte WildbeuterInnen gab, bedeutet nicht, es wären vor 12.000 Jahren alle Menschen noch schlichter organisiert gewesen. Obwohl es solche *Tendenzen* der Entwicklung offenkundig gegeben hat. Kulturelle Übergänge, wie der Übergang von Wildbeuterei zum Landbau, entwickelten sich aus konkreten Bedingungen am bestimmten Ort, aber nicht überall in gleicher Weise nach einem festen Schema (oder gar Plan). Denn für den konkreten Einzelfall sagt „Evolution“ im Sozialen nicht viel. Was in der Biologie möglich scheint, einen einzigen Stammbaum aller Lebewesen zu finden, ist im Sozialen nicht denkbar, weil die Prozesse dort anders funktionieren. Mal passiert hier etwas, mal dort. Immer wieder erkennen wir einzelne Prozesse vom Einfacheren zum

<sup>1</sup> Das geschieht unter anderem durch eine Trennung von Bewußtsein und Gehirn, weshalb es heute nötig ist, nicht mehr nur vom Bewußtsein als sozial geprägt zu reden, was lange auszureichen schien, sondern das ganze Gehirn zu betrachten, da auch unbewußtes Handeln sozial geprägt erlernt wird. Niemand bestreitet ein biologisch funktionales Gehirn, aber innere Strukturen und Inhalt werden geistig konstruiert. Mein Gehirn wisse vor meinem Bewußtsein, welche von zwei Tasten ich auf Anforderung drücke, heißt es dann etwa unter Bezug auf den Zeitraum einer Viertelsekunde. Daß ich den Prozeß zumindest aber noch abbrechen könnte, bleibt unberücksichtigt, ebenso und vor allem die Fähigkeit, etwa in einem langen Gespräch den ganzen Zusammenhang im Kopf zu behalten, obwohl mein Bewußtsein jeweils nur mit sehr kurzen Phasen des Gesprächs operiert. (siehe Donald, 2008: 43ff) Zur Frage des Nativismus, dem biologistisch behaupteten Anteil am Sprechen, Handeln und so weiter, später.

<sup>2</sup> Unbestritten ist die zwingende Tendenz, die Umwelt kognitiv zusammenzufassen, um in ihr agieren zu können, sie also reduzierter zu sehen als sie ist; ein Gebüsch, unter das sich jemand im Regen verkriecht, ist bei solcher Wahrnehmung schon beinahe eine Hütte. Die Reduktion erlaubt dann komplexeres Handeln, Schritt für Schritt.

Komplexeren, manchmal auch andersrum. Es gibt insgesamt einen Richtungssinn, weil sich bestimmte Änderungen funktional aufdrängen, wie der Übergang zum effektiveren Landbau. Entwicklungen finden sogar gegen das bewußte Wollen meist der Älteren statt. Erst seit der europäischen Aufklärung wird Verbesserung des Lebens von Generation zu Generation *angestrebt* (!); zuvor galt es, den Ahnen zu entsprechen, zu bleiben was die waren. Rationales Handeln wird immer wichtiger und damit die unvermeidlichen Nebenfolgen, die die Prozesse dann mitbestimmen. Aber es gibt offenkundig nicht den einen großen Prozeß der sozialen Menschwerdung. Amerika zeigt uns besonders deutlich, wie dort Völker durch die Ankunft der Eroberer in frühere Lebensformen zurückgestoßen wurden, vom Ackerbau zu Pferdehirten und WildbeuterInnen, vielleicht zu solchen Menschen wie den sehr einfach lebenden Feuerländern. Auch Australien ist diesbezüglich schwer einschätzbar, weil unser Wissen auch dort nur von Weißen stammt, die den eigenen Einfluß – etwa durch auch geistig verstörende Epidemien, wie sie jedenfalls Amerikas Völker trafen – zuerst selbst nicht unbedingt erkannten, wie die betroffenen Bevölkerungen schon gar nicht, was zur Zerstörung alter Gewißheiten und Zusammenhänge beitragen konnte. (Mann, 2005; Josephy, 1998; Fagan, 1990) Und Massenmord und Vergewaltigung an eingeborenen Völkern im Namen Christi war eher Regel als Ausnahme. Doch ebenso konnten Konflikte zwischen historischen Völkern untereinander ähnliche Ergebnisse des Niedergangs haben, wenn auch nicht mit solchen großen Folgen.

Auch die verwandtschaftliche Organisation kann nicht als feste Folge im Sinn evolutiver Stufen interpretiert werden, wie bei Morgan. (1877) Der fand zwar auf Hawaii Familienformen mit Bezeichnungen der Verwandtschaft, als hätten in noch früherer Zeit alle Töchter einer Mutter einer Generation alle Söhne einer anderen Mutter „geheiratet“; doch verstand er wohl diese Bezeichnungen (!) nicht hinreichend, wie wir noch sehen werden. (Lévy-Bruhl, 1956: 70) All das hat es irgendwann irgendwo wahrscheinlich mal gegeben, aber nicht in einem einzigen großen Prozeß der sozialen Evolution. Ebenso gibt es für eine Stufe eines Matriarchats (Frauenherrschaft), die durch die Große Muttergöttin symbolisiert sei, vor der Zeit allgemeiner Männervormacht keine Belege; nicht einmal plausible Thesen sind erkennbar, auch nicht spätere „Amazonen-Staaten“ oder dergleichen. Es gibt Ausnahmen bei den Eheformen. In der tibetischen Kultur heirateten die Frauen oft mehrere Brüder (Tibet, Bhutan, Nepal), was auf die von Morgan beschriebenen älteren Lebensweisen verweisen kann. (>Bild-7: 207ff) Sicher gab es auch mal Frauen, die mit in den Krieg zogen, wie offenbar bei den Blackfoot, oder die bei der Jagd das Kanu führten. (Lee/ Daly, 1999: 39, 116) Childe, der übrigens bereits bei WildbeuterInnen die Frauen unter Männerherrschaft stehend für möglich hält, spricht von Gräbern am Baikalsee, in denen Frauen mit Kindern und ihrem Bogen begraben wurden. (1951: 88f) In einer Katalogbesprechung der ersten Bogen als Waffen wird davon ausgegangen, lange Bogen deuteten auf Verwendung durch Frauen hin. (>Eiszeit, 2009: 198) Bei den Tubu in der Sahara trugen früher Frauen Schwerter, später immer noch Dolche, und sie hatten im Lager das Sagen. Von den Berber-Stämmen wird berichtet, Entscheidungen fielen gemeinschaftlich zwischen den Geschlechtern. (>Bild-8: 214, 248) Es mag auch bemerkenswert sein, daß in der Forschung die Jagd der Frauen auf kleinere Tiere als Sammeln bezeichnet wird, um Sammeln und Jagen wie Frau und Mann deutlich zu trennen, löst aber das generelle Problem nicht: es gab universell eine klare typische Arbeitsteilung, sonst hätten Menschen nicht überlebt. Wie die Menschen organisiert waren, die den Göbekli Tepe bauten, ist aus rein evolutiver Vorstellung dieser Art nicht ableitbar. Dort kann es durchaus schon – wie ausgeprägt auch immer – sozial differenzierte Häuptlingssysteme gegeben haben, während vielleicht in der weiteren Umgebung noch simple unstrukturierte WildbeuterInnen lebten, die es dennoch gewesen sein könnten, die die seßhafte Landwirtschaft ins Leben brachten, und nicht die Leute vom Tempel. Landbau entstand viel wahrscheinlicher, weil Frauen auf dem Abfallhaufen neu aufkeimende Pflanzen bemerkten, (Graebner, 1924) als daß eine traditional denkende männliche Elite ihn sich ausdachte.

Es geht also nicht nur um einen linearen Übergang zum Menschsein durch bloß ergänzende technische Errungenschaften. Die humane Weiterentwicklung ist nicht nur die evolutive Reaktion auf die Umwelt. (Uerpman, 1996: 711; Bartl, 2004: 38) Allzuleicht werden globale Entwicklungen, die über die Jahrtausende hinweg verliefen, diskutiert und differenzierte innere soziale Entwicklungen nicht hinreichend berücksichtigt. Benz geht in ihrem Ethno-archäologischen Modell der Neolithisierung darüber hinaus, wenn sie über

den Kinderwunsch bei WildbeuterInnen, der zur Seßhaftigkeit drängen könne, soziales Handeln einbezieht. Auch gruppenspezifische Prozesse, etwa in Hinsicht veränderter Möglichkeiten und die Einstellung zu gegenseitigen Hilfen werden berücksichtigt, oder notwendig werdende soziale Kontrolle beim Wachsen der Gruppen in Dörfern. (2010<sup>b</sup>: 80) Das entstehende bewußte Handeln gibt dem Prozeß der Menschwerdung eine erweiterte Dimension, zeigt die Grenze auf, die Tier und Mensch scheidet, und jenseits der aus dem Biologischen das Soziale wurde. Die menschliche Entwicklung passiert jedoch mehr „irgendwie“, folgt nicht primär diesem rationalen Handeln, etwa zur Verbesserung des Lebens. Rezenten Urvölkern geht es um das genaue Gegenteil. Trotz des Versuchs, zu bleiben wie die Ahnen es waren, die zu kränken Katastrophen bringen müßten, entsteht eine innere Dynamik, beispielsweise durch Machtprozesse, und erzeugen wiederum Zwänge zu weiteren Maßnahmen. So stellen sich – wie Benz sagt – Entwicklungen ein, die die Akteure nicht anstrebten. (84) Das ist die Folge von bei rationalem Handeln notwendig auch entstehenden ungewollten Nebenfolgen,<sup>1</sup> etwa hygienische Probleme durch die beginnende Tierhaltung. Watkins (2010) erinnert – für das beginnende Neolithikum – daran, welche gewaltige Bedeutung es für Kinder hatte, statt nur in der engen Verwandtschaft nun in einer solchen neuen Großgemeinde aufzuwachsen. Zu fragen ist beispielsweise, wie die Identität jener Menschen mit ihrer Gruppe sich verändert. Die Stammesgeschichte basiert zwar gegenüber dem Tier auch auf physiologischen Entwicklungen des Gehirns, der menschliche Geist ist allein damit aber gerade nicht erklärbar. Einen Tempel zu denken ist ein viel tiefergehenderer Prozeß als ihn zu bauen – damals, und durchaus wieder mit sozialen Auswirkungen... Bei der Betrachtung der Entwicklung der Kognition kommt es, wie bei jener der Logiken – das sei vorab noch betont –, auf die *Strukturen* an, erst in zweiter Linie auf die behandelten Inhalte.

Dieser Kultbau in Nord-Mesopotamien sagt uns, dort hatte sich offensichtlich eine geistig-religiöse Ideologie mit großer Kraftentfaltung entwickelt. Sie ist zum *einen* als Antwort auf gravierende Geschehnisse jener Zeit vorstellbar, wie vielleicht das Ende der Eiszeit, das eine neue Welterklärung erforderte, falls es bemerkt werden konnte und nicht zu langsam kam. Zum *anderen* können aber innere Prozesse jene nicht-angestrebten Ergebnisse bringen. So sehen wir mit dem Göbekli tepe auf eine dynamische Zeit, die den normalerweise sehr konservativen Urvölkern generell nicht zugeordnet wird. Lévy-Bruhl (1959) und andere haben von rezenten WildbeuterInnen und einfachen Landbauvölkern eine Menge Belege dafür zusammengetragen, bei ihnen generell von einer „*Neuerungsfeindschaft*“ auszugehen, sich immer wieder den Ahnen anzupassen und gerade nicht ihre Gemeinschaften zu „modernisieren“. Schon 1910 schreibt er – mit Bezug auf F. H. Cushing, auf den sich später auch Lévi-Strauss beziehen wird –, warum beispielsweise Anfertigungen bei Naturvölkern bis ins (mystische) Detail stets gleich bleiben wie bei den Vätern und Ahnen. Das sei nicht bloß Gewohnheit, sondern das „*unmittelbare Resultat eines aktiven Glaubens an die mystischen Eigenschaften der Gegenstände, Eigenschaften, die an ihre Form geknüpft sind und die einem mit Hilfe dieser zur Verfügung stehen, die aber sofort der Kontrolle des Menschens entgehen würden, wollte man das kleinste Detail der Form an ihnen ändern*“. Eine Änderung könne den Erfinder und die zu ihm halten, wie die Sippe, ins Verderben stürzen. Ebenso könne eine Veränderung, die der Mensch an dem Zustand des Bodens vornehme, durch neue Bauten oder auch dem Niederreißen eines Gebäudes, oder allgemeiner, die Änderung an der festen Ordnung der Dinge, furchtbare Konsequenzen haben. (27; auch Fungshui wird als am Alten haftend erwähnt) Manche Indianer Nordamerikas würden es deshalb *für eine Freveltat halten, den Boden zu bearbeiten*. (26) Damit hatten vielleicht die ErfinderInnen der Landwirtschaft im Nahen Osten auch zu kämpfen, daß sie nun diesen Boden mit Hacken aufreißen wollten! Diese Angst, das kleinste Detail bei mystisch oder rituellen Dingen zu ändern, wird auch bei der Interpretation der Kunst des Tempels zu berücksichtigen sein. Neuerungen sind damals durch Zwänge und Nebenfolgen bedingt, nicht durch planvolle Weiterentwicklung; die Neolithisierung ist kaum zielgerichtet, womöglich auf der großen Zentralversammlung Südwestasiens beschlossen worden, sondern entstand eher aus vielen kleinen einzelnen Transformationen. Nur in einer Darstellung Turnbulls fand ich – ausgerechnet – bei den Mbuti eine andere Sitte. Dort werden die Erwachsenen von den Jugendlichen wie von den Alten häufig gemaßregelt.

<sup>1</sup> Die Figur: Rationales Handeln schafft notwendig ungewollte Nebenfolgen, die in der Soziologie meist auf Merton zurückgeführt wird, ist übrigens schon 100 Jahre älter: sie entstand 1845 in der Deutschen Ideologie von Marx und Engels.

„Da die Älteren nicht mehr so lange zu leben haben, kümmern sie sich wenig um Kritik. Während es die Aufgabe der Jugendlichen ist, die gesellschaftlichen Werte umzuformen“. (2009: 104) Hat aber wenig genützt, die Mbuti – auf die ich zurückkomme – sind „das“ Volk, dem das ewig gleiche Leben seit der Steinzeit zugeordnet wird. In der Neuerungsfeindschaft spiegeln sich zwar auch Abwehrhaltungen gegenüber den weißen Kolonisatoren, wenn diese Leute aus mystischen Gründen mißtrauisch gegen die Nahrung der Fremden waren, die sie den eigenen mystischen Kräften entfremden konnten, (264) und sich nicht zum Christentum bekehren lassen wollten. Es gäbe aber auch einen Widerwillen, alte Gebräuche aus Furcht vor Ahnen und Geistwesen für neue preiszugeben. Wie sollte auch hinreichend mit den Ahnen kommuniziert werden, zumal wenn die Ältesten deren Meinung teilten; da bleibt es besser wie es ist. Einzelne Neuerer oder erfolgreiche Leute mußten sich vor dem Verdacht der Zauberei fürchten, und das war ein dramatischer Vorwurf.<sup>1</sup> Die Verehrung der Ahnen und deren Vertretung auf Erden als Richter über Gut und Böse schaffen eine generell *konservative Struktur*.

Die von Schmidt angenommene Grundfertigkeit am Göbekli Tepe, Steinmauern aufzuwerfen, um Tiere zu lenken, sei es von fruchtbaren Tälern voller Urgetreide weg oder in eines als Falle hinein, mag „so nebenbei“ entstanden sein, nicht als von den Geistwesen mit Hilfe von SchamanInnen abgesegnete Bauwerke. Schmidt denkt sogar an Gruppenjagd mit großen Fanganlagen aus Steinmauern, wie sie etwa 200 Kilometer vom Göbekli Tepe flußabwärts am Euphrat, 50 Kilometer südlich von Tell Abu Hureyra, und in großer Zahl in Jordanien gebaut worden sind. (in Spektrum, 1989: 81ff; dort ein Luftbild einer Anlage nahe Damaskus von 1930) Andere halten solche Bauwerke für Pferche halb domestizierter Tiere. (Bartl, 2004: 59) Daß es in der Region der Kultgemeinschaft keine Belege für solche Mauern gibt, kann mit der viel späteren Landwirtschaft erklärt werden, bei der größere Steine von den Feldern in Steinlager am Feldrand verbracht werden, um pflügen zu können. Das gilt auch für das Überpflügen von eingetieften Fußböden früher Gebäude – wenn es das alles denn gab. Steinmauern aufzurichten ist so schwierig nicht. Doch die Herstellung der großen Pfeiler ist etwas ganz anderes. Die Neuerungsfeinde bauen plötzlich eine neue Welt.

#### Ursprungs-Mythen

Um sich in Denken und Glauben früher Zeit einlesen zu können, komme ich nach der Einführung als erstes auf Mythen zu sprechen, auf tradierte Geschichten über den Ursprung der jeweiligen Gemeinschaft. Später gilt es darüber nachzudenken, ob am Göbekli Tepe schon ähnlich gedacht werden konnte. Es geht nicht darum, den Inhalt solcher Geschichten dorthin zu übertragen. Ob dort wirklich über Enten im Urmeer nachgedacht wurde, ist nicht entscheidend, obwohl es diese Tiere dort gibt und Wasser sehr oft in solchen Mythen vorkommt. Vielleicht wird an das Fruchtwasser gedacht, vielleicht nur an die täglich nötige Ration für Mensch und Tier. Aber es gilt, sich solche Geschichten im Glauben dieser Menschen als real vorzustellen, mehr noch: diese Geschichten wurde nicht geglaubt, *so war es!* Auf die Struktur solchen Denkens gilt es zu achten, auf die materiale Logik der mit ihnen verbundenen Welterklärung. Die ältesten Schriftzeugnisse von Mythen (Sumers) sind der Entstehung des deutlich älteren Göbekli Tepe historisch am nächsten. Können sie auf diesen Kultbau bezogen werden? Uns Hinweise auf das Warum und Wie dieser Anlage geben? Als Homo sapiens die wahrscheinlich nicht erst ihm eingefallene Frage mit seinen neuen intellektuellen Möglichkeiten zu beantworten suchte, wie Menschen entstanden, wie Leben und die Umwelt wurden was sie sind, da werden diese Leute schnell auf die *Geburt* als wesentlichen Gedanken für die Entstehung von Neuem gekommen sein. Damit kam auch die Differenz der Geschlechter als elementar für die Gemeinschaft in den Blick: nur die einen schufen direkt Leben, während die anderen das Soziale, dessen Ordnung schufen und auf ihre Weise gestalteten. Das sagen uns frühe Mythen, die alle aus männlicher Perspektive erzählt sind. Solche Erzählungen sind nicht immer so alt wie die Erzählenden

<sup>1</sup> Lévy-Bruhl zitiert, ein Häuptling im Kongo habe einem Schmied verboten, aus eisernen (europäischen) Faßreifen gute Messer herzustellen, er würde ihn sonst der Zauberei bezichtigen; dort heißt es auch, eine erfolgreiche Heilerin wurde als Zauberin verdächtigt, so daß sie ihren Beruf aufgeben mußte, um nicht getötet zu werden. (1959: 300)

es annehmen.<sup>2</sup> Und es ist auch nicht selbstverständlich, wie ihre Inhalte zu verstehen sind, eher nicht so wie sie erzählt wurden. Wie sind sie zu lesen?

Mythen aller Zeiten, ob schriftlich oder mündlich weitergegeben, wie bei schriftlosen rezenten Urvölkern, sind Welterklärungen, oft in Schöpfungsgeschichten dargestellt, als Ursprungs-Mythen. Erklärungen also zu Ereignissen, zu denen die sie vortragenden Menschen keinerlei Kenntnisse in unserem Verständnis haben konnten! Das wird im großen und ganzen noch bei der Betrachtung des zum Teil abstrusen frühen „Wissens“ über das Weltbild in Mesopotamien und Ägypten bis hin zu den Vorstellungen des klassischen Griechenlands sehr deutlich. Wir finden es auch bei rezenten Urvölkern, wie uns Berichte über die traditionellen Menschen der Welt noch aus dem 20. Jahrhundert sagen. Dux – auf den ich mich hier beziehe (1997: 22ff) – zeigt sehr plausibel auf, wie Mythen zu lesen sind, nämlich nicht als historische Berichte, daß etwa früh die Frauen geherrscht haben, wie es in ihnen regelmäßig formuliert scheint, sondern als grundlegende Interpretationen auf Basis damaligen Weltverständnisses und als dessen Legitimation. Dieses Weltverständnis wird unten noch ausführlich dargestellt, um das animistische Denken jener Menschen zu durchdringen. Dennoch ist es natürlich nicht ausgeschlossen, daß solche Geschichten einen realen Hintergrund haben können; die sumerischen Mythen zur Sintflut gehören dazu, obwohl nicht geklärt ist, welches Flutereignis damit vielleicht aufgegriffen wurde.<sup>1</sup>

In vielen Ursprungs-Mythen in aller Welt waren ursprünglich die Frauen mächtiger als die Männer. Der Eindruck entsteht, dies sei von der jeweiligen imaginären Schöpfungskraft vorgegeben; die Gebärfähigkeit mußte in der Darstellung des eigenen Ursprungs irgendwie berücksichtigt werden. Das geschah in manchen Völkern dadurch, daß der Mann ebenfalls „schwanger“ wurde, wenn seine Frau ein Kind bekam, sich ebenfalls schonte. (Couvade) Wegen der zuerst bedeutenden weiblichen Kraft in Mythen wurde oft auf ein frühes Matriarchat als evolutive Stufe geschlossen. Nicht nur in Teilen feministischer Vorstellung, sondern auch in der Archäologie, beispielsweise in der Interpretation der Funde von Çatal Hüyük. (Mellaart, 1967; kritisch Röder/ Hummel/ Kunz, 2001) Wir kommen später auf alles ausführlich zurück. Erst danach – was immer das heißen könnte – hätten die Männer die Macht der Frauen niedrigerungen. Mythen sind aber soziale Produkte, mit denen das Naturhafte der Geburt gerade abgestreift werden soll/ muß, um eine Erklärung der realen Existenz und Ordnung der jeweiligen sozialen Gemeinschaft zu finden, in der Männer die Macht haben. Die haben die Geschichten ersonnen, um die jeweilige reale menschliche Ordnung zu begründen.<sup>2</sup> Deshalb wird die Differenz zwischen Mythos und Realität in diesen Geschichten betont, denn es mußte *einerseits* anerkannt werden, daß Frauen über die Geburten Leben stiften, was das einzig tatsächliche Wissen zur Entstehung von Leben war. Soweit von Wissen (über etwas) die Rede sein kann; es war so! Im aktuellen Leben der den Mythos tragenden Gruppe ist aber *andererseits* nicht die Frau mächtig, sondern der Mann, wie alle Mythen als Ergebnis zeigen, die dieses Thema behandeln.<sup>3</sup> Und wie es auch für vor-mythische Zeiten, aus denen keine Geschichten bekannt sind, begründet zu vermuten ist, wie wir noch sehen werden. Solche Mythen sind Verweise vom Bestehenden zurück zu einem Ursprung der jeweiligen Welt, wie sie aber offenkundig nicht mehr ist. Einer Welt, die von menschlicher/ männlicher Ordnung geprägt ist. Sie zeigen nicht ein „Forschungsergebnis“, keine „Erklärung“, sondern lediglich ein gedanklich mögliches

<sup>2</sup> Bei Indianern gibt es Ursprungs-Mythen, die die Existenzweise indianischer Gruppen ausdrücklich mit Reit-Pferden verbinden. (Josephy, 1998: 222) Diese Tiere sind aber erst mit den Spaniern ins Land gekommen; eine sehr kleine, nicht reitbare Frühform wanderte über die Behringstraße nach Asien, starb in Amerika aber etwa zu der Zeit der Besiedelung aus.

<sup>1</sup> Besondere Monsun-Hochwasser in der Gründungszeit Sumers etwa 3.000 Jahre nach dem offiziellen Ende der Eiszeit kämen aber auch in Frage, die im flachen Süd-Mesopotamien zusammen mit dem Grundwasser sintflutartig erschienen. Vielleicht mal eine „Jahrhundert-Flut“? (Wikipedia.de) Der Durchbruch des Mittelmeeres ins Schwarze Meer scheint eher zu weit ab. Auch das Fruchtwasser, zu dem zurückgekehrt wird, ist im Gespräch. Es gibt in Australien und anderswo Mythen einer Sintflut als Beginn des Tageslichts, das über die Sterne/ Menschen schwappt. (Graebner, 1924: 22) Wo sie das wohl her hatten?

<sup>2</sup> In einer religiösen Puppenshow auf Bali geht das heute so: Böse Witwe mit ihren Hexen und der Todesgöttin wird von heiligem Mann unschädlich gemacht. (>Bild-6: 121)

<sup>3</sup> Bei den Murgin/ Australien geht es so: die beiden Schwestern Wawilak benannten Landschaften, Tiere und Pflanzen, waren also Schöpferinnen, die eine war Mutter, die andere schwanger, sie hatten jedoch Blutschande begangen. Dann entweihen sie auch noch das Wasser der männlichen (!) Schlange (!) Yurlunggur mit Menstruationsblut (!). Die Schlange, das initiiierende Element, frißt nun die Schwestern berechtigterweise; das Männliche siegt und übernimmt die Befruchtung (!) der Welt durch regelmäßigen Regen. Im Stamm kommt die soziale Macht den Männern, die natürliche Fruchtbarkeit den Frauen zu, sagt Lévi-Strauss. (1994: 110ff) Es ließe sich die Dürftigkeit religiösen Denkens niemals genug betonen, folgert er. (115)

Gegenteil (!) des Bestehenden, verweisen zurück auf das noch nicht Geordnete in der mythischen Zeit, die also nicht als eine reale historische Zeit verstanden war; in Australien ist die „Traumzeit“ eine solche ewige vorgeschichtliche und doch zugleich historische Zeit. Diese Differenz existiert im traditionellen Denken nicht, wie wir sie kennen. Wurde die wilde Natur, das Chaos (leeres Gähnen) oder was immer mit der früheren Zeit gemeint war, als weiblich vorgestellt, dann konnten mit solchen Mythen die wirklichen Verhältnisse, die soziale Ordnung einer Gruppe oder eines Stammes, als nun durch Männer geprägt legitimiert werden: der Umbruch wurde als durch die allgegenwärtigen Geistwesen oder schon GöttInnen vorgegeben behauptet, sie übergaben die Macht den Männern – und diese Mythen wurden als real gesehen, sonst gäbe es keine Spur mehr von ihnen.

Die Mythen als „wahr“ erscheinen zu lassen, gelang auch deshalb, weil in der traditionellen Logik jener Menschen solche heiligen Geschichten die Kraft des Wortes verkörpern, mit ihm identisch sind, wie das Wort mit dem damit Bezeichneten auch (Und Gott *sprach*: es werde...; 1. Mos 1; Im Anfang war das *Wort*..., Joh 1,1). So wie auch Namen im Denken typischer rezenter Urvölker und noch in der späteren idealistischen Philosophie bis zum 19. Jahrhundert (wenn nicht auch später noch) als identisch mit dem Benannten verstanden werden. Das Wort erscheint als Kraftfeld. (Lévy-Bruhl, 1910: 330) In gleicher Weise gelten Geburt und Tod als identisch und mit der Geburt das Weibliche und also auch Leben *und* Tod! Auf den Trobriand-Inseln gab es noch 1914 Fliegende Hexen, die sich an Leichen labten. (Malinowski, 1979: 82ff) In der Angst vor der Kraft des Weiblichen wird die Angst vor dem Tod mitgedacht oder gefühlt, es droht der Rückfall ins Chaos der Vorzeit. In weiblichen Symbolen – seien es nur eingeritzte Vulven in den alten Höhlenbildern oder Frauen-Figurinen, ob dick oder dünn, oder was immer – sind deshalb ebenfalls beide zu sehen: Leben und Tod. Das gilt für jedes Fruchtbarkeitssymbol, auch wenn es sich um männliche Symbole für sie handelt. Doch mehr noch: bei jedem individuellen Tod – sagt Dux – ist in jener Vorstellung der Tod des Lebens insgesamt zu befürchten. In der Ansicht der Männer gebären und töten Frauen also, sofern sie nicht wie die Kinder unter Kontrolle der Männer gehalten werden.<sup>1</sup> Das Blut der Menstruation ist Männern deshalb vor allem unheimlich, die innere Wunde, die offenbar nicht tötet, sondern erneuert, kräftigt – Tod und Leben. Und alle Erscheinungen und Kräfte sind in animistischen Vorstellungen jener Vor-Zeit des Denkens Subjekte, Handelnde, woraus sich die Beziehung zu Geistwesen, GöttInnen und Ahnen bestimmt, die am Alltag der frühen Menschen direkt teilhaben. Mit dem Verkünden und Akzeptieren der Mythe ist klar, daß sich seit der mythischen (Vor-) Zeit für die jeweilige Gemeinschaft etwas geändert hat und nun *berechtigt* (!) die Männer den entscheidenden Einfluß haben, sie die Schöpfer des Realen und Gewährleister dessen Ordnung sind.

Die Mythen werden selbst zur numinosen Kraft, von denen sie handeln. Wer über die Mythen, über das Wort verfügt, verfügt über jene Kraft, die Ordnung werden ließ, die das Weibliche, damit Leben und Tod, dem Männlichen unterwarf. Und die Kraft, die aus dem Ursprung heraus dieses ermöglichte, ist mächtiger als das daraus folgende, mächtiger als der aktuelle Zustand. Zugleich ist diese Kraft subjektiv, nicht ein Es, sondern ein: Du. (Frankfort, 1954: 11) Der (anerkannte) Träger/ Verkünder des Mythos ist deshalb mächtiger als die Realität, ist Gott. Wir werden noch sehen, daß das keine bloße Behauptung war, sondern sich dies aus dem frühen Denken über Ursprung/ Ursache und dessen Ergebnis oder Ziel selbst ergibt. Wer über den Mythos herrscht, beherrscht die damalige Gegenwart. Es geht auch um Identität der Menschen mit den GöttInnen und dem Gemeinwesen im Ganzen, dessen „Verfassung“ die Mythen sind. Die Untergruppen der Gemeinschaft stehen – sagt Müller (in interim6: 116) – in einem „latenten Identitäts- und Geltungskonflikt“, dessen Konsequenz die Hierarchisierung der Gemeinschaft ist, die auf Macht beruht, wie wir noch sehen. In Wildbeutungs-Gemeinschaften sind es immer die Älteren (primär Männer), die als eine solche Gruppe das Sagen haben; wer sich daran reibt, wie manche der Jüngeren hin und wieder, erhebt sich gegen die Ahnen, die Geistwesen, Gott. Der Bezug auf die Mythe postuliert, daß Ältere als erste vor den Jüngeren vom Ursprung dieser Gemeinschaft herkommen, daß sie den Ort als erstes besessen und die Ordnung der Kultur bestimmt haben; zur Identität der Älteren mit der Gemeinschaft kommt die Identität mit dem Ursprung, mit der Schöpfung hinzu. Im

<sup>1</sup> Daß Frauen der Leere (manchmal der: Natur), Männer der Kultur zuzuordnen sind, gilt Männern als „ewig“; dieser Ansatz war erneut bei den Aufklärern des 18. Jahrhunderts Basis des männlichen Selbstverständnisses. Noch Tönnies schreibt 1887 in *Gemeinschaft und Gesellschaft*, es gehörten Frauen und Kinder zusammen als vom gleichen Geiste, ähnlich Weber (und das bei Ehefrau und Biographin Marianne).

Ursprünglichen/ Chaos lag zwar nicht schon die Ordnung, aber bereits die Kraft zur nun bestehenden Ordnung. In den verschriftlichten Mythen wird die Ordnung bereits durch GöttInnen gefügt, nicht mehr nur durch Geistwesen einer Naturreligion, wenn wir so nennen wollen, was Homo sapiens mitbrachte.

Ein Sinn dieser Mythen ist also: die Frau erscheint im vorzeitlichen Ursprung/ Chaos deshalb als mächtiger, weil in ihnen gerade deren *Niederlage* religiös begründet werden soll; die GöttInnen selbst haben sie herabgestuft. Wie banal klänge dagegen die schlichte Feststellung des Mannes: Weil ich stärker bin, tust Du was ich sage! Im Alltag geht es so schlicht, wie Schläge zeigen, die in vielen rezenten Urvölkern gegenüber den Frauen als normal gelten. Es geht auch um viel mehr, nicht nur um die Unterdrückung von Frauen, sondern um die Macht über das Weibliche, über Geburt und Schöpfung selbst, das dann mit den Riten beherrscht werden muß. Die männliche Angst, die auch in diesen Mythen ausgedrückt wird, das Leere/ Chaos könne mit der Macht des Weiblichen jederzeit zurückkommen, kann dann rituell überwunden werden. Etwa indem Regeln erfunden werden, die das sichtbarste Zeichen des Weiblichen jenseits der Geburt von Kindern, die Monats-*Blutung*, eingrenzen. Tabus, daß Frauen beispielsweise während der Menstruation bestimmte Dinge nicht anfassen oder tun dürfen, und sei es einen Gegenstand nur zu überschreiten.<sup>1</sup> Oder wenn die Jugendlichen durch Männer in Initiationsriten erst *sozial* beziehungsweise *mystisch* geboren werden, besonders die Jungen zu Männern. Die alten Mythen von der Macht der Frauen sind also gerade kein Hinweis auf frühe Frauenmacht oder gar ein Matriarchat.<sup>2</sup> Spricht irgendetwas dagegen, die gedanklich nicht übermäßig komplexe äußere Darstellungsform solcher Ursprungs-Mythen auch schon den Leuten vom Göbekli Tepe zuzutrauen? Etwa in einer Form, wie in Australien bei einfachen Urvölkern die göttliche Schlange die tabubrechenden Frauen verschlingt, gerade nachdem die die Welt geschaffen hatten, und so den Männern göttliche Macht gibt? Wer sollte daran Zweifel haben?

#### Erzeuger und Tod

Sehen wir auf eine zweite Denkungsart, die aus Mythen über jene frühe Zeit auffallend deutlich erkennbar wird, auf männliche Fruchtbarkeitssymbole. Dabei ist es egal, ob die Jungs ihren eigenen Anteil an Geburt und Schöpfung im biologischen Sinn erkannt haben. Wichtiger ist die mystische Geburt; die wirkliche Zeugung ist in solcher Vorstellung oft nicht Ergebnis körperlicher Vereinigung, auch wenn deren Funktion erkannt ist, sondern (männliche) Geistzeugung schafft in Wahrheit das Kind beziehungsweise dessen mystische Menschlichkeit. Doch der Kampf um die Deutungsmacht ist lange noch nicht entschieden, Fruchtbarkeits- und zugleich Kriegs- und Todesgöttinnen spielen weiter eine Rolle: Inanna/ Ishtar bleibt mächtig in Mesopotamien, noch Gilgamesch hat Ärger mit ihr. In den Mythen früher (Stadt-) Staaten ist allerdings die *patriarchale* Verfassung schon abgesicherter als bei (rezenten) WildbeuterInnen und wahrscheinlich am Göbekli Tepe. Deshalb wundert es nicht, im frühen Sumer, Ägypten und bei den alten Griechen Vorstellungen über die Entstehung der Welt zu finden, die zwar zum Teil noch die Niederringung der Frauen thematisieren, nun aber schon von der männlichen Zeugung die Rede ist. Deshalb frage ich, ob nicht auch Initiationsriten am Göbekli Tepe stattfanden? Warum sollte auch von nur einer Nutzung ausgegangen werden? Ein solcher Ritus scheint derzeit nicht weniger plausibel begründbar zu sein als ein Totentempel, von dem Schmidt ausgeht, auch wenn mittlerweile offenbar Hinweise auf Bestattungen gefunden sind, wenn auch keine Gräber. Ich fand bislang in den Berichten über WildbeuterInnen und einfachen Landbau-Gemeinschaften keine Sitte, die in Verbindung mit einem Totentempel stünde, wenn auch entsprechende Riten große Bedeutung haben können, wie später etwa in Ägypten.

Am Göbekli Tepe finden sich zwar keine Hinweise auf weibliche Fruchtbarkeit, wie Schmidt schreibt, aber *Phallus-Symbole*. Als Skulptur und Relief, dazu eine Menschen- und eine Tierskulptur mit deutlich erigiertem Penis! Und nicht nur dort: „*Gut ein Drittel der in allen bekannten Bildern gezeigten Männer ist mit Phallus abgebildet, jedoch scheint der erigierte Penis eher Männlichkeit anzuzeigen als auf Sex hinzudeuten oder Fruchtbarkeit zu symbolisieren wie in späteren Kulturen*“ nach dem Paläolithikum, sagt

<sup>1</sup> Es gibt Ausnahmen: die Hidatsa/ USA sehen bei der Adlerjagd einen segensbringenden Einfluß der Regel (Identität mit blutigem Köder), aber nur dabei. (Lévi-Strauss, 1994: 66)

<sup>2</sup> Viele dieser Annahmen finden wir noch in der Analyse der Baruya von Godelier (1987); dieses Volk Neuguineas (1951 entdeckt, 1967ff beschrieben) pflegte Ursprungsmythos und Riten, die vollständig auf die Macht der Männer gegenüber den Frauen hin konstruiert waren.

Cook, und auch, die vor etwa 16.000 Jahren feststellbare Zunahme von Männerdarstellungen könne auf ein gewachsenes Verständnis der Rolle des Mannes bei der Fortpflanzung deuten, während die stilisierten Frauendarstellungen im Magdalénien möglicherweise auf die veränderte Stellung der Frau von der alleinigen Quelle des Lebens hin zur Partnerin verweisen. (2003: 11; >Eiszeit, 2009: 285) Männlich meint wohl männliche Macht, und die Frauen werden diesbezüglich weiter „zurückgestuft“; setzten sich patrilineare Verwandtschaften durch? Das könnten auch die männlichen Zentral-Götter der Anlage D bedeuten.

Die häufigen Fuchsdarstellungen am Göbekli Tepe sind fast immer betont männlich ausgeführt.<sup>1</sup> Auch in der verwandten Kultur in Nevalı Çori seien 1.000 Jahre später unter den ausgegrabenen kleinen Figurinen „wahrscheinlich“ viele mit erigiertem Penis erstellt worden, sagt Schmidt. Die Schlange zeigte sich vor dem Fuchs am Kultbau als häufigstes Tiersymbol, sie finden wir prominent in der Bibel wieder.<sup>2</sup> Dort ist sie einerseits Bösewicht, aber andererseits übergibt sie mit dem Hinweis auf den Apfel der Erkenntnis auch das Wissen über die (fruchtbare) Seßhaftigkeit, oder? Zuvor ist sie auch in Mesopotamien doppeldeutig verstanden, positiv wegen der Häutung und dem Aufringeln als Symbol für ewige Wiederkehr, negativ wegen des Hervorkommens aus dem Bauch der Erde und ihrer Giftigkeit. (Nunn, 2006: 47f) Im alten Ägypten ist die Schlangengöttin Renen-utet für ausreichende Ernten zuständig. (Walle, 1977: 74) Auf die durch Erzeugung des Regens fruchtbare Schlange Yurlunggur in Australien verwies ich schon. Lévy-Bruhl berichtet aus Mexico, dort seien die meisten Götter und Göttinnen Schlangen; diese Tiere seien auch identisch mit Stöcken der Gottheiten, ebenso mit Teichen und Quellen. (1910: 101) Und in einem anderen Buch berichtet er, nach dem Glauben vieler Bantu-Völker Südafrikas erscheinen die Toten mit Vorliebe in der Gestalt von Schlangen wieder, (1956: 303) um einen Hinweis auf Schlangen mit Vorstellungen über Verstorbene nicht zu unterschlagen. Kahler (1999)<sup>3</sup> sieht in den Schlangendarstellungen in Mesopotamien und Iran vom 8. bis 2. Jahrtausend vC ebenfalls den Bezug zu Fruchtbarkeitssymbolen: Schlange und Ziege seien als Wassergott und Erdgöttin zu identifizieren. Auch von Schlangendrachen und Schlangenbooten ist die Rede. Eine Darstellung des Ziegendämons (nicht am Göbekli Tepe) mit mehreren Schlangen in der Hand wäre nicht als Schamane zu sehen, sondern als Enki selbst, den sumerischen Ursprungs-Gott des Süßwassers. Die Erde/ Erdgöttin wurde nämlich – wir grinsen ein wenig – zweiteilig gedacht: als Mutter Erde eher passiv und weiblich, als das die Erde befruchtende süße Grundwasser aber aktiv und männlich; Frauen galten dort nicht viel.<sup>4</sup> (Jacobsen, 1954: 171) Stierdarstellungen kommen in allen hier betrachteten Zeiten vor, sei es als bloßes Höhlen-Bild, oder als männliches Symbol, als Bukranium, das für Schmökel ebenfalls ein Fruchtbarkeitssymbol ist! (1956: 111) Die Knochenfunde weisen den Auerochsen als wichtigsten Fleischlieferanten im/ am Göbekli Tepe aus. Ebenso finden wir den Stier in Erzählungen: Gilgamesch und Enkidu töten den wilden Himmelsstier der Göttin Inanna. Aber das sind Fruchtbarkeitssymbole nach dem Beginn der Landwirtschaft! Am Tempel könnte eine andere Vorstellung bestanden haben. Die Schlange ist noch heute am bauchigen Hügel real verbreitet.

Im sumerischen Schöpfungs-Mythos vom Paradies Tilmun macht der Gott Enki mit seinem Samen das sumpfige Land fruchtbar, bevor er mit seiner Gemahlin Ninhursag Kinder zeugt. (Vieyra, 1977: 92) Als Enki die von Ninhursag mit dessen Samen geschaffenen acht Pflanzen auffrist, verflucht sie ihn und verschwindet. Das Männliche frißt das Weibliche? Bald wird sie von einem – heiligen? – Fuchs zurückgeholt, und danach ist sie plötzlich liebevolle Pflegerin des kranken Gatten. Rollenwechsel! Kramer zitiert einen Weisheitsspruch Mesopotamiens, in dem der (böse) Fuchs der „Aufseher“

1 Uerpmann (2007: 6f) verweist auf Zeiten des Natufiens mit wachsender Bevölkerung und Nahrungsmangel, so daß in Jericho und im fruchtbaren Halbmond auch *Füchse*, Schildkröten, Fische und Schnecken gegessen wurden.

2 Die Schlange ist wichtiges Tier der Mythe und des mythischen Kampfes. Burkert bringt gar einen angeborenen Schlangen-Haß der Primaten ins Gespräch. (in interim6: 14) In Ägypten trug der Pharao die Uräus-Schlange als Schutz vor Annäherung auf der Stirn. (Wilson, 1954: 87) Böse Schlangen gibt es dort auch, wie Apophis. (Walle, 1977: 58) Bei Griechen und noch den Germanen sind erd- und wasserverbundene Schlangen/ Drachen böse Mythen-Tiere. Schmökel sieht (1956: 168f) die Tradition der Kunst mit mischgestaltigen Fabelwesen von Sumer bis zur Romanik.

3 Ich danke Birgit Kahler sehr für diese Hinweise. Die genannte Magisterarbeit schrieb sie als Birgit Stöcklhuber an der LMU München; publiziert: Kahler, 1999. Eine Kurzdarstellung findet sich unter: <http://www.oocities.org/enki100de/html/frame2/archhintergrund.html>

4 Ehemänner konnten beispielsweise bei Rechtsbruch die Frau und bei Ehebruch auch den Liebhaber töten. (Steinert, 2012: 148f)

werde, wenn Wachhunde fehlen. (1979: 177) Der ägyptische Schöpfergott Atum schuf die nächste GöttInnengeneration durch Onanieren, (44) der hurritische Kumarbi zeugt seinen Sohn Ullikummi mit einem Felsen, aus Sperma entstand noch die göttliche Aphrodite, Zeus läßt sich Athene mit der Axt aus dem Schädel holen, die später mit einer anderen Göttin zu Pallas-Athene verschmilzt. In der französischen Höhle von Le Tuc d'Audobert finden sich Fußabdrücke von (wohl männlichen) Kindern aus der Zeit des Magdalenien, die um einen Phallus herum tanzten;<sup>1</sup> auch Reste von Flöten aus jener Zeit wurden in solchen Höhlen ausgegraben und verweisen auf Feiern. Bei Initiationsriten ins Erwachsenenleben in den steinzeitlichen Höhlen ist die Rede von Situationen der Angst, das heißt zugleich: des Mutes. (>Burenhult, 2004: 114ff) Auch Schmidt denkt kurz an diesen Zweck. Die gefährlichen Tiere am Göbekli Tepe repräsentierten dann womöglich die Männerwelt. Ebenso ist von jener Vorstellung her, das Leben der Frauen sei sehr früh durch das Medium Macht (Dux) von den Männern bestimmt worden, verständlich, eher einen „Männertempel“ zu erkennen, einen mit männlichen Macht- und Fruchtbarkeitssymbolen; später mehr dazu. Die Vorstellung von männlicher Fruchtbarkeit könnte auf eine schon über die ersten Anfänge magischer Vorstellung hinausgetriebene mystische Welt verweisen, eine mit bereits GöttInnen – am Göbekli Tepe?

War also der Kultbau am Göbekli Tepe auch ein heiliger, bedrohlicher Ort, an dem aus Jungen Männer erzeugt wurden, von Männern? Die durch die Mütter geborenen nur irdischen Leiber wurden in solchen Riten bei vielen Urvölkern geistig neu geschaffen, wurden männlich. Eine „soziale Geburt“ durch die Väter gab es noch im Sparta der klassischen Zeit und weit später bei den Germanen, bei der die Neugeborenen von ihnen angenommen oder getötet wurden; ähnliches gibt es bei rezenten Urvölkern. Initiationsriten sind zum Teil mit großen Schmerzen durch Beschneidung und womöglich Subinzision (Harnröhrenaufschnitt, Foto Wikipedia.de) verbunden, auch Fasten zur Stimulierung von Träumen, oder (mit Bier?) erzeugte Halluzinationen und dergleichen konnten dazugehören; die Beschneidung bei Juden und Moslems ist nichts anderes. (Jos 5) Solche Einführungen in die Erwachsenenwelt gab es für Frauen offenbar seltener, waren aber manchmal noch schmerzhafter und ausgesprochen ungesund, wenn mit einem Stück Feuerstein die Klitoris entfernt und womöglich die Scheide vorerst bis auf einen Urinauslaß zugenäht wurde.<sup>2</sup> Die Stoßrichtungen sind sehr unterschiedlich: die Mädchen werden zum „Tauschgut“, das „unbefleckt“ vom Vater an einen erfolgreichen Bräutigam übergeben wird, der den elterlichen Lebensabend mit sichern soll; das „blutige Bettuch“ nach der Hochzeit gehört noch hierher.

Eine neue Weltsicht, die die Herausstellung von GöttInnen gegenüber unspezifischem Geistglauben ausdrücken könnte, läßt sich ebenso in Richtung verschiedener Totenrituale weiterdenken: nun sterben nicht nur bloß (irgendwelche) Sippenmitglieder, deren tote Körper „irgendwie“ abgelegt wurden, sondern den Hinterbliebenen etwas bedeutende *Personen* gehen zu den Ahnen. Lévy-Bruhl berichtet davon, Kinder, Sklaven, gewöhnliche Frauen, arme Teufel ohne Wichtigkeit blieben auch nach dem Tode unbedeutend. Medizinmänner, Häuptlinge, Familienväter, geachtete Greise, kurz die „beträchtlichen Persönlichkeiten“ behielten im Tode bei rezenten Urvölkern ihre Bedeutung. Wieder stoßen wir auf die traditionale Logik: die Toten sind als mystische (Stammes-) Eltern identisch mit den verbliebenen Kindern, also der Sippe, die ihren Ursprung in den Toten hat, die deshalb Macht über die Lebenden behalten. Das Ehren und Beerdigen der Toten scheint ab einer bestimmten Zeit universal, bei allen Menschen vorzukommen; manchmal sind die Totengeister auch harmlos, weil sie ins Totenreich verschwinden. (Malinowski, 1979: 102) Dabei werden Todesfälle bei rezenten Urvölkern niemals als normal verstanden, auch nicht die aus Altersschwäche. Oft müssen sie gerächt werden, was nicht selten zum Krieg mit dem Nachbarstamm führe. Die in bestimmten Regionen vorkommende Kopffjagd ist auch oft so begründet. (Lévy-Bruhl, 1959: 54ff) Doch es geht beim Kopfsammeln auch um den Gewinn der Macht des Verblichenen. (>Bild-7: 109) Die Toten individuell zu erhalten, vielleicht dies in ihren mit Gesichtern aus Gips nachgeformten Schädeln zu ritualisieren, wie sie am Turm von Jericho und an anderen Orten, auch noch bei rezenten Urvölkern gefunden wurden, scheint nachvollziehbar; bisher wurden am Göbekli Tepe keine entsprechenden Funde gemacht.<sup>3</sup> Schmidt hält auch den Turm in Jericho nicht für den Teil einer Stadtmauer, sondern eher

<sup>1</sup> Phallische Fruchtbarkeitszeremonien gab es auch bei den Azteken. (Graebner, 1924: 117)

<sup>2</sup> Infibulation; vielleicht aus dem alten Ägypten stammend; wurde an Mumien erkannt. (Pichot, 1995: 221)

<sup>3</sup> In Mesopotamien wurde der Kopf nicht als Repräsentanz des ganzen Körpers verstanden, sondern die Enthauptung zerstört den Toten die Individualität. (Steinert, 2012: 145)

für ein Heiligtum. (wie >Burenhult, 2004: 232) Eine solche Verehrung im Tode durch die Lebenden könnte also erstmal nur den „Bedeutenden“, den Großen der Gruppe, den Ältesten als die „Väter/ Mütter“ der Gruppe entgegengebracht worden sein: Frauen und Männern, Männern mit ihren Frauen? Auch darin läge bereits eine soziale Differenzierung, eine grundlegende Vorstellung von der Höherstellung der Alten gegenüber den Jungen, die stets eine besondere Ehrung erfahren, später dann als Ahnen; auch das findet sich als Typus universal, weil es aus dem frühen Denken selbst kommt, als traditionale Logik. Wir werden später sehen, wie dieses Denken in der Ontogenese aller Menschen gleichermaßen entsteht. Das kann kulturelle Ähnlichkeiten in zeitlich wie räumlich weit zerstreuten Völkern wohl erklären helfen. Initiation wie Totenkult und GöttInnen verweisen auf ein Nachdenken über den *einzelnen* Menschen, welches sehr schlichte frühe WildbeuterInnen vielleicht noch nicht kannten. Jene Menschen begreifen sich als Teil der Gruppe; das gilt wohl immer weniger für sich herausbildende Große, SchamanInnen oder schon PriesterInnen, die ausdrücklich eine herausgehobene Position einnehmen und damit den Willen der Ahnen und Geistwesen wiedergeben.

### Religion

Um mich verständlich zu machen, genügen zur Definition von Religion hier wenige Hinweise. Glauben Menschen an höhere Mächte in Form magischer Geistwesen oder GöttInnen oder später nur an einen Gott, ist von Religion die Rede. Eine präzise Trennung zwischen Geistwesen, oft im Rahmen von Naturreligion verstanden, und GöttInnen ist empirisch nicht möglich, auch nicht die zwischen SchamanInnen und PriesterInnen; über Monotheismus müssen wir für unser Thema nicht nachdenken. Verstehen wir die Differenz in ihren gegensätzlichen Polen, bekommen wir einen weichen Übergang zwischen: (A) Magie/ Schamanismus und (B) GöttInnenglauben/ PriesterIn. Dann geht es um die Frage, ob am Göbekli Tepe schon Typus (B) erkannt werden kann. Ich meine ja, das ist recht wahrscheinlich: zwei HauptgöttInnen und im Rund der Mauern vergöttlichte Geistwesen der alten Naturreligion, stelle ich thesenhaft in den Raum. Neben der Religion ist für unser Thema der Animismus zu bedenken, wenn also Menschen alle Erscheinungen der Welt als Subjekte oder subjektivische, handelnde Kräfte verstehen. Ich verwende den Begriff Animismus dabei im Sinne der Entwicklungspsychologie; es geht *nicht* (!) darum, allen Erscheinungen eine *Seele* zuzuordnen, wie Lévy-Bruhl (1910) sehr betont.<sup>1</sup> Sei es also der Wind, Donner, die Sonne, die Kraft des Steines, an dem der Mensch sich stieß, oder was immer, jede Erscheinung wird als subjektivisch geprägt verstanden, nicht als leblos.<sup>2</sup> Malinowski beschreibt die Fliegenden Hexen der Trobriand-Inseln ebenfalls als Einheit ohne Seele. (1979: 102, 278, 290) Animistische Geistwesen in der frühen Religion sind offenkundig *Folge* früher Ontogenese, wie wir noch sehen werden. Der über die Vorstellung von Geistwesen als Bestandteil des eigenen Lebens hinaus weiter entwickelte und reflektierte Glaube an GöttInnen in Form einer bestimmten Religion einer Gemeinschaft erscheint dann eher als *Zweck*: wie zur Unterdrückung der Frauen, allgemein zur Stützung von Autorität... Mystisch-magische Geistwesen erscheinen als naturwüchsige Kräfte, sie sind einfach da wie alles in der Welt, zuerst weniger als eine Naturreligion. Sie zu beeinflussen ist wohl die Geburtsstunde der SchamanInnen, die sich mit diesen Kräften in Eins setzen, vielleicht durch selbst-hypnotische Verfahren, um beispielsweise ins Tierreich zu wechseln und dort für eine gute Jagd zu werben, oder zur Entfernung des Bösen aus dem Körper eines Menschen.<sup>3</sup> Bald beginnen sie ihrer

<sup>1</sup> Er ordnet den (bei mir animistischen) Erscheinungen mystische Kraft zu, die nicht im Sinne philosophisch-religiöser Mystik verstehbar sei, sondern als Glauben an Kräfte, an Einflüsse, an Handlungen, welche für die Sinne nicht wahrnehmbar und dennoch wirklich sind. (1910: 23) Es wird eine analoge Macht auch Flüssen, Wolken, Winden zugestanden, eigentlich allem, womit sich Naturvölker beschäftigen. (25) Lévy-Bruhl wendet sich gegen den Animismus' Tylors und dessen zu folgerichtige Lehre, die der den „wildes Philosophen“ der Urvölker unterschoben habe, als ob diese Lehre logisch entstand, um biologische Probleme zu lösen, und weiterentwickelt werden könne. Er bezweifelt die Existenz dieser „wildes Philosophen“ und will demgegenüber die Differenz mit dem Begriff des „prä-logischen Denkens“ dieser Völker betonen. Dabei sei nicht an ein Stadium (in Richtung: logisch) gedacht, nicht an anti- oder alogisch, sondern es entspräche dem mystischen Denken, von dem er gesprochen habe. (59, 62) Später soll er den Begriff zurückgenommen haben. Piaget/ Inhelder benutzen den Begriff prä-logisch auch. (1977: 233) Die Arbeiten Piagets geben diesem Begriff eine gewisse Berechtigung. Mir geht es nicht um die Theoriedebatte, sondern um die kommentierten Beispiele Lévy-Bruhls. Später mehr.

<sup>2</sup> Animismus endet „formell“ bei der Anerkennung des Monotheismus, aber wer Hexen verbrennt, ist sich seiner Sache wohl nicht sicher; Animismus findet sich auch weiter im Volksglauben und feiert in der Esoterik fröhliche Erneuerung.

<sup>3</sup> Gegenstände aus einem kranken Körper zu saugen, was als real vorgetäuscht wird, ist der erste Hinweis, daß diese Leute um die Symbolik ihres Tuns wissen, obwohl es auch für die SchamanInnen sicher in ihrer

Gemeinde zu erzählen: vom Wind, Donner oder der Sonne und warum die Menschen ihrer schamanischen Kraft gehorchen sollen, da sie göttliche Macht vertritt, und sie die religiösen Symbole ehren und anbeten müssen. Die Opferhandlung nicht zu vergessen, bei der durch die gemeinsame Speise mit den GöttInnen die Gläubigen sich eins mit ihnen fühlen. In solchem Kult oder Ritus wird auch die religiöse Kraftentwicklung jeweils erneuert, indem etwa die Schaffung der Welt nachgespielt wird.<sup>1</sup> Entwickelt sich in späterer Zeit beispielsweise der Wind zu einer Kraft, die der komplexeren Erläuterung bedarf, daß er etwa Himmel und Erde aktiv trennt, damit dazwischen Leben entstehen kann und möglich bleibt, ist er – in Sumer – zu einem von mehreren GöttInnen geworden, die die Welt erschufen; hier beginnen die Mythen. Und mit ihnen sind, zumal bei Anbetungsformen mittels Skulpturen und in Tempeln, die GöttInnen und PriesterInnen zur Erklärung dieser bestimmten Religion entstanden. Am Göbekli Tepe mußte den Leuten vor allem die herausgestellten beiden Haupt-T-Pfeiler in ihrer religiösen Bedeutung erläutert werden, ob sie nun Zugang hatten in den Tempel oder nicht, die großen Pfeiler waren wohl von außen sichtbar. Warum zwei, wen stellen sie dar, warum sie und nicht andere? Wie ist der Zusammenhang mit den anderen GöttInnen im Mauerrund? Von einer vom Selbstbild der PriesterInnen unterschiedenen Darstellung kann nicht ausgegangen werden, die glaubten was sie erzählten. Allerdings wissen wir nicht, ob diese GöttInnen mit dem Bau geistig installiert wurden oder womöglich bereits viel älter waren? Doch es gibt – so weit ich sehe – keine früheren Hinweise in der Geschichte auf GöttInnen, wenn sie denn welche darstellen. Noch für jene Zeit der Proto-Neolithisierung magisch-religiöse Welten zu sehen, scheint auch Konsens in der Wissenschaft zu sein. Doch am Göbekli Tepe stehen wir plötzlich vor zwei männlichen Haupt-Göttern! Wo mögen die hergekommen sein?

Die erkennbaren Fähigkeiten am Göbekli Tepe scheinen den mesopotamischen Hochkulturen in gewisser Weise näher zu sein, als es die Jahrtausende währende Distanz auf den ersten Blick vermuten läßt, (gefühlte) näher als die Distanz zu einfachen WildbeuterInnen ohne ausgeprägte soziale Struktur, wie sie noch bei rezenten Urvölkern zu finden sind. Obwohl es keinen Hinweis gibt, in Sumer könne „etwas“ von dort angekommen sein. Denn ob der Göbekli Tepe jenen heiligen Berg Duku der sumerischen Anunna-GöttInnen meint, von dem Landbau, Viehzucht und Weben gekommen seien, wie Schmidt fragt, in dessen Rahmen an Spekulation ich mich möglichst einpasse, ist umstritten. Gab es hinreichend lange vor dem Bau also schon so etwas wie eine aus der Welt von magischen Geistwesen ausdifferenzierte GöttInnengemeinschaft, an die viel später jene Mythen Sumers anbinden?<sup>2</sup>

Mythen sieht Vieyra als *ohne Logik und chronologisches Verständnis* in unserem Sinn formuliert. (1977: 89) Entstanden sie auf der Basis von Vorstellungen, die eher noch weniger „Rationalität“ kennen als sich in den Mythen Sumers findet, so um 6.000 Jahre später? Mythen, die allerdings geglaubt und weitergegeben werden konnten, insofern auch eine gewisse zeitgemäße Rationalität im für uns irrationalen Märchen zeigen; rational im traditionellen Denken. Daß eine Rationalität in unserem Sinn im Inhalt der Mythen, in den großen Glaubenssystemen von Ägypten, Mesopotamien bis hin nach Griechenland fehlt, läßt zudem erkennbar nicht den Schluß zu, es gäbe sie dort auch nicht im Alltag. Allerdings geschieht beispielsweise die handwerkliche Arbeit, später die Bearbeitung des Metalls mit dem magischen Feuer, im Rahmen religiöser Handlungen. Die Geistwesen und GöttInnen überwachen alles; Pichot zitiert für Mesopotamien Rezepte für Metallverarbeitung, in denen die nötigen Gebete enthalten sind; es gab also keine nur dem Handwerklichen verpflichtete „Kunst“. (1995: 36)

Im mesopotamischen Mythos sind die Menschen zur dienenden Arbeit für die GöttInnen von jenen überhaupt nur geschaffen worden; doch dann nerven sie durch Lärm (als Nebenfolge) und sollen per Sintflut wieder ausgerottet werden, ein Gott – vermutlich sieht er eine Karriere als oberster Menschengott – petzt aber: Auftritt des sumerischen Noah... Setzen solche Vorstellungen wie dieser Konflikt zwischen den GöttInnen nicht (immer: institutionalisierte) Herrschaft von Menschen über Menschen oder zumindest starke soziale Machtpositionen und verschiedene, wenn nicht geschichtete

---

Lehre heilige Gegenstände waren, mit denen die Krankheit aus dem Körper gelockt werden konnte, die Geistwesen wurden selbst getäuscht.

<sup>1</sup> Die sogenannte Tempelprostitution wird heute sehr kritisch hinterfragt: Scheer (2009)

<sup>2</sup> Etwas abgesehen wegen der geografischen Lage inmitten von Wüsten und dem Meer entwickelte sich Ägypten, wo frühe mythische Texte in Gräbern eingemeißelt überliefert sind (ab circa 2.500 vC; Texte in Sumer ab 2.150 vC). Entstanden ist die Schrift in Sumer offenbar früher.

GöttInnenfraktionen voraus, weil Religionen nur zusammen mit real bestehenden sozialen Figurationen entstehen können,<sup>1</sup> wie verbrämt/ irrational auch immer? Wird an diese Ursprungs-Mythe der Maßstab Dux<sup>2</sup> hinsichtlich der Positionierung der Geschlechter angelegt, läßt sie sich als Hinweis auf die Übernahme der Macht durch den Tempel der Stadt interpretieren: aus der Leere/ Chaos entstanden zwar die abstrakten Ur-GöttInnen, auch mit Aufgabengebieten in der Natur, wie dem Wachstum der Pflanzen, doch erst der Tempel, die Priesterschaft kann die reale soziale Macht in der Gesellschaft ordnen; also wieder primär die Männer/ Priester, die hier legitimiert werden. Legitimiert wird zugleich die Tempelwirtschaft in (weit gefaßt) analoger Form zu einer Art Feudalismus und der göttlich bestimmten Ausbeutung mittels der Arbeitskraft; Schmökel spricht vom religiösen Staatssozialismus Sumers. (1956: 54) Aber das ist alles viel später.

Wie sind solche Geistwesen/ GöttInnen verstehbar? Hübner (1985) sieht in seiner Studie zum religiösen Empfinden der mythischen Zeit Griechenlands in ähnlicher Weise einen gewissen Bruch von den frühesten Mythen hin zur dann reflektierten Mythologie der griechischen Klassik, die sich vielleicht als neues Weltbild fassen läßt. Er hat für die griechische mythische Zeit verständlich gemacht, was dort – offenbar noch wenig verschieden von Sumer und selbst früheren Zeiten wie auch bei rezenten Urvölkern – unter Göttlichkeit verstanden wurde: eine ständige und auch örtlich überall gleichmäßig die Gemeinschaft durchdringende Kraft oder (nicht-materielle) Substanz; ähnlich für Ägypten: Wilson. (1954). Ebenso sieht es Steinert, Götter in Mesopotamien seien nicht als übernatürlich verstanden worden: „Götter, Geister und Dämonen ... manifestierten sich in Naturerscheinungen und -kräften oder werden in Naturmetaphern beschrieben“. (2012: 527) Lévy-Bruhl fand allgegenwärtige „mystische Kräfte“ noch bei rezenten Urvölkern. (1959: 72) GöttInnen konnten deshalb überall gleichzeitig auftreten, an verschiedenen Orten, zu verschiedenen Zeiten. Dieses schwer zu beschreibende Göttliche/ Numinose konnte sich (?) auch „verdichten“ zur Person, zum Tier oder was immer (Epiphanie; Hübner). Jedes Teil sei das Ganze, in jeder Ähre sei die Göttin Demeter, in jeder Scholle Gaia,<sup>2</sup> in jeder Rüstung (wie im erbeuteten Kopf des Kopffjägers) der Ruhm ihres früheren Trägers, (Hübner, 1985: 174) weshalb in der Ilias immer die Rüstung des erschlagenen Gegners eingesammelt werden muß, wozu auf dem Schlachtfeld auch Muße ist, um dessen Herrlichkeit auf den Überlebenden zu übertragen. Auch ein Name für etwas sei Teil des Ganzen, hören wir wieder.<sup>3</sup> Aus diesem Immer-Alles-Überall ergab sich jenen Menschen auch die Vorstellung des Gemeinsamen in der sozialen Einheit: eine Sünde, ein göttlicher Fluch oder dergleichen beschädigte nicht nur einzelne direkt Betroffene, sondern die ganze Sippe und gegebenenfalls das Gemeinwesen, die wiederum durch etwas wie eine gemeinsame Ehre in diesem Göttlichen verbunden sind, und dann entsündigt werden müssen (wie vielleicht Korinth nach dem Skandal um Medeas Kindsmord). Das sind Vorstellungen, die viel später noch bei den alten Germanen bestehen, (Grönbech, 1954) aus denen sich zum Beispiel auch die Blutrache zwischen den Sippen ableitet. Die besteht offenbar weitgehend universal, was wieder auf eine gemeinsame traditionale und animistische Logik verweisen kann.<sup>4</sup> Blutrache und die Verpflichtung einer Sippe (!) zum „Schadensausgleich“ – es muß nicht unbedingt der Mörder sein, ein höherstehendes Mitglied der feindlichen Sippe ist eher besser, ein Bruder, oder ein wenigstens erreichbarer Verwandter tut's auch – fanden sich ebenfalls noch bei rezenten Urvölkern. (Lévy-Bruhl, 1959: 304) Aus solchem Denken ergaben sich auch Übereinstimmungen durch bloße Ähnlichkeit der Merkmale, die als Identitäten verstanden wurden, wenn etwa

1 Ich gehe nicht von Widerspiegelung aus, daß erst eine soziale Macht, vielleicht Herrschaft und/ oder Priesterschaft, ausdifferenziert sein muß, um die GöttInnenwelt mit entsprechenden Figuren abzubilden. Alltag und Gottesvorstellung unterliegen der gleichen traditionellen Logik. Aber zuerst eine Ausdifferenzierung des Göttlichen und dann die des Sozialen nach diesem Bilde ist auch schwer vorstellbar. Offenbar gibt es gemeinsame wechselwirkende Strukturentwicklungen (und manche würden jetzt von Dialektik sprechen).

2 Vielleicht ist diese Kraft auch insofern nur eine, als immer derselbe Gott nur erscheint, allerdings in verschiedenen Formen, wie gerade auf ihn gesehen wird, bei der Ähre Demeter, beim Blick auf die Scholle eben Gaia...

3 Es gibt bei traditionellen Völkern manchen Hinweis, daß die Namengebung von erheblicher Bedeutung war, um etwas in die Welt zu bringen. Das erinnert an den Universalienstreit des Mittelalters, bei dem in Frage stand, ob Begriffe eigenständige Dinge seien. Auch der christliche Bilderstreit paßt hierhin, der darin gipfelt, ob ein Gottesbild Gott ist (!; Identität), oder ihn nur abbildet, was für die Anbetung Bedeutung hat. (vergleiche Wikipedia.de) In der traditionellen Logik sind Namen, der Schatten eines Dings uwm. identisch mit dem Objekt. (Dux, 1990: 131; vergleiche Hübner; Hallpike)

4 Manches über solche Ehre finden wir beim Mord an „unehrenhaften“ Frauen einer „nicht-individualisierten“ Familie bis heute.

eine gelb erscheinende Krankheit (Harnwege, Gelbsucht) durch gelbe Stoffe behandelt wurde, (Lévi-Strauss, 1994: 62) oder das Rot von Rose, Blut, Feuer oder Sonne Dinge verbindet.<sup>1</sup> (Dux, 1990: 130) Die Mythenforschung sehe große Gemeinsamkeiten der Grundthemen in der ganzen vergangenen Welt – heißt es bei Vieyra –, in der alten Zeit für unser Thema also Sumer, Babylon bis hin zum Alten Testament und zu den Griechen, und das gelte auch bei heutigen „sogenannten Primitivkulturen“.<sup>2</sup> (1977: 85)

Die wechselnde Bedeutung einzelner GöttInnen ist in weiter entwickelten Mythen nicht selten, bis hin zu Zeus, der gleich eine ganze Gruppe auf dem Olymp anführt, nachdem die ErdgöttInnen (und die Frauen auf dem Heiligen Gipfel) an Bedeutung verloren. Einige von ihnen werden – bei Vermischungen der Völker, etwa als Wanderungs- und/ oder Kriegsfolge – auch miteinander verbunden (Synkretismus). Ob sie nun in Sumer An, Enlil, Ninhursag und Enki heißen (die Anunna-GöttInnen), in Babylon aus Enki dann Ea, aus Enlil Marduk wird, der das Urgeschöpf, das äußere bittere und weibliche (!) Urmeer Tiamat hinschlachtet, um daraus Himmel und Erde zu machen, das alles hat manche gemeinsame Wurzel in der Struktur traditionellen Denkens. Auch in Ägypten wird im Schöpfungsmythos mittels der Urzeugung zuerst mal Himmel und Erde getrennt.<sup>3</sup> Vor allen GöttInnen, auch denen der Feinde, bestand großer Respekt, wenn es strukturelle Ähnlichkeiten gab, entsprechend wurden sie vorsichtshalber eingebunden, was nebenbei nach dem Sieg dem Frieden dienen konnte. Die Dynamik solcher Glaubensvorstellungen von der GöttInnenversammlung der Gleichen im frühen Stadtstaat Sumers (Vieyra, 1977: 87) bis hin etwa zum Herrscher des Olymps und dann dem Monotheismus ist über Mythen und Epen nachvollziehbar. Mittels einer solchen Geschichte wird beispielsweise über die Verrechtlichung des athenischen Stadtstaates gehandelt – also über den frühen „Prozeß der Zivilisation“ –, wenn ein Preisträger der (religiös verstandenen) Tragödiendichtung das neue Gerichtswesen gegenüber den nach alten Vorstellungen Rache fordernden Erdgöttinnen als nun vorrangig betont und in diesem Sinne mit seinem Epos reale Politik macht, wie Aischylos (Die Eumeniden). Mythen sind dennoch weder Theologie, noch gibt es für sie einen verbindlichen Schriftkanon, sagt Vieyra zu Mesopotamien. (1977: 88)

Die religiösen Riten am Göbekli Tepe haben sich kaum von allein geändert, nicht schleichend an neue Verhältnisse angepaßt. Für eine solche Anstrengung muß es wohl einen Grund gegeben haben, einen religiösen Grund. Viele Entscheidungen waren nötig, um die Dramaturgie des Kultbaus zu bestimmen. Wie hätten sonst die Baumeister und Bildhauer die Symbolik entwerfen können. Nein, das sollen wir uns schon sehr konkret vorstellen: „Sitzungen“ mußten stattgefunden haben, Treffen der Meinungsträger. So wie sich die Wichtigen und Großen in rezenten Urvölkern zusammensetzen, wenn zum Beispiel (durch Missionare) eine neue Pflanze in die Gemeinde gebracht wird, die nun klassifiziert werden muß, deren Bedeutung mystisch wie „medizinisch“ festzulegen, ins bestehende System für alle verbindlich einzugliedern ist. So wie manches mehr permanent zu entscheiden ist: ob ein Kind leben darf, ob ein Blutgeld die Rache ersetzen kann, was das veränderte Wetter bedeuten mag... Oder wie die sich schleichend entwickelnde soziale Differenzierung ihren Ausdruck finden kann, ihre formelle und göttliche Legitimation.

#### Kunst-Gewerbe

Die Anbindung des Bauwerks am Göbekli Tepe an andere Kulturen, um nach Analogien zu suchen, ist vor allem über die Kunst möglich. Ich will nicht versuchen, sie weitergehend zu kunsthistorisch interpretieren, sondern sie nur hinsichtlich ihrer Machart ansprechen, was dort gemacht wurde und wie. Deshalb wurde bereits oben etwas über die Insel im Urmeer spekuliert, nicht hier. Der Titel dieses Abschnitts soll andererseits nicht abwerten. Oberflächlich gesehen sind meist gefährliche Tiere am Kultbau bildhauerisch verarbeitet, die manchmal mystische Bedeutungen haben, sie finden wir noch auf viel

<sup>1</sup> Piaget/ Inhelder (1977: 96ff) – auf die wir später zurückkommen – haben selbst das im Experiment bei prä-operativen Kindern zeigen können: Eine farbig eingeteilte rotierte Scheibe wird durch Magnete, die in einer von verschiedenen gekennzeichneten Schachteln stecken, gestoppt. Mangels Ahnung über Magnetismus wird die äußere Kennzeichnung zur Hilfe genommen: die Scheibe stoppe mit dem roten Teil an der roten Schachtel, oder an der mit dem gezeichneten Stern, der dem besonderen Stern in der Nacht entspreche.

<sup>2</sup> Der Begriff „primitiv“ ist heute umstritten, bedeutet aber: ursprünglich, dem ersten Stadium zugehörig. Es geht gerade *nicht* (!) darum, den primitiven Menschen, der nicht lesen und schreiben kann, oder den prä-operativen Menschen als einen zu bezeichnen, der etwa hinsichtlich des logischen Denkens, das unserer Hochkultur eigen sei, „*natürlich nicht auf tierischer Stufe, aber doch dem Tiere näher steht als wir*“, wie bei Graebner. (1924: 132)

<sup>3</sup> Noch in der isländischen Edda des 13. Jahrhunderts nC kommt ein ganz ähnlicher Mythos vor. Die Trennung von Himmel und Erde ist eines der universellen Motive in den Mythen der Welt. (in interim6: 13)

jüngeren, die Macht der tapferen Herrscher betonenden mesopotamischen Darstellungen als niedergerungene Jagdbeute wieder; der König/ Held als Löwenjäger (bevorzugtes Beispiel: Assyrerkönig Assurbanipal). In der Höhlenmalerei von Lascaux und der Chauvet-Höhle in Südfrankreich, deren Kunstwerke vielleicht überhaupt die ältesten sind, ist ebenfalls nicht Jagdbeute am häufigsten dargestellt. Schmidt hält die Arbeiten am Göbekli Tepe für ebenbürtig mit jenen in den Höhlen von Lascaux oder Altamira. (2003; >Eiszeit, 2009: 87) Angesichts der Höhlenmalereien, der Schnitzkunst und den Frauen-Figurinen aus viel älterer Zeit – die ältesten Bilder in Südfrankreich entstanden vor fast 40.000 Jahren –, bietet die Kunst keine Sensation. Jedenfalls nicht auf den ersten Blick mit soziologischer Fragestellung – kunsthistorisch mag das anders sein.<sup>1</sup> Malereien gibt es dort nicht. Selbst die fast vollständig aus dem Pfeilermaterial als Hochreliefs herausgearbeiteten Tiere sprengen handwerklich diesen Rahmen nicht. Als Besonderheit sind aber wahrscheinlich die T-Pfeiler zu bewerten. Denn die sind in einer bis dahin unbekanntem Abstraktheit konzipiert. Wenn die menschlichen Arme, Gürtel und Lendenschurz als Kennzeichen, es seien damit *männlich* geformte Wesen gemeint, auch eher etwas banal aussehen, so sind die Köpfe und Körper doch hochgradig symbolisiert; Augen, Ohren, Mund und Nase wären ebenfalls leicht andeutbar gewesen. Viele T-Pfeiler sind mit weiteren Flachreliefs gestaltet.

Nicht jedes Symbol, das über alle hier zu bedenkenden Zeiträume der Steinzeit bis zu Sumer und Griechenland hinweg gefunden werde – sagt Schmidt –, könne im immer gleichen Kontext verstanden werden, so sei der Fuchs – den Uerpmann in der Nacheiszeit in der Levante als (Not-) Nahrung sieht –, (2007) eher nicht als der listige Reineke Fuchs aus unseren Märchen zu verstehen. Er vermutet eine ganz eigene Geisteswelt am Göbekli Tepe. Es werde eine tiefere geistige Beziehung zwischen Füchsen und den Erbauern des Kultbaus beziehungsweise dessen SchamanInnen aufgezeigt, solche vielleicht, die mit Hilfe des Kranichtanzes sich in Trance ins Tierreich begaben, um die Jagd zu fördern. Das könnte mit den Flachreliefs von Kranichen am Göbekli Tepe gemeint sein, die menschliche Kniegelenke zeigen. Wenn nicht schon besser von PriesterInnen zu reden ist, die eine weitergehend durchdachte Religion für diesen Kultbau entsprechend einer sich entwickelnden Sozialstruktur konzipiert hatten. In der Höhle Les Trois Frères (Südfrankreich; vor 18.000 Jahren) gibt es ein Bild eines tanzenden Mischwesens, in dem vier Tiere verarbeitet sind – es hat Beine mit menschlichen Knien. (>Burenhult, 2004: 114) Die meisten Tiersymbole am Göbekli Tepe erscheinen bedrohlich, wie Skorpione, oder warnen vor etwas, vor falschem Verhalten am heiligen Ort etwa, einige kommen den BetrachterInnen von den Pfeilern herab angesteinflößend entgegen. Schlange und Skorpion sind bei Kramer Symbole böser Mächte beim babylonischen Neujahrsfest. (1979: 114) Das muß dem Aspekt der Fruchtbarkeit der Schlange keinen Abbruch tun. Die Furcht, die gefährliche Tiere bei den Menschen der Wildnis erzeugten, wurde offenbar entsprechend andersrum symbolisch mit solchen Wächterfiguren funktionalisiert. Neben den vermuteten SchamanInnen im Kranichkostüm fand sich nun eine weitere Darstellung von Tiermenschen, das sind Dämonen (Mensch mit Tierkopf) oder Monster (Tier mit Menschenkopf). Eine hohe Stele zeigt vielleicht einen (zerstörten) Löwenkopf mit menschlichen Armen. (JB 2010) Die genauere Sinngebung dieser Kunst ist im einzelnen kaum zu erschließen. Der Fuchs und die Schlangen sind sehr schematisch ausgeführt. Andere Tierskulpturen sind am Göbekli Tepe dagegegen ziemlich realistisch ausgearbeitet, wenn auch mehr als typisches denn reales Raubtier mit krokodilartigem Kopf; eins der Tiere ähnelt der angeblichen Großen Göttin von Çatal Hüyük sehr, ist aber eindeutig Tier, wie dort (Krokodile gab es an beiden Orten nicht; im Christentum gibt es skurile Höllenwesen noch an gotischen Kathedralen; schon kleine Kinder träumen manchmal von ähnlichen Wesen).<sup>2</sup> Auch mit den sichtbaren Symbolen ihrer Religion lagen die Leute vom Göbekli Tepe im Rahmen der universalen menschlichen Ausdruckformen, primär mit Tierdarstellungen, aber auch solchen von Menschen, die jedoch deutlich einfacher ausfielen als jene wenigen fast als Vollskulpturen ausgearbeiteten Tiere an einigen Pfeilern und die gefundenen solitären Skulpturen. In vielen Höhlenmalereien, auch den simplen, 8.000 Jahre alten „Hochzeitsskizzen“ im

<sup>1</sup> Hansen (>Ausstellung, 2007: 192ff) erkennt bei der menschlichen Skulptur des Neolithikums eine neue gestreckte Haltung, Kopf nach hinten. Hinweise auf die Stilentwicklung in älterer Zeit: >Eiszeit, 2009: 287.

<sup>2</sup> Lévy-Bruhl (1959) zitiert eine Reihe von Berichten, in denen traditionale Anwohner von krokodilreichen Gewässern die völlige Harmlosigkeit dieser Tierchen betonen. Die Menschen baden auch in diesen Flüssen. Nur ein Zauberer oder der Zauberer selbst in ihnen könne sie zum Fressen von Menschen bringen. Irgendwo müssen solche Ängste dennoch bleiben.

Latmosgebirge, die Peschlow-Bindokat östlich von Milet beschrieb,<sup>1</sup> (2003; Zick, 2008) ebenso in bildnerischen Darstellungen in der Sahara oder Australien, finden sich Menschen eher als Strichfiguren, nicht als flächige Portraits in jener Technik, wie sie schon in manchen, zum Teil detaillierten weit älteren Tierbildern aufscheinen; besonders in Altamira. (>Eiszeit, 2009: 292) Am Göbekli Tepe sind bislang nur zwei Männerdarstellungen als Flachreliefs entdeckt worden. In der Altstadt von Urfa fand sich eine nur andeutungsweise realistische Männerskulptur in leicht übernatürlicher Größe (2 m) aus jener Zeit der Errichtung des Kultbaus, was Schmidt zu der These führt, dort könne ein städtisches Zentrum der damaligen Zeit verborgen sein – unerreichbar wegen der heiligen islamischen Erde (aber die Männerfigur wurde vielleicht beim Bau einer Tiefgarage ausgegraben). In seiner Kunst zeigt der Bau sich nicht generell als neue Epoche, wie hochqualifizierte steinzeitliche ältere Schnitzereien bereits zeigen. (>Burenhult, 2004: 98ff, 107; Ruspoli, 1998) Das hochqualifizierte Vermögen zur figuralen Skulptur ist jedenfalls deutlich älter. War die Abstraktion der T-Pfeiler aus religiösen Gründen so weit von realistischer Darstellung entfernt, weil sie Götter *waren*, sie nicht nur darstellten, und sie nicht konkreter abgebildet werden durften, weil ein Gott und sein Bild identisch sind?

#### Das Ende der Eiszeit

Ein wichtiger Kandidat für die Auslösung elementaren sozialen Wandels ist das Ende der Eiszeit – das ist zugleich nominell das Ende des Pleistozäns, das tatsächlich mit um 9.660 vC angegeben wird, ( $\pm$  60 Jahre, sehr genau: Wikipedia.de) also zeitgleich zum Beginn des Baus am Göbekli Tepe um 9.500 vC. Aber auch Wanderungsbewegungen als Folge der Erwärmung sind möglich; es mußten starke Gründe für den Tempelbau bestehen. Das Tauen, damit die spürbare Veränderung des Klimas, begann deutlich früher. Kann das eine jene Menschen in Nord-Mesopotamien derartig aufwühlende Erscheinung gewesen sein, um ein Heiligtum zu errichten? Wie lange dauerte dieses Ende, war es überhaupt als ein Ereignis erfahrbar, oder passierte es zu langsam? Nein, läßt sich nun sagen, das scheint auch in Nord-Mesopotamien spürbar gewesen zu sein, wenn ich im Moment auch vor allem für Mitteleuropa Hinweise habe. Demnach leitete *vor 14.700 Jahren ein scharfer Anstieg der Lufttemperaturen über Grönland und der Meeresoberflächentemperaturen des Nordatlantiks binnen etwa 50 Jahren* das Ende der Eiszeit ein; in der Zusammenfassung des Buches ist für Grönland sogar die Rede, innerhalb nur fünf Jahren seien die Temperaturen auf ein warmzeitliches Niveau gesprungen.<sup>2</sup> (>Sirocco, 2010: 184) Mitteleuropa geriet verstärkt unter Einfluß atlantischer Strömungen und eine Luftmassenzufuhr aus den Subtropen. (93) Es gibt Hinweise, diese Entwicklung auch auf den Nahen Osten relativ auszudehnen, da die Wassertemperaturen im Mittelmeer und Schwarzen Meer im Sommer heute (!) typischerweise deutlich wärmer sind als der Atlantik westlich von Frankreich und England/ Irland. Im Winter trifft das abgemildert auf das Meer vor Palästina zu, nicht aber für das nördliche Mittelmeer und schon gar nicht für das Schwarze Meer. (45) Die Aussagen Uerpmanns (2007) unterstützen diese Tendenz. Vor 12.000 Jahren sei es rasch wärmer geworden, sagen Mayer/ Aksoy (1986) Für die Levante sieht Bartl eine positive Klimaentwicklung vor 17.000 bis 11.500 Jahren. (2004: 15) Und Benz berichtet von einer spürbaren Verbesserung in nur 20 Jahren gerade ab vor 11.620 Jahren, also innerhalb einer Generation (Eiskernbohrungen in Grönland und der Antarktis). Um vor 11.000 Jahren begann nach dem Ende der großen Eiszeit noch eine kleine Zwischeneiszeit über etwa 500 Jahre. Die habe langsam begonnen, in über 100 Jahren, und sei kaum gleich als Verschlechterung des Wetters spürbar gewesen. (2010<sup>b</sup>: 78) Wie äußerte sich das alles am Euphrat in nur kurzer Entfernung von den nördlichen schneebedeckten Bergen? Zum Teil stieg der Meeresspiegel um einen Meter in zehn Jahren; (Spiegel.de 21.5.04) ob aber auch am Euphrat in Nord-Mesopotamien davon Gravierendes zu bemerken war? War das, so weit weg vom Meer, für zwei drei Generationen, also für die lebenden Menschen direkt spürbar, verstärkt durch Erzählungen der Älteren und Übermittlungen der Ahnen? Als ein

<sup>1</sup> In diesen Bildern finden wir die ausgeprägten Gesäße bei Frauen wieder, die von den Frauen-Figurinen und auch Höhlenzeichnungen her schon bekannt sind; sie finden sich real bei rezenten WildbeuterInnen, den Buschleuten der Kalahari: Steatopygie. (>Burenhult, 2004: 100ff) Es scheint sinnvoller, diese Formen als symbolisch zu verstehen. Wer Fotos von rezenten Urvölkern ansieht, wird oft auf lange Brüste stoßen, wie sie – wenn auch „voller“ – bei Frauen-Figurinen ausgeprägt sind, die nicht so symbolisch sind, wie oft gedacht. (>Bild-..., 2009)

<sup>2</sup> In diesem schönen Band wird das Wettergeschehen bis heute, dessen Rekonstruktion und die Methodik ausführlich für Mitteleuropa aufgezeigt.

das Weltbild veränderndes Ereignis scheint das Ende der Eiszeit jedenfalls zum Zeitpunkt des Baus am Göbekli Tepe denkbar, ja, es scheint kein anderes zu geben, wird von innerer Differenzierung abgesehen. Beide Entwicklungen lassen sich auch zusammen denken, die Klimaentwicklung verlangt nach schützender Führung und wird entsprechend genutzt. Wurde die neue Umwelt gleich als angenehm empfunden? Es gab mehr Regen. Die Vegetation änderte sich, was auch Unsicherheit erzeugen mußte, bekannte Pflanzen und Tiere verschwanden oder zogen sich nach Norden zurück, neue unbekannte wanderten ein beziehungsweise breiteten sich aus. Wildgetreide konnte sich gegenüber der Kräuter-Tundra stärker behaupten, ebenso Wald, der in Nord-Mesopotamien aber die Gräser nicht so schnell und stark unterdrückte wie weiter im Süden. (Uerpmann, 2007: 64) Dazu kam der Anstieg der Temperatur: zwischen 12.000 und 8.000 vC nahm sie um fast 10°C zu. (Roaf, 1998: 23) Das konnten die Erzählungen der Alten wohl rüberbringen.

Zu solchen Vorstellungen passen die in Sumer frühesten Vorstellungen von der Gesellschaft und vom (Stadt-) Staat als Spiegelbild der Umwelt! Der oberste Gott ist der Himmel, dann folgt der Gott des Sturms, der Himmel und Erde auseinander zwingt, und dann die Erde. Die Bedeutung des Wetters für die Gründungs-Mythen dieser Ur-Zeit ist jedenfalls bemerkenswert. Die Herkunft der SumererInnen ist unklar, sie sind ein ganz eigener Volksstamm mit eigener Sprache. Vielleicht lebten sie „schon immer“ da, seit dem Auszug aus Afrika. Wann sie sich ansiedelten, ob die Klimaänderung sie aus dem indischen Raum zuziehen ließ, ist nicht bekannt. Aber von einem Urmeer oder dergleichen ist in vielen Urmythen anderer Regionen auch die Rede, die zudem viel jünger sind. Schmidt hält eine so lange Erinnerung generell für möglich, wenn er spekuliert, der Göbekli Tepe sei der Ort der Anunna-GöttInnen Sumerer auf dem Berg Duku gewesen, wo Landbau, Viehzucht und die Weberei erfunden worden seien. Das müßte aber bedeuten, das Ende der Eiszeit blieb mehrere tausend Jahre im (schriftlosen) Gedächtnis und wäre schon um die Zeit der lebendigen Existenz dieses Kultbaus als Mythe entstanden, bis sie in Sumer notiert wurde. Wurde es am möglichen Anunna-Heiligtum im Gedächtnis behalten, dann müßte sich am Göbekli Tepe ein entsprechend qualifiziertes Gemeinwesen erhalten haben, an das die SumererInnen Anschluß fanden. Kamen sie von dort? Nachdem irgendwer ihren Tempel dicht machte? Zogen die neuen Bauern in die fruchtbaren Ebenen hinab? Oder blieb es bei den früheren BewohnerInnen des erst gut 6.000 Jahre später langsam entstehenden Sumer im Gedächtnis, das noch einmal gut 2.000 Jahre später Schriftzeichen entwickelte? Schwer vorstellbar. Zurück auf die Baustelle.

#### Jericho versus Göbekli Tepe?

In gewisser Weise ist der Tempel am Göbekli Tepe so etwas wie ein Donnerschlag menschlicher Kultur. Es gibt kein früheres Bauwerk dieser Art, selbst nicht, wenn von der extremen Größe und dem Steingewicht abgesehen wird. Eine ungeheure Demonstration des Geistes. Zugleich ist seine Entstehung nachvollziehbar, wenn ein starker Glaube, eine große Angst bestand; weil die Geistwesen der Natur verrückt spielten? Oder eine große Dankbarkeit und Hoffnung.<sup>1</sup> Für die Errichtung eines solchen Kultbaus war ein konkreter Beschluß ziemlich vieler Menschen oder einer Elite nötig, der vielleicht über Jahre reifte. Er konnte nur gefaßt werden, weil genügend Lebensmittel in relativ kurzer Zeit bereit zu stellen waren, so daß Arbeitskräfte von eigener Ernährung befreit werden konnten. Dies wiederum konnte nur ein Stamm leisten, der viele Menschen umfaßte. Und das heißt, auch eine große Anzahl von Jägern; Jäger, die zugleich immer auch Krieger sind! Gut 150 Krieger unter einer Führung waren doch eine Armee der Steinzeit, oder? So viele Männer wurden – wie noch zu zeigen ist – für die Errichtung der großen T-Pfeiler benötigt. Wer im Göbekli Tepe auch eine Machtdemonstration sieht, fragt sich zugleich, gegenüber wem wurde demonstriert. Ich gehe von einer Ansiedlung der ErbauerInnen des Tempels erstmal in seiner relativen Nähe aus. Schmidt spricht von einer Einflußzone ihrer Kultgemeinschaft von 200 Kilometer Radius, weil in dieser Region sich weitere Orte mit T-Pfeilern finden. Aber das wird nicht beim Baubeginn schon so gewesen sein. Alle anderen bekannten Standorte dieser Kultgemeinschaft entstanden ja deutlich später. Er sieht sogar durch den Bau das Neolithikum entstehen, weil für die ArbeiterInnen Lebensmittel nötig wurden. Und es war ein Tempel, der hochwahrscheinlich schon eine GöttInnen-Religion repräsentiert. Welch ein Unterschied selbst zu den Höhlen, wenn die

<sup>1</sup> So sieht es auch: Behringer, Wolfgang, 2007, Kulturgeschichte des Klimas, München, (61) der auch sagt, das Klima der Eiszeit sei weniger kalt als in der Polarregion heute gewesen, so daß Menschen in Europa südlich des Eisschildes recht gut leben konnten. (53) Er bezieht sich aber wesentlich auf: Burenhult. Im Norden war natürlich immer die Sonneneinstrahlung viel flacher.

oder Teile von ihnen mal einen Moment als frühere „Tempel“ angesehen werden, in denen ja auch Initiationsriten gefeiert wurden. Und dann entsteht nur kurze Zeit darauf – zwei Drittel so weit entfernt wie später Uruk – noch so ein Koloß von Bauwerk: Jericho. Zufall?

Was waren das für Gemeinschaften, die 2.000 Jahre nach Beginn der Proto-Neolithisierung mit den Großbauten Göbekli Tepe und bald Jericho einen Paukenschlag der Zivilisation erklingen ließen? Gehörten beide Orte mit ihren großen Felssteinmauern zusammen, trotz der Entfernung und unterschiedlichen Lebensbedingungen? Gab es eine positive Beziehung der beiden Bevölkerungen? Kamen die einen vom anderen Ort? An einem Ort entsteht ein das Land symbolisch beherrschender Kultbau, gibt es reichlich Gazellen und Wildgetreide, am anderen ermöglicht eine starke Quelle in wüstenartiger Umgebung die Siedlung mit Hütten, Getreideanbau und Handel. War der nicht minder Macht zeigende dortige Turm, mit Durchmesser und Höhe von neun Metern, zusammen mit den weiteren Bauten, die früher als Stadtumwehrung galten, doch zur Verteidigung gedacht? Oder als Demonstration gegen die Machtdemonstration der nördlichen Nachbarn? Er wurde bereits auf älteren Hüttenstandorten errichtet. Seine Nutzung ist unklar, ein Heiligtum wird in der Fachwelt heute für wahrscheinlicher als eine biblische Stadtbefestigung gehalten, die einst mit Posaunen zum Einsturz gebracht wurde. (Jos 6) In Jericho werden die ersten bekannten getrockneten Lehmziegel verbaut. Der Handel mit Salz und Bitumen brachte Reichtum. (Roaf, 1998: 31ff) Auch hier sind also Nahrungsüberschüsse möglich gewesen, die erst das Bauwerk möglich machten, weil die am Bau arbeitenden Leute damit ernährt werden konnten. Zwei starke Zentren in einer bereits vernetzten Welt, wie wir heute sagen! Da konnte durchaus eine Konkurrenz entstehen, jedenfalls gab es Wissen vom anderen Ort entlang des Handelsweges Palästina - Anatolien.

Bereits lange vor dem Göbekli Tepe und Jericho gab es Handel mit Muscheln, Bernstein oder Figurinen von den Pyrenäen bis nach Sibirien und auch nach Mesopotamien. Handel verlangt nach festen Plätzen, an denen einigermaßen zuverlässig zu bestimmten Zeiten getauscht werden konnte.<sup>1</sup> Das mußte nicht der Tempel selbst sein, sondern war vielleicht ein weltlicher Ort dieses Stammes, wie Schmidt ihn sich unter der heutigen Altstadt von Urfa vorstellen kann. Gab es als Grundlage des Reichtums am Göbekli Tepe auch dort also Handel, wie in Jericho. Die vielen Funde von Feuersteinabschlägen am Göbekli Tepe läßt sogar an Handel mit fertigen Werkzeugen/ Waffen denken, woraus ein gewisser Reichtum sich hätte entwickeln können, ebenso Arbeitsteilung, wenn einige Leute mehr Steine als (Wild-) Getreide ernten. Pfeil- und Speerspitzen wurden ebenfalls gefunden; sie verweisen auf eine andere Stein-Industrie als die mit dem vulkanischen Obsidian, der in einer weiteren Ausgrabung in der Nähe von Urfa gefunden wurde. Vom harten und scharf absplitternden Obsidian fanden sich nur sehr wenige Stücke.<sup>2</sup> Und die stammen offenbar nicht vom Vulkan Karacadağ 100 Kilometer nordwestlich. Roaf gibt die nahen bekannten Minen in 300 bis 400 Kilometern im Nordwesten und Nordosten an und zeigt eine ganze Reihe von Fundorten eines weitläufiges Handelsnetzes. (1998: 34) Nissen erwähnt, es sei in zahlreichen Orten der Levante und Südwestirans Obsidian aus Anatolien gefunden worden. (1999: 25) Daß Fernhandel die Region um den Kultbau erreichte, gilt auch Schmidt als sicher; Roaf sieht ihn für die Levante ab zumindest vor 17.000 Jahren belegt; daraus ergibt sich auch ein Wissen über andere jenseits der eigenen Grenzen. Nur knapp 200 Kilometer vom Göbekli Tepe entfernt entstand nordöstlich (zumindest nur wenig später) eine wichtige, wenn nicht die erste Kupfermine in Çayönü. (>Ausstellung, 2007: 214ff) Dieses Metall wurde lange Zeit nicht eingeschmolzen und gegossen, sondern nur ausgetrieben (wie in Amerika).  
 Noch ein Handelsgut? Für das weit jüngere Çatal Hüyük sind Obsidian- und Salzhandel

<sup>1</sup> Ohne von Handelsreisen über 2.000 Kilometer oder mehr auszugehen, für die komplexe Landkarten nötig wären; Urvölker Australiens „speicherten“ ihr Land in tradierten Geschichten ab; „Traumzeiten“ als ewige Gegenwart. Reisen konnten wohl immer nur von einer bekannten Gruppe zur nächsten führen, bzw. wurden nur die Güter über mehrere Stationen gehandelt.

<sup>2</sup> Gebel sieht Obsidian-Handel aus Anatolien im PPN A nach Jericho und Netiv Hagdud für „anscheinend nachgewiesen“, hält den Handel aber in der Levante nur für lokal. (2002: 19) Er wurde auch in Musular, östlich von Çatal Hüyük im PPN gefunden (N-L 97: 5) und in Urfa. (N-L 2-3/00: 5) Nach Musular wurde er in Blöcken oder Platten gebracht. Das Wissen hat sich erweitert. In Kalatepe, westlich des Mittleren Taurus, fand sich eine Werkstatt für den Export, die zwei Bearbeitungsformen kannte. (Ath/ Cauvin, >Ausstellung, 2007: 207ff) Obsidian wird bis heute für besondere Aufgaben in der Chirurgie genutzt; seine atomare Struktur ist viel feiner als die von Metall und schneidet entsprechend fein. Er ist sehr hart. In Breitenbach, Sachsen-Anhalt, fand sich eine 35.000 Jahre alte Werkstatt zur Elfenbeinschnitzerei (Mammuts), die sogar räumlich schon nach Arbeitsbereichen geteilt war. (Scinexx.de 26.9.12)

nachgewiesen. In Nevalı Çori fanden sich 1.000 Tonfiguren – Handelsgut? Bezüglich des Handels gilt es zwischen dem mit Steinartefakten und dem mit Objekten für Schmuck zu unterscheiden. Ersterer sei im Paläolithikum weitgehend auf die nähere Umgebung von 150 Kilometer beschränkt, heißt es, während für beispielsweise Schneckengehäuse Distanzen von mehr als 1.000 Kilometer gefunden wurden. Gönnersdorf war auch diesbezüglich ein zentraler Siedlungspunkt; Bosinski vermutet dort ein festes Lager, das mit Jagdlagern verbunden war. (118) Ein weiteres Zentrum – sie sind durch Rohstoffunde in den Siedlungen definiert – fand sich auf der Schwäbischen Alb nördlich des Bodensees entlang der Donau in relativ geringer Entfernung; beide sind durch die Nutzung von Bohnerzhornstein aus der Nähe des heutigen Freiburg verbunden. (>Eiszeit, 2009: 182)

Bei solcher sozialen Vernetzung sind immer schon Konkurrenzen mit zu denken, und seien es solche der Eliten um Ansehen. Zentren entstehen um einen gut erreichbaren Ort, oder an dem es gute Jagdplätze gibt, Bodenschätze vielleicht, auch, wo ein einflußreicher Stamm Anziehung ausstrahlt... Schon bei unstrukturierten SammlerInnen und Jägern, sofern es bei den ersten eiszeitlichen Menschen nördlich von Afrika, von denen wir Spuren haben, solche einfache Lebensweise überhaupt in nennenswerter Weise gegeben hat, sehen wir große Fähigkeiten. Wieder wird jene Vorstellung bestätigt, der moderne Mensch sei immer schon biologisch-genetisch hinsichtlich der geistigen Kapazität wie wir heute entwickelt gewesen. Der Tempelbau zeigt das erneut. Schon beim Cro-Magnon-Menschen sind das vor allem Kunstwerke, die von Anbeginn an „gut“ waren und keinen ausgeprägten Lernprozeß über die Jahrtausende zeigen, mehr sich etwas ändernde Stile. Wie entstand die Besiedelung, wie jene Bevölkerung, die den Kultbau erschaffen konnte? Meine Besprechung basiert auf der Vorstellung einer bereits bestehenden Besiedlung Nord-Mesopotamiens von zuerst einfachen, aber schon sozial strukturierten WildbeuterInnen, die sich vor der beginnenden Proto-Neolithisierung bis hin zum Bau des Göbekli Tepe deutlich weiter entwickeln. Ich gehe also primär von einer Entwicklung des Sozialen im Sinne sich selbst verändernder Prozesse aus. Neben Werkzeug und Kunst sind Bauten wichtige Spuren, denen durch die Zeit gefolgt werden kann.

Die Lebensbedingungen in Nord-Mesopotamien und Anatolien waren, angesichts ihrer geografischen Lage fast gleichauf mit den Pyrenäen, jedenfalls wohl nicht ungünstiger als dort. Möglich ist eine weitgehende Neubesiedlung Westeuropas am Ende der Eiszeit von den Pyrenäen aus, wohin sich vielleicht viele Menschen vor der Kälte der Eiszeit zurückgezogen hatten. Es heißt, dort sei es zu deren Ende zu einer deutlichen Erhöhung der Bevölkerungszahl gekommen; eine solche Entwicklung könnte noch um den Göbekli Tepe herum in Richtung Selbsthaftigkeit gedrängt haben, weil der Raum für WildbeuterInnen zu knapp wurde; „gefühlte“ zu knapp auch. Besonders günstige Regionen, wie die Harran-Ebene um den Tempel herum, und gute Wohnplätze konnten umstritten sein. Doch warum sollten Zwänge nötig gewesen sein, um das einfachere und angenehmere Leben in festen Standorten aufzunehmen und von dort aus zu sammeln und jagen? Offenbar lebt es sich in festen Siedlungen erstmal – idealtypisch – angenehmer, bis sich später auch Probleme zeigen. Und mit dieser frühen Selbsthaftigkeit entwickelt sich die neue Vorstellung „eigener“ Regionen; Landschaft wird im Bewußtsein Bestandteil des Selbst solcher Stämme. Der Blick ändert sich: waren Menschen bis dahin Bestandteil unermeßlicher Natur, wird Natur jetzt Bestandteil der Menschen. Darauf kann Felderwirtschaft aufbauen. Ab vor etwa 14.000 Jahren beginnt nun ausgerechnet im Nahen Osten und in Nord-Mesopotamien die Proto-Neolithisierung. Grundlage dafür waren wohl am Ende der Eiszeit die hier zu wachsen beginnenden natürlichen Wildgetreidebestände. Hinzu kam ein günstiges Zusammenfallen mit für die Domestizierung günstigen Tierarten, die erst 2.000 Jahre später das Neolithikum vervollständigte.<sup>1</sup> Gerade als der Göbekli Tepe aufgegeben wurde, weshalb Schmidt über eine Revolution nachdenkt.

#### Siedlung in der Eiszeit

Die Zahl der Funde, die die Archäologie bislang zur Bestimmung der frühen Lebensformen des Homo sapiens nördlich von Afrika zur Verfügung hat, ist eher klein, gilt es zu bedenken. In der Türkei sind die archäologischen Funde sehr spärlich. (Schyle/ Uerpmann, 1996-2: 671ff) Auf einige verwies ich schon, wie auf Gönnersdorf als Beispiel einer Siedlung aus dem Magdalenien in Mitteleuropa, in der die Generalidee des

<sup>1</sup> Schaf und Ziege haben ein anderes Herdenverhalten als Hirsche und Gazellen, bei denen die Revierkämpfe der Männchen Herdenhaltung nicht erlauben. (Uerpmann)

Bauentwurfs des Göbekli Tepe schon enthalten ist. Seit wann gab es nicht zu ferne Häuser als Vorbild für die Konstruktion der Kultanlagen? Das ist eine interessante Frage für die Beurteilung des Göbekli Tepe, da deren Erbauer kaum nur schlichte Asthütten gekannt haben, bevor sie ihn planten, ihn planen konnten. Die Kreisanlagen lassen sich doch bestens aus Häusern mit Stützen und Dachsparren vorstellen, wie sie etwa aus Gönnersdorf bekannt sind.<sup>1</sup> In der Mitte sind es in solcher Vorstellung bei der Größe der Kultanlagen eher vier Stützen als Rahmen, weil sie nicht fest in den Boden eingespannt werden (wie etwa bei den großen Erdhäusern der Mandan am Missouri). Aus der Zeit des Natufien der Levante finden sich einige wichtige Spuren. Loaf spricht von schon „festen Siedlungen“, da zum Kornmahlen (von Wildgetreide) schwere Geräte, wie Mahlsteine, benutzt worden seien. Bewohnt wurden sie entweder „ganzjährig oder nur zu bestimmten Zeiten“; gemeint ist wohl ein saisonales Verlassen. In Ain Mallalah nördlich des Sees Genezareth – wo vielleicht auch der eckige Raum durch Unterteilung von Rundhütten erfunden wurde (Nunn, 2006: 12) – betrug der Durchmesser der runden Hütten dreieinhalb bis fünf Meter, „deren Dächer von hölzernen Pfosten getragen wurden“! Dort lebte eine „Gemeinschaft von 200 oder 300 Menschen“ (!) wahrscheinlich ganzjährig; gefunden wurden auch Gräber unter den Fußböden und außerhalb der Hütten. (1998: 30) Reste runder Hütten wurden aus der Zeit vor 20.000 Jahren entdeckt. Östlich von Haifa fand sich von vor 18.000 - 12.000 Jahren eine Höhle, deren Terrasse mit Mauern umgeben war; 15.000 Jahre sind in der Levante mindestens fünf einzelne runde Gebäude alt, die wohl mit einem leichten Dach versehen waren. (Nunn, 2006: 11) Schmidt erwähnt zwei Orte östlich des Göbekli Tepe im Nordirak – Hallan Çemi, Qermez Dere – die etwa vor 14.000 - 13.000 Jahren bereits besiedelt waren; damit sei die Monopolstellung der Levante hinsichtlich der „frühesten Selbsthaftwerdung“ aufgebrochen. (2008: 65) Bei Siedlungsstrukturen kann immer auch an beginnende soziale Differenzierung gedacht werden, weil die Selbsthaftigkeit, auch wenn sie noch keine örtliche Domestikation zur Grundlage hat, das Ansammeln von Dingen möglich macht, und das von – Macht; dazu gleich.

Für große akeramische Siedlungen – sagt Nissen für Basta und Ain Ghazal (nördlich und südlich des Toten Meeres) – seien bereits soziale Regeln für die Konfliktvermeidung nötig gewesen. (1999: 25) Und eine Strategie der Konfliktvermeidung als Lernprozeß darf nicht unterschätzt werden, wenn in Quellen zu rezenten Urvölkern immer wieder auf Gewalt verwiesen wird. Oft wird Gewalt als Kampfspiel regelhaft in das Sozialleben integriert. Bei den Hausa im Sudan binden Kämpfer sich große Knochen an eine Hand, um damit den Kopf des Gegners zu treffen. Oder es werden schwere Kupferscheiben am Arm zu diesem Zweck getragen, wie bei den Nuba; ein Schiedsrichter stoppt den Kampf vor einer Tötung. (>Bild-2: 35, 39) Blutrache entsteht nicht primär aus heimtückischem Mord oder fahrlässiger Tötung. Bei den Anakil am Roten Meer sind Blutfeden geradezu nötig, um die Eisenarmbänder zu erhalten, die es für zehn getötete Feinde gibt; ohne einen solchen ist die Brautsuche schwierig. (27) Um nur willkürlich einige einfache Stämme aus einer Region anzusprechen. Kampftraining steht in aller Welt für Männlichkeit. Es ist für den Schutz der eigenen Sippe, dann den Stamm zwingend, um zu überleben. Nichts spricht dafür, solche Aggressionen gäbe es erst nach der neolithischen Revolution. Im Gegenteil ist zu vermuten, daß die Betonung von Ehre und Ansehen permanent zu individueller und damit kollektiver Kränkung und Beleidigung führen muß, früher mehr als bei Entstehung größerer Siedlungen. Wir kommen auf ein besonderes System der Deeskalation zurück, wenn von den Trobriand-Inseln die Rede sein wird.

Markante Bauten entstanden allerdings bereits viel früher, wenn auch nur weit entfernte Fundorte bekannt sind. Aus der Zeit vor etwa 25.000 Jahren stammen in *Kostenki* (Ukraine) große, etwa zwölf Meter lange Unterkünfte aus Mammutknochen (wohl bedeckt mit Fellen zu denken); dort wurden besonders viele Frauen-Figurinen gefunden. Ein weiteres Siedlungsobjekt ist 17x35 Meter groß. Bosinski (1989: 48) äußert Zweifel, dieses könne ganz unter einem Dach gelegen haben; doch ist mir am Fundplan nicht recht erkenntlich, wie eine Unterteilung aussehen konnte, die äußere Form der Struktur allerdings auch nicht. (49) Schon in jener frühen Zeit scheinen nicht nur in Osteuropa Siedlungen mit dauerhaften Häusern bestanden zu haben, in die aus temporären Jagdlagern an Routen der Herdentiere verschiedene Sorten Fleisch gebracht wurde. Bosinski meint sogar, solche Siedlungen könnten Resultat der ersten Überflußgesellschaft

<sup>1</sup> In Anlage D waren die Mittelträger nur 15 cm im Boden eingespannt; schwer vorstellbar, daß ohne Abspannungen aus Tauen oder Hölzern der erste Windstoß überstanden wurde. (JB 2009)

gewesen sein, die durch bessere Waffen, vor allem durch die Speerschleuder begründet sei.<sup>1</sup> Zu dieser Zeit vermutet er auch erste Möglichkeiten der Konservierung und Vorratshaltung, um die größeren Mengen des Fleisches unterzubringen. Erst mit Ende des Magdalenien (also kurz vor dem Bau des Göbekli Tepe) kamen Bogen und Pfeil mit noch größerer Effektivität bei der Jagd auf, die besonders im Wald handlicher waren. (1989: 55, 38, 130, 131; >Eiszeit, 2009: 196) Eine andere Siedlungsform mit teils über flachen Gruben errichteten Hütten gab es vor 28.000 Jahren in *Dolni Vestonice* (Tschechien). Fagan (1990: 65) zeigt die Rekonstruktion einer Hütte, bei der ein Baumstamm von einem kleinen Hang aus schräg auf einer höheren Stütze aufliegt; seitlich wären dann Äste verlegt worden, die mit Häuten abgedeckt wurden, rundum mit Erde und Knochen beschwert und abgedichtet. Dort fand sich ein Brennofen für Tonfiguren. (>Burenhult, 2004: 88; Bosinski, 1989: 61, nach Klima, ein „Backofen“) Wurden Frauen-Figurinen, die in weit von einander entfernten Regionen gefunden wurden, für den Export gebrannt? Töpfe zu brennen kam den Menschen dort offenbar nicht in den Sinn. Die uns bekannten Frauen-Figurinen sind meist aus Stein gearbeitet, wie die Venus von Willendorf (Österreich). Angesichts dieser großen Gebäude wäre es verwunderlich, gäbe es nicht bis zur langen Zeit des Kultbaus am Göbekli Tepe vor knapp 12.000 Jahren weitere noch zu entdeckende Baudenkmäler.

Es gibt für den steinzeitlichen *Homo sapiens* nördlich von Afrika jahrtausende ältere Funde vor dem Göbekli Tepe, die bereits auf differenzierte Sozialstrukturen hinweisen. Bei Gräbern geschmückter Kinder aus der Zeit vor gut 20.000 Jahren mußte eine durch solche Beigaben sichtbar werdende höhere Stellung ererbt sein, da Kinder sie noch nicht selbst erworben haben können. (Burenhult, 2004: 88f, 95) Zumindest wurde stets der eigenen Besitz mitgegeben, der mit seinen TrägerInnen identisch war und den gerade entstandenen, zuerst besonders aktiven Ahnen nicht geraubt werden konnte, ohne die übelsten Konsequenzen auszulösen. Auch zu Bestattungen ist die Fundlage prekär. Fürs Magdalenien findet Wüller nur 13 Ganzkörperbestattungen, bei denen nicht einmal klar ist, ob sie nur einfach in Gruben gelegt wurden. (1999) Immer wieder wird auf die Gräber aus Sughir (Russland, vor 24.000 Jahren) verwiesen, jener mit Perlen überhäufte Mann, die der offenbar an seiner Kleidung trug, und dazu auf das Doppelgrab von Jugendlichen mit wohl ähnlichem Schmuckbesatz, der zusätzlich Fuchszähne enthielt. Andere wichtige Gräber stammen aus *Arene Candide* (Italien) der gleichen Zeit. (>Eiszeit, 2009: 167) Fagan berichtet von Forschungen in *Mežirič*/ Ukraine, die Anzeichen für soziale Differenzierung ergaben. Vor 18.000 bis 14.000 Jahren fanden sich im Dnjepr-Gebiet ungleiche Vorratsgruben, als hätten sozial höher stehende Familien mehr Nahrungsmittel besessen. Diese Niederlassungen beherbergten 30 bis 100 Menschen und blieben lange bestehen, so daß die Leute Verfahren zur Lösung von Konflikten entwickelt haben müßten – sagt auch er –, soziale Regeln zur Erhaltung des Friedens. (1990: 66, nach Soffer) Mit steigendem Wissen über jene Steinzeit-Völker erscheinen uns deren Verhältnisse ohnehin immer komplexer. Vor dem Bau der jetzt bekannten Anlagen am Göbekli Tepe können also nicht nur, sondern müssen wohl Arbeitsteilung und besondere Fertigkeiten entstanden sein. Handwerk scheint möglich. Die Bildhauerei mag sich aus der Werkzeugherstellung entwickelt haben und daraus wiederum, weil sie nicht allen Menschen liegt, individuelle Arbeitsteilung entstanden sein. Levi-Strauss spricht von hierarchisierten Clanstrukturen, also von Gentes, auch davon, es habe Arbeitsteilung nach Clans gegeben, also beispielsweise einen Schmiede-Clan. (1994: 39) Sie finden wir beispielsweise bei den Nuba, ein Clan hatte dort administrative Pflichten, einer magische und ein dritter war für religiöse Zeremonien verantwortlich. (>Bild-2: 38) Zwischen verschiedenen Stämmen sind Hierarchien nicht ausgeschlossen (wie der Irokesen-Bund Nachbarstämmen überlegen war).

In Nord-Mesopotamien (und im für diese Betrachtung abseits der Reiseroute liegenden südlichen Mesopotamien), scheint es bis zur Zeit vor etwa 14.000 Jahren keine Anzeichen für eine umfängliche Besiedlung zu geben, aus der heraus der Bau des Göbekli Tepe nachvollziehbar ist. Die Studien, die ich ansah, beginnen dort „irgendwie“ mit der Proto-Neolithisierung (erste einzelne kleine Siedlungen bei Nutzung von Wildgetreide und Jagdbeute).<sup>2</sup> Grundlage des Lebens damals ist Sammeln und Jagen, was normalerweise kaum Spuren hinterläßt, schon gar nicht solche die Sozialität betreffenden. Auch einfacher

<sup>1</sup> Das ist eine (Hebel-) Verlängerung des Arms, die in der Hand des Schützen verbleibt und den Speer an dessen Ende fortschleudert. Es gibt eine Sportbewegung, die mit Speerschleudern große Weiten erreicht (max. 180,9 Meter = Europarekord), die Treffgenauigkeit fällt nach 30 Metern allerdings extrem ab. (>Eiszeit, 2009: 195)

temporärer Hüttenbau bleibt nicht unbedingt erhalten, beziehungsweise sind Spuren alter Pfosten als leichte Verfärbungen im Boden nur schwer zu finden, ohne von einem Siedlungsplatz bereits zu wissen schon gar nicht, zumal Fundplätze normalerweise unter dicken Erdschichten liegen; oft führen Baustellen zu ihnen. An anderen Stellen sind sie vielleicht längst überflügt. Deutliche Siedlungsspuren gibt es im südwestlichen Teil Europas (vor allem Südfrankreich), wo es möglich war, Höhlen beziehungsweise Felsvorsprünge (Abriss) als Wohnstätten über sehr lange Zeiträume zu nutzen, so daß viele Funde zusammenkamen. Es wird von generell temporären Unterkünften ausgegangen, weil Jagd oder saisonales Klima es nötig machten, Herden zu folgen, zu bestimmten Jahreszeiten Fische und Muscheln zu finden und bestimmte Pflanzen aufzusuchen.

#### Denken und Nativismus

Nach der Betrachtung von Bauwerk und Umwelt soll nun direkter vom Menschen her der Göbekli Tepe erkundet werden. Zunächst wird näher begründet, warum der Homo sapiens immer schon die geistige *Kapazität* moderner Menschen besaß, auf deren Basis die jeweilige *Kompetenz* historisch entwickelt wird, die wesentlich Handlungskompetenz ist.<sup>1</sup> Zum Verständnis dieser Entwicklung als Prozeß gehört die Einsicht: menschliches Denken ist *einerseits* eine Verlängerung des rudimentären Lernvermögens bei Tieren, besonders sichtbar beim Schimpansen, mit dem wir zumindest 96% der Genausstattung teilen. Zuerst veränderte sich das Gehirn der frühen Hominiden in der biologischen Evolution, in der Phylogenese, der Stammesgeschichte. Doch dabei entstand *andererseits* auch eine erweiterte Möglichkeit des Denkens, die nicht mehr biologisch erklärbar, sondern eine geistig-soziale ist oder eine soziokulturelle, die Homo sapiens zur höchsten Entwicklung brachte; aus seiner/ unserer Sicht gesehen. Unser Gehirn ist also prozeßhaft entstanden, sowohl biologisch als auch kognitiv. Das ist für unser Thema entscheidend: ab einer bestimmten Entwicklung des Gehirns konnte sich darauf gründend der (menschliche) Geist autonom entwickeln, der also nicht mehr als irgendwie gesetzt, von Gott in die Gene geschüttet oder als Weltgeist uns durchdringend verstanden werden kann; Lévy-Bruhls Auseinandersetzung mit solchen Vorstellungen schon 1910 gibt Hinweise dazu. Auch der Prozeß der Kognition war lang, und letztlich ist nicht bestimmbar, wann er den entscheidenden Sprung auf das Niveau des modernen Menschen bewirkte. Doch vieles spricht für einen qualitativen Umbruch hin zum Homo sapiens und nicht schon bei neanderthalensis oder gar erectus; selbst Steinfunde zeigen das, aber auch die Kunst. Jedenfalls kann – anders als in der biologischen – in der soziologischen Entwicklung nicht von einem Kontinuum vom Australopithecus her ausgegangen werden. Reflexives Lernen, die Fähigkeit zur Symbolik und die zur geistigen Konstruktion sind konstitutiv für sapiens, aber auch Begriffsbildung und die Sprache. Nach dem Hinweis auf die Phylogenese gilt es deshalb, die Ontogenese mit in die Analyse einzubeziehen, in der jeder einzelne Mensch sein Denken erlernen, konstruieren muß, prozeßhaft. Woher sollte der Geist sonst kommen? An diese Vorgaben anschließend läßt sich das Menschenbild des Homo sapiens als immer schon relativ gleichförmig verstehen, und eben auch die Leute vom Göbekli Tepe, rezente Urvölker und heutige Menschen in ihrer jeweiligen historischen Kompetenz. Nicht gemeint ist dabei, rezente Urvölker seien mit jenen vom Kultbau generell gleich, sagte ich schon. Aber wir haben es mit soziologischen Unterscheidungen zu tun, nicht mit biologischen. Für die Archäologie, die Knochen aller Zeiten ausgräbt, scheint die Differenzierung von Biologie und Soziologie hinsichtlich des menschlichen Geistes nicht selbstverständlich zu sein, daß es keinen linearen Übergang zum Homo sapiens gibt, sondern einen kognitiven Umbruch. Und nicht nur die Archäologie, „Affenforschung“ mit dem Ziel, das Handeln des Homo sapiens zu entschlüsseln, ist schon ein sehr engagiertes Unterfangen. Thomasello, der Menschen und Affen untersucht, ist sich nicht einmal sicher, ob Schimpansen in der gleichen Weise „denken“ wie wir. (2006: 97ff) Ich betone das, weil die Vorstellung einer linearen geistigen Entwicklung vom Affen zum Menschen leicht die Annahme stützen kann, frühere Menschen hätten nicht nur eine historisch geprägte *Kompetenz*, sondern auch eine sich bis heute evolutiv wandelnde *Kapazität*. Homo sapiens der Steinzeit oder rezente

<sup>2</sup> Die Wanderungen aus dem Süden haben sich wahrscheinlich in Nord-Mesopotamien zuerst weiter nach Nordosten gerichtet, zum Schwarzen Meer und zum Kaukasus, weniger nach Anatolien. Vielleicht weil Herden diese Route nahmen; die historische Sprachforschung sieht Anhaltspunkte dafür.

<sup>1</sup> Morgan war schon dicht dran an dieser Erkenntnis, wenn er sagt, wir hätten dasselbe, durch Reproduktion fortgepflanzte Gehirn, welches in längst vergangenen Zeitaltern in den Schädeln von Barbaren und Wilden – damit beschreibt er frühere Zeitalter, dem die Zivilisation folgt – arbeitete. (1877: 51)

Urvölker seien womöglich Tieren doch kognitiv noch näher als moderne Menschen, wie es beispielsweise Darwin noch annahm. Erst mit dem Blick auf die Ontogenese wird diese Vorstellung überwunden, erst mit einer solchen Analyse entsteht auch ein realistisches Menschenbild für den Göbekli Tepe oder den Cro-Magnon-Menschen.

Zum Verständnis der Ontogenese ist ein Blick auf die kognitiven Entwicklungsstadien der Denk-Operationen bei Kindern und Jugendlichen sinnvoll, die Piaget am Anfang des 20. Jahrhunderts herausarbeitete, auf denen auch Dux seine historisch-genetische Soziologie aufbaut. Dessen Ansatz geht nicht mehr allein von Gesellschaft aus, wie es bislang in der Soziologie Standard war, sondern primär vom Individuum in der Gesellschaft, von dessen jeweiliger Kompetenz! Die wiederum sehr vom sozialen Umfeld geprägt wird. Heute oder vor 12.000 Jahren. Lévy-Bruhl spricht schon 1910 von (Denk-) Operationen wie Zählen und Begründen. (84) Tomasello hat zum Ende des letzten Jahrhunderts die Entwicklungsstadien der Kognition neu gefaßt. (2006) Diese Kenntnisse helfen, das durchgehende Entstehen animistischer Vorstellungen bei Kindern und auch den Erwachsenen in rezenten Urvölkern zu verstehen, warum die in allen Dingen und Erfahrungen handelnde Kräfte, Geistwesen oder GöttInnen, sehen.

Die *Operationen* des Denkens verweisen auf die Fähigkeit zur schließenden (deduktiven) Logik, sie sind Reflexionen mit der Tendenz zur wachsenden Abstraktion. Die allerdings moderne Kinder bis zum sechsten Lebensjahr und auch Kinder und Erwachsene traditionaler Urvölker generell *nicht* (!) ausbilden, weshalb bei ihnen auch vom unlogischen oder prä-logischen Denken die Rede ist. Die Stadien der kognitiven Operativität entwickeln sich, soweit sie überhaupt entstehen, universal bei *allen Menschen in allen Völkern* gleich. Bei Piaget sind das: 1. ein *sensomotorisches* Stadium (0 - 2 Jahre), 2. ein *prä-operatives* (2 - 6/7 J.), dann 3. ein *konkret-operatives* (7 - 11/12 J.) und 4. ein *formal-operatives* Stadium (ab 14 J.).<sup>1</sup> In der für unser Thema interessanten individuellen Entwicklung, wie generell Dinge und Erfahrungen verstanden werden, führt sie von der Vorstellung, alles subjektiv Erfahrene sei objektiv vorhanden, selbst das Traumgeschehen, in Richtung der Einsicht, die Welt sei objektiv und werde nur subjektiv erkannt. Sie führt auch von einander im Ablauf bloß folgenden Zuständen im Verständnis des traditionellen/ prä-operativen Denkens hin zum prozeßlogischen Denken der Moderne. Im prä-operativen Stadium wird die Welt so genommen, wie sie (er-) scheint, ohne sie mit schließender Logik analysieren zu können, Widersprüche stören nicht. Entsteht die Fähigkeit zu Operationen, müssen beim konkret-operativen Denken denkerisch behandelte Objekte real vorhanden sein, bei formal-operativem Denken kann das Konkrete dann schon geistig vorgestellt werden. Anstelle der Realität werden abstrakte Formen reflektiert, extrem in den Formeln der höheren Mathematik, es werden Operationen mit Operationen gedacht.<sup>2</sup> Konkret- und formal-operatives Denken gehen aber sehr schnell und ohne scharfe Grenze zu einem bestimmten Zeitpunkt ineinander über.

Piaget/ Inhelder (1955) haben diese Stadien an einer Reihe von Experimenten deutlich gemacht, wobei sie allerdings das erste auslassen, das bei ihnen in dieser Arbeit als „sensomotorische Periode“ erwähnt wird. Beziehungsweise wird es mit dem zweiten, dem prä-operativen Stadium als dem *anschaulichen* und dazu dem *symbolischen* Denken zusammengezogen. (233) Sie bezeichnen die Stadien nun mit I bis III, die jeweils in zwei Stufen, A und B, unterteilt sind. In Stadium I (prä-operativ) werden bei Experimenten – um beispielsweise die Bedingungen der Winkel beim Spielen eines Balls über eine Bande (Billard; Einfallswinkel = Ausfallswinkel) herauszufinden – von den ProbandInnen nur Fakten aufgehäuft, nur die eigene Wahrnehmungen festgestellt, heißt es dort. Bei der Reflexion des Versuchs wird von ihnen lediglich direkt vom Anstoß zum Treffen eines variablen Ziels gedacht und die Route des Balls von ihnen nur noch beiläufig als runde Kurve ohne Berührung der Bande erinnert beziehungsweise auf Nachfrage angedeutet.

<sup>1</sup> Die angesprochenen Tests zur Feststellung primär der logisch-arithmetischen *Strukturen* (Dux) nach Stadien sind sehr speziell auf moderne Kinder abgestellt (und wohl auch mehr auf Jungen als auf Mädchen?). Für meine Betrachtung, die sich besonders auf das Religiöse, auf die Anschauung von Geistwesen und GöttInnen richtet, nicht auf die Frage der „Erhaltung“ von Mengen beim Umschütten in anders geformte Gefäße oder ähnlicher Fähigkeiten, nutze ich auch den Begriff „traditionales Denken“ für die Zeit bis zum Ende des prä-operativen Stadiums. Diese Stadien stützen sich auf statistische Ergebnisse, also auf eine Streuung, sind als Typus zu verstehen. Einzelne ProbandInnen können immer weniger oder auch mehr als andere. Bestimmte Fähigkeiten, etwa für einen ausgeübten Beruf, können wohl auch über das generell erreichte Stadium herausführen. Das Anreißen der Sägeschnitte eines Gratsparrens am Walmdach wird direkt, also konkret am Balken gemacht und bedarf dennoch hoher Abstraktionsfähigkeit.

<sup>2</sup> Mehr bei Dux, der erörtert ausführlich, wie in der neuzeitlichen Wissenschaft formale Operationen 2. und 3. Grades entwickelt wurden: „über das Operieren mit Operationen hinaus die Reflexion auf die Operationen“. (2008: 230)

(52) Zugleich treffen sie ein Ziel durchaus schon über die Bande. Eine „*Operation ist nämlich nicht nur eine verinnerlichte Aktion, die sich mit anderen zusammen zu reversiblen Gesamtsystemen verbindet: sie ist auch, und eben dadurch, eine Aktion, mit der eine Bewußtwerdung ihres eigenen Mechanismus und ihrer eigenen Koordinationen verbunden ist. Gerade diese verschiedenen Merkmale fehlen auf dieser [prä-operativen]<sup>1</sup> Stufe: Das Kind handelt nur im Blick auf das Ziel und fragt sich nicht, wie ihm die Verwirklichung gelingt*“. (19) Wir werden später noch auf das Verständnis von Ursache/ Ursprung und Ziel zurückkommen. Im konkret-operativen Stadium (7 - 11/12 Jahre) werden dann unter anderem aus den gesammelten Fakten Serien/ Klassen festgestellt, und die Reziprozität wird erkannt, gedanklich zum Ausgangspunkt eines Experiments zurückzukehren, wobei das Verständnis des Vorgangs betont wird.<sup>2</sup> Das Kind entdeckt im konkret-operativen Stadium, heißt es weiter, noch nicht alle Klassen der Möglichkeiten, und es kann auch nicht einen Beweis führen, „*weil ihm eine systematische Methode fehlt, die insbesondere so vorgeht, daß sie einen einzigen Faktor variiert und alles andere im übrigen so läßt wie es ist*“. (263) Dabei „*gelingt es diesen Kindern, alle für die Auffindung des Gesetzes von der Gleichheit des Einfalls- und des Reflexionswinkels notwendigen Elemente herauszuarbeiten, aber sie sind dennoch nicht imstande, dieses Gesetz zu konstruieren, und erst recht nicht, es verbal zu formulieren*“. (20; hv. h.) Die Hervorhebung benennt ein grundsätzliches Problem: den Unterschied zwischen Handlungsfähigkeit im Alltag und deren verbaler Erklärung – das gilt es bei den folgenden Besprechungen, auch bei der Sprache stets zu bedenken. Das formal-operative Denken wird dann vor allem durch Erfahrung mit Technik und *Schulbildung* (!) erlernt. Wir verstehen es heute eng mit prozessuaalem Denken verbunden; aber auch in modernen Gesellschaften erreichen nicht alle Menschen dieses höchste Stadium (bildungsferne Schichten). Piaget/ Inhelder betonen, formales Denken sei nicht Folge der primär biologisch gesteuerten Pubertät,<sup>3</sup> nicht Ursache angeborener Vorstellungen, sondern sie hänge auch vom sozialen Milieu ab, von der Erziehung in der Familie und in der Schule. Die Gesellschaft wirke nicht durch bloßen äußeren Druck auf die in Ausformung begriffenen Individuen, die in bezug auf das soziale Milieu ebensowenig wie auf das physische Milieu hin (Nervensystem) unbeschriebene Blätter seien. (323ff) „*Damit das soziale Milieu wirklich auf die individuellen Hirne einwirken kann, müssen diese imstande sein, dessen Beiträge zu assimilieren, womit wir wieder bei der Notwendigkeit einer hinreichenden Reifung der individuellen zerebralen [intellektuell, geistigen, mit dem Großhirn verbundenen] Werkzeuge gelangt wären*“. (325) Wie geschieht in der frühen Ontogenese diese Assimilation, die Einbindung neuer Erkenntnis durch und in das bisherige Schema der Erkenntnis?

Der Motor der kognitiven Entwicklung – sagt Dux – läge „*diesseits der präoperationalen Kompetenzen nicht in dem endogenen Antrieb des Organismus, vielmehr in den Bedingungen, unter denen die Gesellschaft sich fortentwickelt*“. (2008: 249) Das kindliche Gehirn beginnt bereits vorgeburtlich zu arbeiten und muß sich von Anbeginn an um seine Interessen kümmern; nicht einfach Neugier treibt es an, sondern sein Empfinden, wie der Hunger, später die Anforderungen seiner Bezugspersonen und die der Gemeinschaft. Kinder lernen beim Aufwachsen, sich „ihre“ Welt in ihrem Kopf zu konstruieren, ihre „Entsprechung“ denken zu können, um die Umwelt zu beurteilen, um handlungsfähig in ihr zu sein. Einerseits passen sie sich durch Erfahrung aktiv der Umwelt an (Piaget: *Akkomodation*) beziehungsweise setzen sich mit ihr auseinander, prüfen ein Objekt; andererseits erwerben sie dabei *Schemata* des Umgangs im eigenen Denken, an die sie neue Erkenntnisse jeweils ergänzend anbinden (*Assimilation*) und neue Möglichkeiten der Akkomodation erwerben... Die von Piaget und auch anderen AutorInnen entwickelten Experimente wurden nicht nur an modernen Kindern, sondern auch bei Erwachsenen rezenter Urvölker eingesetzt und dabei so etwas wie die Logik deren Weltbildes analysiert. (Dux) Symbole, Klassifikationen, Zahlen, Messen, der Raum, die Zeit und die Kausalität sind wesentliche Prüffelder. Der bekannteste Test ist wahrscheinlich der der *Erhaltung*: erkennt ein Mensch, wenn eine gleiche Menge

1 Einschübe in eckigen Klammern [...] in Zitaten stammen von mir.

2 Da sind auch die Begriffe und Formulierungen verschiedener AutorInnen genau zu prüfen: Das Klassifizieren von Pflanzen und Tieren, das sich aber von dem von Denksritten unterscheidet, hält beispielsweise Lévi-Strauss für eine besonders bedeutsame Fähigkeit bei rezenten Urvölkern, sehen wir gleich, denen dennoch generell nur das prä-operationale Stadium zuzuordnen ist.

3 In der Pubertät bauen Jugendliche auch ihr Gehirn um, Überflüssiges wird eliminiert; beispielsweise entwickelt sich aus einem Sprachzentrum in der rechten Hirnhälfte oft (besonders bei Frauen) ein zweites links.

Flüssigkeit aus zwei gleichen durchsichtigen Gläsern zum einen in ein flacheres durchsichtiges Glas mit größerem Durchmesser, zum anderen in ein höheres mit kleinerem Durchmesser gegossen wird, daß die Menge gleich blieb, sich erhalten hat? Die Fähigkeit, diese Frage richtig zu entscheiden, wird normalerweise erst mit dem konkret-operativen Stadium erworben.<sup>1</sup> Im Ergebnis kann gesagt werden, daß WildbeuterInnen und einfache Bauernschaften generell das prä-operative Stadium nicht überschreiten. Die Jäger dieser Völker sind beispielsweise meist gute Schützen mit Pfeil und Bogen oder dem Speer mittels der Speerschleuder. Sie könnten aber das Wesen des Pflugs dieser Waffen nicht erklären. Selbst Aristoteles denkt noch, das Projektil werde von der beim Wurf von der Hand mit bewegten Luft weitergetragen, wenn es sich vom Arm des Schützen oder der Bogensehne getrennt hat; erst im Mittelalter wird mit der Impetus-Theorie eine Eigenkraft im – nun mit der Kanone abgeschossenen – Projektil vermutet, bevor Newton die Lösung mit der in der Anfangsgeschwindigkeit gespeicherten Energie fand (später:  $E=mc^2$ , Energie ist gleich Masse mal Geschwindigkeit zum Quadrat, Einstein).

Hallpike, der die Stadien Piagets hinsichtlich rezenter Urvölker aus psychologischer Sicht überprüft, sagt: „Für das Kind des präoperativen Stadiums ist das eigene Weltbild unmittelbar, subjektiv und absolut“, obwohl es beim Heranwachsen Widersprüche mit der Wirklichkeit bemerkt. Es begreift noch nicht, „daß es eine Wirklichkeit gibt, die wahrgenommen wird, einen Denkprozeß, der diese Wahrnehmungen vermittelt, und einen Sprachprozeß, in den das Denken enkodiert [verschlüsselt] wird. Es ist deshalb noch nicht imstande, Namen und Wörter von den Dingen zu unterscheiden, auf die sie sich beziehen, und glaubt anfänglich, sie seien den Gegenständen inhärent [enthalten], die sie bezeichnen; für das Kind in diesem Alter ist das Denken ein physischer Prozeß, der mit dem Mund oder mit der Sprache identifiziert wird, das Kind glaubt auch, die Träume spielten sich außerhalb von ihm ab. Es ist sich seiner eigenen Gedanken und Gefühle bewußt, aber es sieht nichts Ungereimtes darin, auch der physischen Welt einen Willen, eine Zielgerichtetheit und Gefühle zuzuschreiben. Selbst auf der Ebene der physischen Wahrnehmung nimmt es an, sein Auge sende einen Strahl aus, wenn es Dinge wahrnehme, und es wundert sich, daß die ‚Augen-Strahlen‘ der Leute nicht aufeinander prallen, wenn sie sich kreuzen; es glaubt auch, die Kraft, die benötigt wird, um einen Stein zu heben, sei eine Kraft, die aktiv vom Stein selbst ausgeübt werde“. (1990: 447ff) Dem Urteil des Kindes fehle die Objektivität, alle Erscheinungen sind ihm subjektiv und mit eigenem Willen ausgestattet. Diese Vorstellung bleibt lange erhalten und verschwindet erst mit dem formal-operativen Denken vollständig: mit etwa sechs Jahren nimmt das Kind noch an, Namen – identisch mit den benannten Dingen – hätten selbst Kraft, Gewicht und Geschwindigkeit oder andere physische Eigenschaften. Dann nehmen Kinder von den Namen an, sie seien den Dingen durch ihre Hersteller gegeben worden, durch Gott oder die ersten Menschen (Ur-Mythen). Erst danach wird erkannt, daß Namen reine Zeichen sind. Wir werden gleich noch erörtern, wie Kinder zu solchen animistischen Vorstellungen kommen, alles sei real und belebt, alles sei Subjekt.

Das prä-operative Stadium vertiefe ich noch etwas, weil rezente Urvölker, die hier zum Abgleich mit jenen am Göbekli Tepe für die frühere Zeit dienen, dieses generell nicht überschreiten und das konkret- und das formal-operative Stadium nicht erreichen. Die Handlungen und ihre Koordination sind immer noch zentral für die kognitive Entwicklung und müssen in das innere – nicht fotografisch zu verstehende – Bild, das sich das Kind im sensomotorischen Stadium von der Umwelt konstruiert, weitergehend integriert werden. Die kindliche Vorstellung sieht nur eine Dimension zur Zeit (Höhe *oder* Breite bei den angesprochenen Gläsern). Ein Kind ist aber fähig, mit manchen Problemen *praktisch* umzugehen, die es noch nicht erklären kann (Spiel über die Bande). Klassifikationen sind bei ihm insofern subjektiv, wie es ihm gerade einfällt, nicht systematisch: vielleicht sitzt

<sup>1</sup> Prä-operative Kinder in modernen Gesellschaften und viele Erwachsene in traditionellen Gemeinschaften erkennen das nicht und nehmen, wenn sie auswählen können, welches sie mitnehmen dürfen, das höhere und schmalere Glas (mit Zucker). Selbst wenn sich im flacheren Glas tatsächlich deutlich mehr (!) Inhalt befindet, greifen sie meist (!) zum Glas mit „höherem“ Gut darin. (Dux, 2008) Es gibt aber mehrere Tests zur Erhaltung, nicht nur den mit dem Volumen, sondern auch mit der Zahl, dem Gewicht. Es sei eine gründlich erhärtete Tatsache, schreiben Ginsburg/ Opper in ihrer Darstellung der Theorie Piagets zur geistigen Entwicklung, „daß es dem Kind mit etwa sechs oder sieben Jahren gelingt, die diskontinuierliche Quantität und die Substanz zu erhalten; daß es das Stadium 3 der Erhaltung des Gewichts nicht vor Vollendung seines neunten oder zehnten Lebensjahres erreicht; daß es ungefähr elf oder zwölf Jahre alt werden muß, bevor es über die Erhaltung der Volumens verfügt“. (1969: 209) Dazu gibt es noch Unterscheidungen hinsichtlich des sozialen Milieus und der regionalen Herkunft aus europäischen Regionen oder jenen der Dritten Welt. (204)

*Kasten: Elemente kindlicher Entwicklung  
nach Tomasello (2006)*

(A) die *Neunmonatsrevolution*, *Identifikation* mit primär sorgender Bezugsperson, ab sieben bis acht Monaten, *intentionale Akteure*

(A2) *Sprachlernen*,

(B) ab etwa vier Jahren: *geistige Akteure*, *Szenen gemeinsamer Aufmerksamkeit*, *Imitationslernen*

(B2) *moralische Urteile*

(C) *Simultanlernen*, Eindenken in eine fremde Perspektive

(D) *Selbststeuerung* und *Metakognition*, mit fünf bis sieben Jahren Verinnerlichen der Regeln Erwachsener, nachdenken und sprechen über Problemlösungen

ein Vogel auf einem Baum, und beide gehören deshalb zusammen. Deduktive oder induktive Schlüsse, vom Besonderen auf das Allgemeine oder andersrum, kann ein Kind im prä-operativen Stadium nicht ziehen; es denkt vom Besonderen zum Besonderen (transduktiv). Es ist „Realist“, *was es sieht und fühlt gilt für alle Menschen gleichermaßen* und ist real (auch Träume). Objekte erscheinen statisch, Veränderungen werden nicht als prozeßhaft erkannt; das Kind sieht einen Zustand nach dem anderen. Eine Ursache und deren Wirkung/ Ziel wird nicht als kausal verstanden, beide stehen sozusagen gleichberechtigt nebeneinander. Auch hier gilt, der aktuelle Umgang, sein Verhalten in der realen Welt, ist besser entwickelt als die sprachliche Erklärung. (Hallpike, 1990: 27ff) Bei der Übereinstimmung der Auffassungen prä-operativer Kinder in modernen Gesellschaften mit jenen von Kindern und Erwachsenen in traditionellen Gemeinschaften ist aber zu bedenken: Erwachsene haben *mehr Erfahrung, Wissen und Selbstsicherheit* als ihre Kinder – damals wie heute! Gerade letztere ist bedeutend, Unwissende wissen auch über mögliche Zweifel am Wissen nichts, sind insofern selbstsicherer als andere; Zweifel am eigenen Lebensmodell gab es gegenüber den weißen Eroberern nicht, zeigen viele Berichte.

Wir wollen mit Tomasello (2006) noch tiefergehend fragen, wie es zur kulturellen Entwicklung des menschlichen Denkens kommt. Er steht mit seinen Forschungen zur Ontogenese – im Anschluß auch an Piaget – für eine *nicht-nativistische* Vorstellung. Er sieht – wie Dux – das menschliche Gehirn aus dem Tier-Mensch-Übergangsfeld mit allgemeinerer Fähigkeit entstehen. Beispielsweise wird Sprache von Tomasello aus der frühen Interaktion primär aus dem Wechselspiel mit der Bezugsperson erklärt, nicht aus vorgegebenen genetischen Strukturen (Nativismus, wie bei Chomsky; zur Sprachentstehung kurz: Hennings, <sup>13</sup>2013). Er analysiert den Übergang vom Primaten zum Menschen und untersucht die Mechanismen, Funktionen und Strukturen der Ontogenese. Ab etwa zwölf Monaten entfernten Kinder sich von Primaten. (113) Insbesondere bauten Schimpansen nicht auf bestehende Kulturleistungen auf, um ihre Gruppe weiter voranzubringen (soziales Lernen von Generation zu Generation, „Wagenhebereffekt“), wie Menschen es heute anstreben, ihre vorgefundene Umwelt einen Schritt voran zu bringen (rezente Urvölker tun das nicht, im Gegenteil klammern sie sich an das Leben, wie es die Ahnen führten). Tomasello betont mit seinen aktuellen Forschungen an Kindern (und Schimpansen) die *Neunmonatsrevolution*, wenn Kleinkinder sich (A) immer mehr mit anderen Lebewesen (primär der sorgenden Bezugsperson) *identifizieren*. (77) Solange sich Kinder nur als Lebewesen verstehen, die Dinge verursachen können, verstünden sie auch andere so. Mit sieben bis acht Monaten fingen sie jedoch an, sich als „*intentionale Akteure*“ zu verstehen, als solche, die etwas bezwecken, und andere dann ebenso zu sehen. (93) Sie begannen zu verstehen, wie andere etwas tun wollen (Intention) und reagieren darauf, nicht bloß auf deren direktes Handeln. (96) Nun sei ihr Verhalten nicht mehr nur Nachahmung, sondern Reproduktion des intentionalen Verhaltens anderer. (100) Der Phase als intentionale Akteure folge mit etwa vier Jahren die der (B) „*geistigen Akteure*“. (208) Es entstehen dann im Erwachsenen-Kind-Dialog (Interaktion) *Szenen gemeinsamer Aufmerksamkeit*, in denen das Kind beobachte, ob die Bezugsperson ihr Interesse auf das gleiche Objekt wie es selbst richte. Jetzt entwickle es ein *Imitationslernen* durch gedanklichen Rollentausch zur Reflexion der eigenen Situation. (121) In dieser Weise komme es auch (A2) zum *Spracherwerb*: erst verstehe ein Kind die Situation, dann die sprachlichen Symbole zu deren Beschreibung. Wie komplex zeigt sich dieser Vorgang zwischen Kindern und Bezugspersonen! Kinder können nur selbst lernen;

nur mit dem was sie schon können, können sie weiteres lernen. Über *Simulation* setzten sich die Kinder dann immer mehr in die Lage anderer, reflektierten deren Situation und gewannen dabei – besonders im Gespräch mit Gleichaltrigen! – (B2) auch *moralische Urteile*, wenn sie „den Schmerz der anderen fühlen“. (210f) Tomasello verweist auf die Bedeutung der *gemeinsamen Aufmerksamkeit* zwischen Kind und Bezugsperson und die *Perspektivenübernahme* durch das Kind als zentral für den fortgeschrittenen Spracherwerb im Alter ab etwa zwölf Monaten; kurz nach dem Beginn der intentionalen Phase also. Warum – fragt er – setzt der Spracherwerb nach ersten erworbenen Kenntnissen in besonderer Weise gerade mit dieser Fertigkeit zur gemeinsamen Aufmerksamkeit ein, wenn nämlich das Kind in der Lage ist 1. einen Gegenstand, 2. die Bezugsperson und 3. sich selbst (!) in der Interaktion zu erkennen? (131, 142ff) Sprache werde nach den dazu angestellten Experimenten in sozialen Situationen ganz *pragmatisch erlernt*.<sup>1</sup> Das gelte besonders für die nächste Stufe der kindlichen Entwicklung, die Tomasello mit einer (C) *Simultantheorie* beschreibt. (wobei er auf Harris verweist; 222) Simultan heißt hier: Kinder lernen, sich in eine fremde Perspektive einzudenken, sie simultan zu verstehen. Regeln mit Belohnung/ Bestrafung behinderten dieses Lernen eher (keine Dressur). (227f) Gerade bei komplexeren Formen sprachlicher Kognition zeige sich das pragmatische Lernen deutlich.<sup>2</sup> Als ein letztes Element wird auf die Jahre zwischen fünf und sieben verwiesen, wenn modern erzogene Kinder (D) *Selbststeuerung* und *Metakognition* lernen. Sie verinnerlichen und variieren gegebenenfalls die Regeln Erwachsener und lernen, über ihr eigenes Nachdenken und über Problemlösungen zu sprechen, verfolgen den Eindruck, den sie auf andere machen und andersrum, verstehen verschachtelte Sätze (sie denkt, daß ich X denke), beginnen Fertigkeiten der Metaerinnerung zu zeigen, die ihnen ermöglichen, bei Gedächtnisaufgaben Planungsstrategien zu verwenden. Und sie fangen an zu lesen und zu schreiben, sofern ihnen dies gezeigt wird. (242) Mit anderen Worten, wir haben hier ungefähr und individuell etwas differierend das kognitive Inventar des Endes des prä-operativen Stadiums (Piaget) vor uns. Dux ergänzt Piagets vier Stadien und spricht (mit: Bates) von Leuten im dörflichen Indien, mit denen er Tests über das Zeitverständnis machte, als im *proto-konkret-operativen* Stadium befindlich. (1989: 221; aber das war Ende des 20. Jahrhunderts, nicht in der Steinzeit) Das sind gute Gründe gegen nativistische Ansätze, die etwa die Entstehung genetischer Sprachmodule zur Erklärung komplexer Sprache gerade für diesen ontogenetischen Zeitraum anbieten.

#### Ursprung des Animismus<sup>4</sup>

Wenn jeder Mensch aktiv lernend seine Umwelt erfassen und konstruieren muß, dann kann nicht „die Gesellschaft“ allein für das Bewußtsein, das Wissen und Denken verantwortlich sein. Es ist für ein modernes Kind unmöglich, alle Vorgaben der Kultur seiner Gesellschaft genau aufzunehmen. Dann änderte sich – wie bei rezenten Urvölkern, die versuchen wie ihre Ahnen zu leben – auch nichts. Jedes moderne Individuum und jede Generation erarbeitet sich einen eigenen Blick auf seine Welt. Und nur bei bedeutendem Wandel, wenn das bisherige Weltbild nicht mehr greift, wird ein neuer Zugriff auf die Realität angestrebt. Im frühkindlichen Prozeß wird auch die Teilung in Geistes- und Handarbeit vorgeprägt, wenn in der Ontogenese eigene Erfahrungen sich mit der äußeren Vorgabe der sorgenden Bezugsperson verbinden. Der engere Lebensbereich des Kindes entwickelt sich zum einen als seine eigene Praxis, und vom äußeren Bereich werden zum anderen größere Zusammenhänge, aber auch Zwänge und Autorität vermittelt. Das erinnert an mystische Gemeinschaften einer zwar rationalen individuellen Alltagspraxis mit aber göttlichem Überbau und sozialen Zwängen, etwa zur Ehrung der Alten und Ahnen anstelle des Blicks auf die Zukunft. Doch wie entstand der Prozeß der geistigen Menschwerdung aus den Primaten, bei der auch der Animismus des prä-operativen Menschen in die Welt kam? Wollen wir erklären, was der Mensch ist und kann, müssen wir vom phylogenetischen Prozeß her aufzeigen, wie er wurde was er ist, beziehungsweise für unser Thema, was er um das Ende der Eiszeit herum und bis zum Entstehen des ersten Stadtstaates Sumer herum gewesen ist. Dort beginnt wohl eine Epoche weitergehender Kompetenz spätestens mit der Schrift; doch auch die Erscheinung: Stadt selbst steht schon

<sup>1</sup> Wenn eine eingeschränkte Pidgin-Sprache beispielsweise zwischen zwei Völkern nur zum Grenzhandel entsteht, ist die Pragmatik besonders deutlich; unten mehr dazu.

<sup>2</sup> Es wäre zu prüfen, ob diese von Tomasello betonte neue Fähigkeit ab vier Jahren in einer historischen Differenzierung erkennbar zu machen ist, ob es unter Urvölkern solche gab, deren Kompetenz nicht weiter reichte. Den Leuten vom Göbekli Tepe ist vollständig ausgeprägte Prä-Operativität zuzutrauen, scheint mir.

für eine wesentliche soziale Transformation. Insofern kann heute mit prozeßlogischem Denken der geistige Mensch selbst als sich selbst verändernder oder zieloffener/ planloser Prozeß verstanden werden. Vier Elemente dieses Prozesses sind zu bedenken: der biologische, der soziale, der der Kognition und der psychologische, die hier aber nur partiell anzudeuten sind.

Die älteste Schrift-Quelle, die uns Hinweise auf solche Entwicklungen gibt, ist das Gilgamesch-Epos. Ich verweise kurz darauf, weil wir hinsichtlich der Leute vom Göbekli Tepe fragen müssen, ob ihr Denken einen Anschluß zu Sumer findet, über das wir schon ein wenig wissen und möglichst zurück übertragen wollen – wenn es denn funktioniert. Es sollen mit der Darstellung aber auch geistige Bilder jener frühen Zeit vermittelt werden, wenn sie auch 8.000 Jahre nach Baubeginn des Göbekli Tepe aufgeschrieben wurden. Oder liegen völlig unerschlossene Zeiträume dazwischen, so daß ein Bezug unzulässig ist? Ausgräber Schmidt (2008) fragt mit dem Hinweis auf die Anunna-GöttInnen vom Berg Duku, ob der nicht der Göbekli Tepe sein könne, und hält also einen Anschluß für möglich. Mir scheint heute – nach der weitergehenden Beschäftigung mit dem Göbekli Tepe – mit diesem Epos geradezu eine Kontinuität menschlicher Entwicklung vom Kultbau in Nord-Mesopotamien zum sumerischen Uruk aufzusehen; sie „passen“ zu einander. Beide stehen für einen markanten Übergang im Prozeß der Zivilisation, wenn wir davon für jene Zeit schon sprechen wollen. Der sterbliche Zweidrittelgott König Gilgamesch,<sup>1</sup> wenn er denn existierte, baute vor etwa 4.600 Jahren die riesige Stadtmauer um Uruk, die archäologisch (schon in früherer Form) belegt ist. Er war also bereits Städter. Das Epos besingt seinen Ruhm unter Bezug auf eine wahrscheinlich viel frühere Zeit. Ihm wird von den GöttInnen ein starker Freund geschenkt, damit er aufhört sein Volk zu drangsalieren: Enkidu kommt aus der Steppe, ist noch ganz behaart, frißt Gras, säuft mit den Tieren, zerstört aber die Fallen der städtisch-sumerischen Jäger; ein Wildbeuter aus der Sicht des Städters. Ob eine Verbindung der Stadt mit den nötigen Landflächen durch die Freundschaft der beiden angedeutet wird, wie ich zuerst annahm, steht *einerseits* in Zweifel, als in einer Formulierung bei Schmökel (1956: 47) die von den GöttInnen zu ihrer eigenen Versorgung geschaffenen Menschen in ihrer ersten Entstehungsphase wie der Wildling Enkidu als nackt und grasfressend geschildert werden. (Steinert, 2012: 85) Erst danach werden die sumerischen Göttinnen des Getreides, der Schafzucht und der Weberei gezeugt. Die kommen – sagt Schmökel – aus dem GöttInnenhimmel Duku von den heiligen Bergen des Ostens (!) zu den Menschen, um sie in einer zweiten Phase entsprechend auszubilden. Mit diesen Kenntnissen sind die Menschen dann in der Lage, die GöttInnen hinreichend zu versorgen, wozu der Gott Enki ihre Erschaffung empfahl. Der Hinweis auf das Zerstören der Fallen durch den Wildling Enkidu im Epos könnte aber *andererseits* durchaus den Konflikt bei der Eroberung des Landes durch sumerische Stämme über besiegte nichtsemitische und auch semitische bäuerliche Bevölkerungen bezeichnen. Um die Wende des vierten zum dritten Jahrtausend seien alle drei zu einem Volk verschmolzen. (49f) So wie Gilgamesch und Enkidu in ihrer Freundschaft auch? Dabei geht dann die eigenständige Kraft der Landbevölkerung gegenüber der städtischen Lebenswelt unter, wie Enkidu im Epos stirbt?<sup>2</sup> Direkter geht es in diesem Epos um Tod und Sterblichkeit – und um Individualität; dazu unten mehr. So wie ich schon am Göbekli Tepe einen Übergang zu einer neuen Lebensvorstellung sehe, den ich mir als einen ersten Schritt weg von schlichtem Geistglauben zu einem Priestertum vorstelle, mit einer neuen Beziehung zur ein wenig reflektierten, aber noch immer animistischen Welt. Woher kommt also dieser Animismus, die Vorstellung, alle Erscheinung in der Welt sei subjektivisch, handelnd, eine Kraft? Er ist Basis jeder Religion, wobei der Monotheismus eine Sonderrolle spielt, aber das Ende des Animismus im Denken ist nicht zugleich das Ende subjektivistischer oder traditionaler Logik, wie uns die spekulative Philosophie noch des frühen 19. Jahrhunderts deutlich zeigt.

Das Gilgamesch-Epos hat Dux zur Erläuterung der Frage genutzt, wie der Mensch zu seinem Selbstbewußtsein kommt. (1992; kurz: Hennings, <sup>13</sup>2013) Es wird klar, nicht biologisch-genetische Evolution ist beim Entstehen der Menschen die Ursache ihrer wachsenden kognitiven Kompetenz, sondern die entsteht im Prozeß hin zum Homo sapiens durch Lernen, Symbolik, Konstruktion und Reflexion. Dux macht den

<sup>1</sup> Steinert schließt aus dem Zweidrittel, das sich durch göttliche Mutter und sterblichem Vater ergibt, daß Vater und Mutter an der Bildung des Kindes beteiligt waren, wenn auch verschieden. Im akkadischen wird später das Kind vom Vater gezeugt und von der Mutter lediglich geboren. (2012: 127)

<sup>2</sup> Die Frage, ob das Sumerertum aus dem Osten kam, wo bei Schmökel auch der heilige Berg Duku liegt, die Dravida aus Indien vielleicht, wie die Sprache vermuten lasse, scheint nicht beantwortet zu sein. (1956: 49)

kontinuierlichen Prozeß sichtbar, wie aus den Lernmöglichkeiten des Tieres, die wir beim Schimpansen besonders intensiv erkennen können, die weiterführende Kognition der Menschen werden konnte, wie es die Zivilisierung Enkidus mythisch beschreibt. Gegen nativistische, biologistische Thesen, Menschen würden wesentlich durch ihre Gene bestimmt, betont er die Möglichkeit, aus der Praxis der Primaten heraus menschlichen Geist prozeßhaft entstehen zu lassen. *„In der prozessualen Logik lassen wir aus gegebenen Bedingungen Neues entstehen. Dieses Verfahren läßt sich im Prozeß der Enkulturation selbst am deutlichsten zeigen: Wir gehen von naturalen Gegebenheiten der biologischen Organisation aus, aber wir bleiben nicht bei ihr stehen. Wir lassen vielmehr vermöge dieser biologischen Organisation geistige Lebensformen sich entwickeln“*. (21f) Durch Erfahrung, die immer wieder auf älterer Erfahrung aufsetze, sei langsam der Geist des modernen Menschen entstanden und das Tierische (Instinkte, nicht: Reflexe) verloren gegangen oder ersetzt worden, nicht nur überformt. Denn der *„Grund dafür, daß sich in dieser Organisationsform eine spezifisch humane Form von Selbstbewußtsein ausbildet, erschließt sich einzig, wenn man dessen Genesis ins Auge faßt. Ein Lebewesen, das, wie der Mensch, nicht schon von Natur aus eine Organisation des Verhaltens mitbringt, in dem sein Leben verläuft, kann diese Organisation nur in einer einzigen Weise ausbilden: indem es in ein reflexives Verhältnis zu seiner Motorik gelangt, sie steuern und damit handeln lernt“*. (27) Diesen Prozeß muß jedes Kind in seiner jeweiligen Gesellschaft durchlaufen, um sein Selbstbewußtsein, seine Welt im Kopf durch Erfahrung mit der Realität zu konstruieren. Ohne dessen Berücksichtigung ist Menschsein nicht in seinem Werden verstehbar. Wenn diese Form der Veränderung generell möglich ist, daß Menschen sich sozial an ihre Umwelt selbsttätig anpassen können, wie es die Lebenswelt des Homo sapiens bestätigt, kann gefragt werden, wie es zu jenen Stufen des Denkens bei allen Menschen kommt, die Piaget und dann weitergehend Tomasello beschreiben. Und auch, wie es in diesem Prozeß zu einem *animistischen* Denken und zu einer traditionellen Logik kommen muß!

Ein Säugling gewinnt die Erfahrung, fast alle Dinge um ihn herum bewegen sich, weil sie ihm – für das Kind noch unerkennbar – primär von der sorgenden Bezugsperson gereicht werden. So bildet sich ein strukturell eingebundenes *Schema* des Denkens aus, alles könne sich selbst bewegen, sei also als ein handelndes Subjekt verstehbar. Schema bedeutet, nach dessen Aufbau wird alles weitere dazu passende Neue in dieser Weise quasi automatisch begriffen, ob es sich konkret bewegt oder nicht: es könnte es. Dieses Schema besteht so lange, wie mit ihm das Leben hinreichend zu bewältigen ist. *„Im Aufbau der Welt [im Kopf des Kindes] entstehen Strukturen, die festlegen, wie das, was vorgefunden wird in der Welt, verstanden werden muß“*. (Dux, 2008: 116) Aus der unreflektierten Erfahrung dieser vollständig subjektiven Umwelt bei rezenten Urvölkern wird die Erkenntnis verfestigt, in allen Erscheinungen äußerten sich unbestimmte geistige Wesen (oder später: GöttInnen). Und bei solchen Erfahrungen, von Subjekten, handelnden Dingen und Erscheinungen umgeben zu sein, entsteht diese subjektivistische Logik. Daß die jeweilige Kraftentwicklung aus sich selbst entstände, sei also zugleich auch Ursache/ Ursprung der bewegenden Kraft, die auch als ein individueller Wille eines Schöpfers verstehbar ist (da die wirkliche Kraft, die Bezugsperson, nicht erkannt werden kann). Schon Lévy-Bruhl spricht 1910 davon, Zeichen stünden bei rezenten Urvölkern für Ursache. (87) Dabei kann die Ursache sogar nach dem Zeichen/ Ereignis stattfinden. *„So wird jedes ungewohnte Ereignis als das Zeichen und gleichzeitig als die Ursache eines kommenden Mißgeschickes angesehen; aber mit dem selben Recht, nur von einem anderen Gesichtspunkt aus – kann dieses Mißgeschick wiederum als die Ursache des ungewöhnlichen Ereignisses betrachtet werden“*. (255) Ebenso erscheinen jenen Menschen die erfolgreichen Riten zu Jagd oder Krieg bereits als erfolgreiche Jagd oder Krieg selbst. (215; wie noch im deutschen Faschismus) Aus frühkindlichen *Erfahrungen* wird der Animismus, den wir auch bei rezenten Urvölkern und in Mythen überall finden. Weil die Erwachsenen noch so denken, da das Leben mit solchen Kenntnissen hinreichend zu bewältigen ist, ist aus diesem Zirkel schlecht herauszukommen – und die Jahrtausende plätschern dahin. Solche religiösen Vorstellungen gibt es typischerweise bei WildbeuterInnen bis hin zu Kulturen mit einfachem Landbau. Noch bei den alten Griechen, die an den Rand des formal-operativen Stadiums herankommen (Aristoteles), wird der Speer im Kampfe von GöttInnen gelenkt. (Ilias, um vor 2.800 Jahren) Der Animismus steht also in direkter Verbindung zu der ausgebildeten traditionellen und subjektivistischen Logik dieser Menschen. Die reale Welt muß erklärt werden. Etwa daß

Himmel oben und Erde unten sind – also gibt es eine subjektive Kraft, die beide auseinander hält, damit Mensch und Tier dazwischen leben können. Es handelt sich offenkundig um eine Kraft in verschiedenen Zuständen, mal ist sie still mal stürmisch, sie „lebt“. Das erleichtert es, eine subjektive, also eine handelnde Kraft zu erkennen; doch auch ein still liegender Stein, an dem solche Menschen sich stoßen, hat den Stoß verursacht. Moderne Kinder schimpfen ebenfalls mit dem Stuhl, gegen den sie gerannt sind. Solche Vorstellungen finden sich vielfältig in den die rezenten Urvölker beschreibenden und analysierenden Arbeiten.

Wie ein Mensch handelt, um ein Ziel zu erreichen, so machen es in der prä-operativen Vorstellung auch andere Kräfte. Etwas erreichen wollen, etwas zu verursachen, dient einem Zweck, einem Ziel. Daher sind im traditionellen Denken Ursache oder Ursprung mit dem Ziel identisch, die Ursache ist aber zugleich die größere Kraft, da sie ihr Ziel erzeugen kann, hörten wir schon zum Ursprungs-Mythos oben. Da äußert sich die über das Schema verinnerlichte kindliche Erfahrung. Zwar wird das Ziel nicht immer erreicht, es gibt andere Kräfte, die durch die Kraft eines subjektiven Geistes/ Geistigen dazwischen funken können, wie etwa ein Blitz ein Pferd scheuen läßt, obwohl der Pferde-Gott ein Opfer erhielt. Insofern ist das Leben kompliziert, aber solche Widersprüche stören nicht, zerstören nicht das Schema; es war also noch eine andere Kraft dort, gewollt von einem (anderen) Gott... Die verschiedenen Kräfte, alles Geistwesen mit subjektivem Willen, gilt es zu ordnen – und zu beeinflussen, durch Gebete, Opfer. Aber dieses Komplizierte ist noch recht einfach: offenkundig umkreisen Sonne und Mond eine Scheibe, wie sollten sie sonst am nächsten Tag wieder den Weg im Osten beginnen? Ein solches traditionales Denken kann unmöglich von dem Schmetterlingsflügel auch nur etwas ahnen, der auf der anderen Seite der Welt – die es gar nicht gibt, dort ist die Unterwelt des Todes – einen Sturm auslöst (wie sollte sich ein Mensch auf der Unter-!-Seite einer Kugel halten?). Es ahnt auch nicht, daß eine Ursache sich selbst auf dem Weg zum Ziel verändern kann. Es sind tatsächlich ja nicht unbedingt fremde Kräfte, die ein Ziel verfehlen lassen, wenn es sich beim einfachen Speerwurf auch so ausnehmen mag. Sondern ein sich selbst verändernder Prozeß kann dieses bewirken, ein zieloffener Prozeß, der neben direkten, rational angestrebten Wirkungen auch noch unintentierte Nebenwirkungen bewirkt, bewirken muß. Jene prä-operative Logik sieht also in Ursachen von Ereignissen immer schon das Ergebnis direkt mit dem Ziel verbunden und andersrum das Ziel direkt mit der Ursache im Sinne einer *Teleologie*, einer auf ein schon festgelegtes Ziel bestimmten Identität beider, wie es ebenfalls noch in der idealistischen Philosophie des 19. Jahrhunderts vertreten und manchmal bis heute gesehen wird. In diesem Denken ist dann etwas erklärt, wenn dessen Ursache oder der Ursprung gefunden ist.<sup>1</sup> Erst moderne Kinder überwinden diese Vorstellung mit Hilfe der Bezugspersonen und später der Erfahrung mit Technik (Laufrad...) und der Beschulung. Auch wenn es ähnlich klingt, vom Ursprung (Willen eines Geistes/ Gottes) her direkt das Ziel zu erklären, ist es doch etwas ganz anderes als einen modern verstandenen Prozeß erst zu analysieren und ihn dann von seinem Beginn her zu rekonstruieren.<sup>2</sup>

Wir verstehen heute im Prozeßverlauf dessen Abhängigkeit von seinen einzelnen Elementen und Ereignissen zu jedem Zeitpunkt dieses Prozesses und also auch, daß jederzeit das Zusammenspiel wechselwirkender Parameter eine ganz neue Richtung des Prozesses bewirken kann, kleine Änderungen vielleicht große Wirkungen haben. Eine Ursache ist der Beginn jeder Entwicklung, aber analytisch gesehen liegt darin eben nicht zugleich ihr Ende, sondern nur der Anstoß. Daher denken wir heute bei der Erforschung einer Entwicklung zuerst in Schritten der Analyse zu ihrem Beginn zurück – im Denken zu ihren „Grund-Begriffen“ –, und eben nicht direkt an eine teleologisch verstandene Ursache, die uns ihr Ziel unmittelbar verrät, ja, schon bevor es erreicht ist. Statt von einer Identität: Ursache/ Ziel her, versuchen wir danach im zweiten Schritt, nachdem wir den Prozeßbeginn erkannt zu haben glauben, den tatsächlich stattgefundenen Prozeß in seinen Schritten und Veränderungen der Richtungen zu *rekonstruieren*. Gelingt dies, ist die Erklärung gefunden. Wir sehen den Kultbau und fragen zurück, wie er entstehen konnte, welche baulichen und sozialen Vorbedingungen erfüllt sein mußten. Da findet sich einiges

<sup>1</sup> Als Extrem entstand so Hegels Weltgeist. Wenn in jedem Ziel der Ursprung, in jedem Ursprung dessen Ziel als Identität enthalten ist, gilt das auch für die ganze Welt und deren (teleologisches) Ziel. Zugleich werden alle Ereignisse als subjektiv, handelnd verstanden, also sozusagen auch als *Wille* (!) des Ursprungs = Geistwesen = GöttIn = Weltgeist = absoluter Geist der idealistischen Philosophie. (mehr: Dux, 2008: 123ff)

<sup>2</sup> In der älteren Philosophie beginnt dieser Gedanke mit der Methode: absteigen - aufsteigen und wird von Marx als Methode der politischen Ökonomie (seine: Dialektik) prozeßhaft weiter geführt. (Hennings, 132013).

– sehen wir –, doch für das Erkennen seines realen Werdens haben wir noch nicht genügend konkretes Wissen; ob es überhaupt möglich sein wird, scheint offen. Traditionale Logik, deutlich aufgehoben in jeder Form des Numinosen, versteht die Welt völlig anders! Und das durchaus in einer gewissen – traditionellen, subjektivistischen – *Logik*, die aber von unserem Denken deutlich unterschieden ist. Die Menschen vom Göbekli Tepe dachten also ganz anders als wir es heute tun! Dennoch hätten wir uns bei Kenntnis ihrer Sprache ganz gut mit ihnen verständigen können, wie auch mit jenen des frühen Sumers oder Ägyptens; so wie mit den einfachen Leuten in den Urlaubsländern der Dritten Welt. Mit der verinnerlichten Erfahrung, die Welt sei animistisch organisiert, scheint auch religiöses Denken rational (irgendwie; aber nicht: „wahr“).

### Sprache

Wurde bisher zuerst vom (1) Bauwerk selbst und seiner Umwelt her nach den Menschen vom Göbekli Tepe gefragt, dann von der (2) Entstehung des Individuums, folgt jetzt der (3) Blick von der Gesellschaft her; dabei gibt es weiche Übergänge, und die Einordnung der Sprache mag zweifelhaft sein. Sie folgt auch dem Denken eher, als daß sie es ausbildet, wenn auch nur eine geringe Distanz zum Ausdrücken des Gedachten besteht, wie wir oben sahen; im Bewußtsein scheinen sich beide zu verbinden. Welche Sprache mag am Göbekli Tepe vor 12.000 Jahren gesprochen worden sein, aus was für einer Sprachgruppe kam sie? Gesichertes Wissen darüber gibt es nicht, aber verschiedene Thesen. Aus Afrika kommend haben die Menschen vor 70.000 Jahren wahrscheinlich eine Ursprache mitgebracht, (>Burenhult: „Protowelt“; 2004: 144f) die also auch diejenigen sprachen, die bereits vor etwa 60.000 Jahren die Welt in Richtung Australien besiedelten, bevor Homo sapiens vor 50.000 Jahren den Raum von den Pyrenäen bis Sibirien erreichte. Dabei denke ich an eine „Vollsprache“, nicht an eine eingeschränkte, wie eine Pidginsprache, auf die ich zurückkomme. (Bußmann, 1990) Die Menschen waren also in der Lage, die wesentlichen Elemente ihres Denkens, Fühlens, Wollens in Sätze zu fassen; wenn auch mit der erwähnten beschränkten Möglichkeit des Sprechens gegenüber dem Alltagshandeln, das wir bei Kindern noch finden. Das heißt also nicht, es habe nicht noch Entwicklungen gegeben, eine wachsende Komplexität etwa der Grammatik, wie Tomasello sie vermutet: *„Grammatikalisierung und syntaktische Schematisierung sind in der Lage, in relativ kurzen Zeitspannen bedeutende Veränderungen der sprachlichen Struktur zu bewirken“*. Er sieht im Homo sapiens jene Menschen, die *„als erste symbolisch zu kommunizieren begannen, indem sie möglicherweise einfache symbolische Formen verwendeten, die analog sind zu denen, die von Kindern verwendet werden. Dann zerstreuten sie sich über die ganze Welt, so daß alle gegenwärtigen Sprachen ursprünglich auf jene einzige Protosprache zurückgehen“*. (2006: 62f) Nord-Mesopotamien könnte zur hier interessierenden Zeit jedoch stattdessen (wie der Nahe Osten) einer afroasiatischen Sprachgruppe angehört haben. Die Einwanderung der IndoeuropäerInnen (IndogermanInnen), die die heutigen westeuropäischen Sprachen weitgehend bestimmt haben, begann nach der einen Auffassung erst vor etwa 6.000 Jahren; sie verbesserten die bereits zuvor entwickelte oder eingeführte Landwirtschaft durch Einführung des Pflugs. (in Hauska, 2005: 149, 154) Eine aktuelle Studie stützt die These, es habe vor 9.500 Jahren wahrscheinlich eine *anatolische* Sprachgruppe gegeben, aus der Indoeuropäisch entstand.<sup>1</sup> Strittig ist auch, ob sich während der Eiszeit eine *vaskonische* Sprache entwickelt hat, deren Reste sich im sehr alten und nicht-indoeuropäischen Baskischen noch andeuten könnten. Neuere Gen-Analysen der Wanderungen über die Welt werden zur Unterstützung herangezogen. Es habe entlang der Pyrenäen ein Rückzugsgebiet vor dem Eis gegeben, in dem diese Sprache entstanden sei und am Ende der Eiszeit sich durch neue Besiedelung nach Osten, vielleicht auch nach Nordafrika ausbreitete. (Hamel, 2007: 188ff, nach Vennemann; kritisch in Hauska, 2005: 113) Strittig ist ebenso die Existenz einer *nostratischen* (heimischen) Sprachgruppe, die große Teile der Welt und auch das spätere Indoeuropäische enthalten habe. Sie wäre um 9.500 vC entstanden (also zur Zeit des Baubeginns des Kultbaus), afroasiatisch erst um 8.000 vC, sagt Haarmann; seiner Meinung nach ist eine weiter als 10.000 Jahre zurückreichende Zuordnung linguistisch nicht möglich. Er nennt vier mögliche historische Sprachstadien: Homo erectus konnte demnach die Lautnachahmung und besaß die Fähigkeit zur symbolischen Tätigkeit. Die NeandertalerInnen erweiterten die

<sup>1</sup> Die These, das Indoeuropäische habe sich ab vor 9.500 Jahren von Anatolien aus und nicht aus der nördlich liegenden Steppe verbreitet, erfährt eben mittels einer neuen Analyseform eine deutliche Aufwertung. (Scinexx.de 24.8.12) Aber was war vorher, vor 12.000 Jahren?

Lautäußerung, ihre Sprechfähigkeit verbesserte sich, vielleicht konnten sie zwei Vokale (a, e) und acht Konsonanten (p, b, t, d, s, h, n, m) ausdrücken, dazu Knacklaute, sie hatten noch keine Satzbaupläne/ Syntax. Dann entstanden vermutlich mehrsilbige Wörter, Nomen, Verben und Pronomen, mit denen sich die Abstraktionsfähigkeit erhöht, wenn etwa das Wort „sie“ für „Mädchen“ eingesetzt wird. Bis vor 70.000 Jahren sei die komplexe Sprache als Grundlage aller modernen Sprachen entwickelt gewesen. (2006: 35ff, 137, 146, nach Cavalli-Sforza) Andere Stimmen sehen bereits bei Homo erectus eine voll ausgebildete Sprechfähigkeit. Schrenk schreibt: „Die Neandertaler konnten fast die gesamte Bandbreite an Lauten erzeugen, die wir von modernen Menschen kennen – hatten also mit Sicherheit [!] eine gut entwickelte Sprache –, sie waren fähig, Gedanken, Erfahrungen und Ratschläge an Gruppenmitglieder ... weiterzugeben, sie sorgten für Alte und Gebrechliche, sie organisierten ihre Gesellschaft“. (2009: 58)

Für den Steinzeit-Film „Am Anfang war das Feuer“<sup>1</sup> wurde eigens eine primitive Sprache entwickelt (wohl für NeandertalerInnen vor 80.000 Jahren gedacht), in der sich selbst die BeleuchterInnen unterhalten hätten, wie es heißt: das *Ulam* (Burgess). Ausweislich des Beiheftes zur DVD umfaßt diese Sprache 100 ins deutsche übertragene Wörter. Reicht das für den Bau eines solchen Kultbaus? Nein, Stein und Fels oder Mauer gibt es nicht; aber mit 200 Wörtern, sage ich mal, wäre es möglich gewesen, den Bau zu errichten – doch sicher nicht das religiöse Gebäude zu seiner Begründung. Heute werden die Khoisan-Sprachen der Buschleute in Namibia (mit den Klick- und Schnalzlauten: !-X...) als älteste noch existierende angesehen. Das Lexikon, das Traill aus Büchern und eigener Erfahrung (!) zur letzten vitalen Sprache dieser Volksgruppe, dem !-XÓÖ, zusammentrug, basiert auf 1.300 Grundwörtern. Für die Sprache der verwandten !-XUN stellten König/ Heine knapp 3.000 Lexikonbegriffe zusammen.<sup>2</sup> Wird aus diesen Sprachen das „Vitale“, also ein eingebundener moderner Wortschatz, herausgedacht, läßt es sich vielleicht mit verloren gegangenen ausgleichen. Graebner (1924: 90) sagt von den Bantu-Sprachen in Afrika, Aussagen würden in kleine Sätze aufgelöst: „Der Jäger – er ist groß – er hat ihn geschlagen den Vater – er ist des Hirten“ (Der große Jäger hat den/ meinen Vater geschlagen, der ein Hirte ist, heißt das wohl). Das klingt nach früher Sprache, doch auch bei dieser Äußerung mußte der ganze Zusammenhang gedacht werden. In den modernen Sprachen erkennt er dem Bantu gegenüber eine Entwicklung zu mehr abstrakten Sprachbildungen, primitive Sprachen seien konkret. (72ff; ähnlich Hallpike zum primitiven Denken, 1990: 155) Worte wie *Tier* oder *Pflanze* als Gattungen fehlten oft, was Lévy-Bruhl schon sah, ebenso der Plural, die Substantialität trete gegenüber Eigenschaften und Wirkungen zurück. Das grammatische Geschlecht sei in vielen Sprachen eine Wertskala, das Weibliche stehe hinten an. (80) Graebner sieht auch Differenzen bei mutter- und vaterrechtlichen Sprachen. (Bodenbau, Hirten; 84) Das von Halloran herausgegebene „Sumerian Lexicon“ enthält 1.255 Einzelwörter (logogram words) und 2.511 zusammengesetzte (compound words), die den Weg über Schriftquellen bis in unsere Zeit gefunden haben. Und Sumer war schon – darf angenommen werden – deutlich komplexer strukturiert. Kauschke berichtet in einem anderen Zusammenhang von Studien, nach denen bis zu acht Monate (!) alte heutige Kinder 36 und bis zum 16. Monat 190 Wörter *verstanden*. Sechsjährige verstehen bereits 9.000 bis 14.000 Wörter. (2012: 43) Die für den Bau des Göbekli Tepe nötige Sprachkompetenz scheint aus solchen Kenntnissen über denkbare alte Sprachen „irgendwie“ nachvollziehbar. Lévy-Bruhl erkennt bei Sprachen rezenter Urvölker häufig eine verwickelte Grammatik und ein überraschend reiches Vokabularium. (1959: 339) Es gäbe auch Begriffe und Abstraktionen, wenn auch im Verständnis des traditionellen Denkens. (1910: 92ff) Mit vielen Beispielen begründet er seine These des prälogischen Denkens keineswegs im ihm unterstellten abwertenden Sinn, sondern betont ebenso die

<sup>1</sup> Drei Männer – wohl Neandertaler – sollen das verlorene Feuer zurückbringen, fliehen vor dem Säbelzahn Tigern und treffen eine Gruppe Homo sapiens, die bereits Hütten haben, die die Männer furchtbar erschrecken. Dabei lernen sie auch vis-a-vis-Sex kennen. Eine junge Frau rettet und begleitet sie. Mit dem behüteten Feuerbehälter zu Hause angekommen, fällt der ins Wasser – und die junge Homo sapiens zeigt sich als fähig zum Erzeugen des Reibfeuers. Sie kommt aus einer neuen Epoche der Menschheit. Nicht Hollywood, sondern Frankreich/ Kanada. Sehenswert: *Am Anfang war das Feuer*, 1981, Regie Jean-Jaques Annaud.

<sup>2</sup> Beide Lexika in: Quellen zur Khoisan-Forschung, Bd. 9, 21. Für die Yaghan, die Feuerland südlich des Beagle-Kanals bewohnten, wurde ein Wörterbuch von 32.000 Wörtern notiert. (>Bild-5: 244) Darwin, der mit der zweiten Fahrt der Beagle drei Feuerländer, die in England gelebt hatten (wahrscheinlich bei der ersten Fahrt verschleppt), zurück begleitete, war zwiespaltig: einerseits waren die in Feuerland lebenden „niederste Barbaren“, andererseits gleichen die geistigen Fähigkeiten der mittlerweile englisch sprechenden Mitreisenden nun den englischen. (Darwin, 1874: 72)

besonderen Fähigkeiten. Beispielsweise an solchen Sprachen und auch an den Gebärdensprachen, die viele dieser traditionellen Völker kennen; die Gebärden seien sehr konkret, wie gezeichnet, und reichten für stundenlange Unterhaltungen aus. Am Beispiel der Zahlen bestätigt er zwar, viele dieser Völker hätten Zählworte nur bis Vier oder sogar nur bis Zwei; vier seien es deshalb oft, weil es vier (magische) Himmelsrichtungen gäbe; manchmal komme noch oben und unten dazu (Zenit, Nadir). Dies hindere sie aber keineswegs, auch mit größeren Mengen umzugehen, etwa mit Hilfe des Abzählens der Körperteile (Finger, Unterarm, Oberarm, Schulter...). Größere Mengen verwenden sie nicht in einem mathematischen System, sondern stattdessen als Namen, was für das gute Gedächtnis dieser Menschen kein Problem sei. (155) Ähnlich funktioniert die Farbbeschreibung, von der ja oft gesagt wird, WaldbewohnerInnen unterschieden Dutzende von Grüntönen, wie Menschen der Arktis für Weiß. Das gilt für alle Farben, die aber ebenfalls als Namen abgespeichert werden, nicht als System. (145) Übrigens spricht Lévy-Bruhl davon, entwickeltere rezente Ur-Völker verwendeten bei arithmetischem Gebrauch der Zahlen Operationen des logischen Denkens: 1910. (194)

Ein anderer Gedanke führt zu einer weiterführenden und sogar *empirisch* fundierten Beurteilung der Sprachfähigkeit früher Menschen. Er knüpft daran an, beim biologisch-genetisch bestimmten Homo sapiens „immer schon“ von der selben Kapazität des Gehirns auszugehen und stützt diese Annahme in hochplausibler Weise.<sup>1</sup> Es gibt Pidgin-Sprachen, die nur für sehr spezielle Bedürfnisse entstehen, wo zwei verschiedene Sprachen aufeinander treffen, um beispielsweise Grenzhandel zu treiben oder ein Volk zu unterjochen. Dabei entstehen keine vollwertigen Sprachen, da nur das Nötigste verhandelt wird. Verstetigt sich eine Pidgin-Sprache jedoch, wenn etwa der Handel dauerhaft wird, kann es dazu kommen, daß an solchem Ort Kinder aufwachsen und aus dem Pidgin für sich (!) eine Muttersprache entwickeln, um es etwas verkürzt zu sagen, eine *Kreolsprache*. Dabei entsteht ziemlich schnell eine neue vollwertige Sprache. Dieser empirischen Kenntnis folgend, daß Kinder des prä-operativen Stadiums eine Sprache „spontan“ entwickeln *können*, läßt sich tatsächlich vermuten, der Homo sapiens habe immer schon eine relativ komplexe Sprache ausgebildet. (Stephan) Immer wieder in der Geschichte sind offenkundig verschiedensprachige Völker aufeinander getroffen, nachdem sie lange zuvor einmal eine Ursprache einte, die sich dann regional (wenn auch nicht erst in Babel) ausdifferenzierte. Das zeigten die Hinweise auf die Sprachgruppen oben. So könnte es auch am Göbekli Tepe passiert sein, wenn dort nicht schon sehr lange ein Volk lebte, das unter anderem seine Sprache ausdifferenzierte. Waren, als es wärmer wurde, Gruppen vom Süden (womöglich aus dem Ort Jericho lange vor dessen Turmbau) ihrer Jagdbeute nach Norden gefolgt und dort auf Einheimische gestoßen? Auch aus anderen Richtungen sind Zuwanderungen denkbar. Entstand so das Anatolisch oder eine Vorform? Dann daraus Indoeuropäisch? So genau ist die angesprochene neuere Schätzungen der Sprachentwicklung nicht, als daß nicht anstelle von vor 9.500 Jahren eine solche Sprache auch bereits vor dem Bau des Kultbaus entstehen konnte. Und es gab andere Wege der Spracherneuerung, etwa die direkte weitgehende Übernahme durch ein vielleicht unterworfenen, oder sogar durch ein sich durchsetzendes Volk, das Sprache und Kultur der Besiegten übernahm (Germanen in Rom). Auch dabei entstanden Differenzierungen. Die Historisch-vergleichende Sprachwissenschaft ist sich nicht einig.

Es geht an dieser Stelle darum, erstens den Prozeß des Sprachentwickelns nachvollziehbar zu machen und zweitens zu zeigen, daß er bis zurück in die frühe Zeit des Homo sapiens zu denken ist („immer schon“). Ist eine Sprache erst einmal konzeptionell neu entstanden, werden schnell Lexikon und Syntax nach Bedarf erweitert. Schon kleine Kinder zeigen ja stets, Spracherwerb ist keine extreme Schwierigkeit. Und selbst die Abspaltung einer Ursprache des Homo sapiens von einer früheren ist mit so einem Modell für unsere Zwecke hinreichend vorstellbar, als der sich von anderen Gruppen des (älteren) Homo ausdifferenzierte. Da wir bei der Entstehung einer Kreolsprache von Menschen ausgehen, deren traditionale Logik nur das prä-operative Stadium erreichte, ist deren Sprachlernen hinsichtlich der Komplexität wesentlich um das sechste Lebensjahr abgeschlossen; vielleicht dauerte dieser Prozeß damals etwas länger. Was immer Hominiden gesprochen haben mögen, aus denen der biologisch-genetisch neue Homo sapiens sich absonderte – warum sollte der nicht relativ zügig (in wenigen Jahrtausenden, wenn nicht Jahrhunderten) eine weitergehende vollwertige Sprache entwickelt und vor

<sup>1</sup> Den Hinweis für die folgende Argumentation mit Hilfe der Pidgin- und Kreolsprache gab die Indogermanistin Kristina Stephan von der Berliner Humboldt-Universität in einem Gespräch. (22.8.12) Ich bedanke mich herzlich!

dem Auszug aus Afrika ergänzt haben? Kreolsprachen sind daher ein weiterer Beleg für die Fähigkeit, im alltäglichen Prozeß durch Interaktion Sprache zu generieren, ohne daß Sprachmodule (Chomsky) oder dergleichen unterstellt werden müßten. So ist auch für die Menschen am Göbekli Tepe nachvollziehbar, daß mit der Entwicklung des religiösen Denkens, das zum Bauwerk führte, die dafür hinreichend reflektierte Sprache ausgebildet werden konnte. Die zum eigentlichen Bauen nötige zusätzliche Sprachkompetenz war relativ gering, auf das Handwerkliche beschränkt.

Bei solchen Betrachtungen sei allerdings an die Begrenzung früherer Denk- und Sprechfähigkeit noch einmal erinnert, nachdem hier die besondere Leistung betont wurde, die schon Kinder des prä-operativen Stadiums typischerweise erbringen: „*Die wirkliche Schwierigkeit beim primitiven Denken*“ – sagt Hallpike – „*liegt darin, daß vieles in Handlungen und konkreten Symbolen ausgedrückt wird und in soziale Institutionen und Gebräuche eingekleidet ist – daß es, kurz gesagt, nicht artikuliert*“ wird. (1990: 85) Praktisches Lernen beruht auf Zuschauen und Nachahmen (das war übrigens noch in meiner Lehre so). Handeln kann oft nicht verbal ausgedrückt werden. Es geht also um ein historisch *relativ* (!) komplexes Sprechen, das aber den alltäglichen Anforderungen gewachsen ist beziehungsweise angepaßt werden kann. Sprache sei auch nicht eng mit der Intelligenz (IQ) verbunden. (94) Denken und Sprache entstehen unterschiedlich. Sprache ist nicht gleich dem Denken, entspricht aber wohl dem Bewußtsein. „*Der Gebrauch der Sprache ist somit nicht nur ein Anheften von Etiketten an die Gegenstände; man muß vielmehr lernen, durch Tun erworbene oder auf Bildern beruhende Vorstellungen auf der Stufe des verbalen Denkens zu rekonstruieren*“. (Hv. h.; 96)

Diese Hinweise mögen reichen, um zu einer Vorstellung über die sprachliche Kommunikation beim Bau des Göbekli Tepe zu kommen. Schmidt spekuliert sogar angesichts bestimmter Reliefs nachvollziehbar über erste Schriftsymbole.<sup>1</sup> (2008: 209f) Folgen wir ihm – für einen Moment – auch in der Vermutung, nicht kleiner Hackbau am Lager und dann am eigenen „Bauernhof“ sei der Keim des seßhaften Landbaus gewesen, sondern der habe sich aus der gemeinsamen Nutzung großer Wildgetreideflächen ergeben, aus einer Art Landschaftsmanagement,<sup>2</sup> wenn nicht die Versorgung der Bauleute den Landbau überhaupt habe entstehen lassen, dann sehen wir hier eine Häufung von Fähigkeiten und Entwicklungen, die ein entsprechend weit entwickeltes Wissen und Denken sichtbar machen (das durch Alkoholsucht mittels Bierbrauens kaum gestärkt wurde). Warum soll es eine „*jügerische Hochkultur*“ gewesen sein? (Hv. h.; Schmidt, 2008: 210) Dux hält es für plausibel, der Erwerb der Sprache sei den Anforderungen der *Großwildjagd* zuzuschreiben, um zu zeigen, Handlungskompetenz sei mächtigster Antrieb für sie. (2008: 293; andere Töne: 305) Ob nicht solche Jagdform für die Entwicklung des Menschen eher randständig war? Die Antwort auf diese Frage nach der Sprachentwicklung „schreit“ doch geradezu nach schon weitgehend verstätigten Lagern der Frauen. In ihnen wird vor allem die Sprache um das jeweils nötige Quantum weiter entwickelt, weniger auf der Jagd oder bei der Waffenherstellung. Bei den Frauen lernen Kinder die Sprache; allerdings gibt es Hinweise auf frühe spezielle Frauensprachen, beispielsweise im Sumerischen. (Krecher, 1993; Lévy-Bruhl, 1910: 151, erwähnt solche auch und dazu Geheimsprachen für magische Praktiken) Die Initiation der Jungen zu Männern hätte damit eine zusätzliche Funktion: die gegenüber Frauen geheimen Anteile der Männer Sprache zu übernehmen, sozusagen die Ordnung selbst. Eine Entwicklung mit einem so großen Sprung beginnen zu lassen, von der unmittelbaren „Hand in den Mund Nutzung“ des Wildgetreides hin zum kollektiven Landschaftsmanagement, scheint aber auch problematisch. Viele kleine Schritte – über einen Windschutz zur Hütte, über die Zufallsentdeckung wieder aufkeimender Pflanzen am Abfallplatz (Graebner) und so fort – sind auch für die Weiterentwicklung einer vollwertigen Sprache plausibler; die Geistwesen/ GöttInnen der Neuerungsfeinde mußten das auch immer zulassen.

<sup>1</sup> Ruspoli (1998) denkt sogar schon bei den unidentifizierten „Zeichen“ der Höhlenmalerei in Lascaux an Verständigung; auch an solche während der Jagd bei Handabbildungen, bei denen oft Glieder zu fehlen scheinen; dieser Eindruck kann durch Umknicken von Fingergliedern erzeugt werden. Das Abschneiden von Fingergliedern in besonderer Situation ist bei rezenten Urvölkern aber belegt. Es gibt beim Volleyball heute solche Zeichen hinter dem Rücken für die hinten stehenden Teammitglieder.

<sup>2</sup> Eine ganz andere Entwicklung sieht – streng „naturwissenschaftlich“ – Reichholf (2008), der für die Frühzeit im wildreichen Afrika von Fleisch als Grundlage ausgeht. Er sieht Stufen der Evolution durch Wohlstand (nicht Mangel, wie es auch vertreten wird) entstehen. Die Seßhaftigkeit entwickelt sich bei ihm durch das frühe Bierbrauen aus Wildgetreide, das dann (als unintendierte Folge) den Ackerbau als Lebensweise hervorbrachte. Alkoholsucht als Basis der Zivilisation, ein typisch männlicher Gedanke, sie ließe sich auch als Hemmschuh begreifen. Über Arbeitsteilung und Geschlechterbeziehung verliert er kein Wort.

## Person

Um dem Phänomen der Person, der Persönlichkeit oder dem Individuum näher zu kommen, das wir mit dem Göbekli Tepe verbinden können, gilt es ein grobes Raster anzulegen beziehungsweise zu akzeptieren. Individualität ist mal ein äußeres Zeichen, etwa die Fähigkeit der SchamanInnen mit einer gegenüber anderen Leuten ausgeprägteren Denkweise. Es geht aber auch um das Denken und um Vorstellungen zum Individuum, zur Substanz eines Ichs, soweit sie schon vorhanden sind. Deshalb suche ich bei rezenten Urvölkern nach Hinweisen in entsprechenden Forschungen. Ein solches Vorgehen wird manchmal kritisiert, da rezente WildbeuterInnen sich einer Vergleichbarkeit mit der Steinzeit entzögen, weil sie lange schon bei ihren Nachbarn den Ackerbau kennen, zum Teil in Abhängigkeit oder zumindest in Symbiose gegenseitigen Handels bestimmter Gegenstände stehen. Tatsächlich sind reine WildbeuterInnen eher selten beschrieben worden, wie auch der Ethnographic Atlas ausweist. (Murdock, 1967) Bei Lévy-Bruhl, der die genaue Lebensform der beschriebenen Stämme nicht herausstellt, sondern eher mal von höher oder tiefer stehend oder ähnlichem spricht, ist meist von einfachen Dorfgemeinschaften auf die Rede, die Landbau betreiben und oft schon Häuptlinge kennen. Da wir für die Zeit der Proto-Neolithisierung aber von schon weitgehender Selbsthaftigkeit, von komplexen SammlerInnen und Jägern ausgehen und alle diese Völker sich in ihrem traditionellen Denken strukturell sehr nahe sind, scheint der Vergleich erstmal zulässig, um Hinweise zu sammeln. Schließlich haben wir es immer schon mit Homo sapiens zu tun. Abschließend werde ich einen Blick auf sozusagen die erste überlieferte Pädagogik werfen, die aus Texten der Stadtstaaten Mesopotamiens aufscheint, also aus bereits städtischer Lebensweise. Dazu sei vorab noch einmal betont, was ebenso für die Behandlung der Mythen galt: mit solchen Texten befinden wir uns gedanklich zumindest gut 7.000 Jahre nach dem Baubeginn des Göbekli Tepe, selbst wenn in Epen frühere Zeiten behandelt werden. Und wir befinden uns in ziemlich gefestigten sozialen Verhältnissen in den Stadt-Staaten Sumers. Zwischen beiden Zeiträumen liegt zudem die bedeutende geschichtliche Phase der neolithischen Revolution. Es wird also eher eine Eingrenzung möglich: so weit entwickelt wie in den späteren Städten waren die Leute vom Kultbau in ihren Gemeinschaften sicher noch nicht. Aber Richtungen der Entwicklung mögen erkennbar werden. Doch was ist in diesem Zusammenhang Persönlichkeit, Individualität? Rosenberg sieht schon Ende des 11. Jahrtausends in Hallan Çemi unter den Funden Kerbhölzer als Anerkennung leistungsbedingter Statusunterschiede an. (>Ausstellung, 2007: 54) Kerbhölzer sind mit Kerben versehen und werden nach dem Einkerbigen der Länge nach gespalten, so daß sie später eindeutig einander zuzuordnen und auf Fälschungen überprüft werden können, um beispielsweise Verträge zu prüfen; Verträge zwischen Personen, auch wenn „Handelshäuser“ dahinter stehen. Im Paläolithikum verweist intensive Schmuckproduktion auf Individualität, sagt Kölbl: *„Der Schmuck in der jüngeren Altsteinzeit“* – aus der es kein überliefertes Kleidungsstück gebe – *„ist Teil des Ausdrucks eines fundamentalen gesellschaftlichen Wandels. Das ‚Ich‘ grenzte sich äußerlich sichtbar gegen die Gruppe ab, die eine Gruppe grenzte sich gegen die andere ab ... Das ‚Ich‘ trägt eine Trophäe als Auszeichnung einer erfolgreichen Jagd oder ein Amulett als persönlichen Schutz“*. (2009: 170f) Sie meint also nach eigenen Vorstellungen gefertigten Schmuck, von dem es viele Beispiele gibt. Oft sind es aber Zeichen von Gruppen, wenn wir etwa an Nasen- und Lippenflöcke denken, oder an diese aparten Holzscheiben zur Ausdehnung der Unterlippe. Selbst solche Amulette, die einzelnen verliehen werden, sind aus der Mitte der geistigen Vorstellungen des Stammes geformt: eine Adlerfeder darf sich jemand nach bezeugter Tapferkeit oder dergleichen anstecken, nicht nach Lust und Laune; sie ist Symbol für die Übertragung der Kraft des Adlers auf den Helden, der mit ihr identisch wird. Die zum Teil riesige Anzahl von Perlen in Gräbern ist auch kein individuelles Machen gewesen (ich verwies auf die „Mannjahre“ zu ihrer Herstellung).

Geschichte – so scheint es – läßt sich auch als immer wiederkehrende Phasen der Entwicklung von Individualität sehen, etwa beim Übergang von der Wildbeuterei zum patriarchal organisierten selbsthaften Landbau, wenn der einzelne Bauer Raum für eigene Entscheidungen bekommt. Obwohl die größeren Arbeiten auf gemeinsame Beschlüsse im Dorf hin durchgeführt werden (wie noch die dörfliche Felderwirtschaft bis ins 19. Jahrhundert). Es geht nicht schon um ein ausgeprägtes individuelles Selbst-Bewußtsein, zu sehr steht emotional die Zugehörigkeit zur Sippe im Vordergrund, wovon Einzelne nur Teil sind. Eine erste Entwicklung in diese Richtung mag bereits die beginnende

*regelmäßige* (!) Beerdigung der Verwandten anzeigen, die ein universales Verhalten wurde. (>Burenhult, 2004: 99) Begraben werden Einzelne. Bei institutionellen Beerdigungen entsteht so etwas wie ein zusätzliches abstraktes Reich, in das Individuen hinüberwechseln, zuerst nur einige wichtige. Große Männer vielleicht, deren Folgschaft dabei aufgelöst wird, die erstmal relativ hilflos hinterlassen bleibt, was die Trauer verstärken mag; sie ist auch individuell. Alles wird für jeden anders werden, denn sie gehörten auch ein wenig zu ihm, dem Toten. In seltenen Fällen kam es wegen dieser Identität mit der Kraft des Verstorbenen zu jenen Beisetzungen, in denen nicht nur der persönliche Besitz mit beerdigt wurde, sondern auch Tiere und sogar Menschen der näheren sozialen Umgebung, wie die Ehefrau(en). Die Ermordung von SklavInnen zu diesem Anlaß mag einem anderen Gedanken folgen, der Versorgung im Jenseits. Auf dem Königsfriedhof von Ur gab es einige solcher Fälle, in einem Grab wurden – aber schon in der Zeit vor nur 4.500 Jahren – 74 „Diener“ mit begraben; Roaf weist darauf hin, ein solcher Ritus sei in Sumer ohne Parallele.<sup>1</sup> (1998: 92) Die Praxis, regelmäßig den Besitz der Toten mit ins Totenreich zu geben, zeigt durch deren unterschiedliche Qualität zudem früh auch eine soziale Unterscheidung, nicht weil den Toten „viel“ mitgegeben werden konnte, das war ja deren Eigentum, sondern weil die Nachlebenden selbst wahrscheinlich viel besaßen, Familienbesitz. In Europa begann diese Sitte des Begräbnisses offenbar gut 10.000 Jahre vor dem Bau am Göbekli Tepe hier und da. Im Zusammenhang mit der Bestattung könnte die soziale wie geistige Ausdifferenzierung von SchamanInnen begonnen haben und damit die einer weitergehenden weltlichen Macht, die SchamanInnen durch ihr Ansehen zugleich erwerben. Auch in den Prozessen der Macht entsteht Individuation. Auch das Herstellen von (meist Frauen-) Figurinen mag bereits einen gewissen Blick auf das Individuum bedeuten, und in der Initiation wird der einzelne Mann als Teil aller Männer „gemacht“.

Bei den Hinweisen auf Person und Individualität bei Menschen der Steinzeit halte ich mich nun primär an die von Lévy-Bruhl (1956) untersuchten Fallstudien über rezente Urvölker in seinem Buch: *Die Seele der Primitiven*. Dabei geht es nicht um die Darstellung einzelner Fälle, die er analysiert, dazu komme ich später noch bei der Schilderung des prä-operationalen Menschens. Als erstes werfen wir noch einmal einen Blick auf die Vorstellung des Animismus<sup>1</sup>. Damit meine ich stets relativ allgemein, an Geistwesen glaubende Menschen gehen bei allen Erscheinungen von subjektiven Kräften aus, die handeln; mehr verbinde ich damit nicht. Lévy-Bruhl versteht – vor allem gegen den von Tylor begründeten Animismus und Prä-Animismus gerichtet – den Begriff anders. Denn auch in von ihm analysierten Berichten findet er oft eine besondere Form des Animismus<sup>1</sup>: bestimmte Geistwesen, die aus bestimmten Personen sich lösen können und anderwärtig tätig zu sein, seien von einer Seele (!) belebt. Vor allem Missionare verstanden Schilderungen von rezenten Urvölkern in dieser Weise, sagt er, und diese Differenz hilft uns, das Thema zu vertiefen. Denn christlich gesehen ist die Seele deutlich vom Körper getrennt, beziehungsweise trennt sie sich im Tode vom Körper. Bei den rezenten Urvölkern – sagt Lévy-Bruhl dagegen – gibt es diese Trennung gar nicht. *„Der Missionar glaubt an die Unterscheidung zweier Substanzen, von denen die eine körperlich und vergänglich, die andere geistig und unsterblich ist. Im Leben vereint, bilden sie die menschliche Persönlichkeit; der Tod trennt sie und befreit die geistige Substanz, die Seele, die eigentlich der Mensch ist. Nichts liegt aber der Denkungsart des Primitiven ferner als eine solche Gegenüberstellung der beiden Substanzen, deren Attribute einander widerstreiten. Sie sieht vielmehr alle Wesen als gleichartig an. Es ist keines rein stofflich, noch viel weniger aber rein geistig. Sie sind für den Primitiven ausnahmslos Körper und besitzen, allerdings in verschieden hohem Grad, jene mystischen Eigenschaften, die wir nur den Geistern zuerkennen“*. (1956: 207; hv. h.) Die genannten Wesen seien so etwas wie ein „doppeltes Ich“, als das jeder Mensch existiere. Jede Person gilt zugleich als Wesen, das mit der Person völlig verschmolzen scheint. Die Person kann sowohl real irgendwo sein, ein Haus bauend oder schlafend zwischen der Familie, als zugleich auch an ganz anderem, auch weit entferntem Ort als geistige Kraft. Bösen wie guten Zauber ausübend, unsichtbar oder sichtbar etwa in Form eines Raubtieres, das einen Feind dieser Person verschlingt. Bei einem aufkommenden Verdacht, die Person hätte mittels eines Raubtiers getötet (und sei es ein aus Alterschwäche gestorbener), hätte diese sich vielleicht einer Ordalie stellen müssen,

<sup>1</sup> Noch im 6. Jahrhundert nC wurde in Nubien ein ganzer Hofstaat mit König, Königin, Sklaven, Knechten, Pferden, Kamelen, Hunden, Kostbarkeiten aller Art begraben. (Kirwan, 1963: 55ff)

einem „Gottesurteil“, wie wir sagen, etwa einem Gifttrunk, um festzustellen, ob sie in der Ferne zaubernd tätig geworden ist. Aber – komme ich zur Definition des Animismus zurück – nicht ihre „Seele“ verläßt sie zu dieser „Zauberreise“, sondern das, was die Missionare als christliche Seele mißverstehen, ist in jenem Verständnis gleichermaßen hier wie dort und gleichzeitig anwesend. Das erinnert an die Schilderung Hübners über die mythische Vorstellung im alten Griechenland, die ganz ähnlich für Mesopotamien oder Ägypten beschrieben wird. Diese Vorstellung einer alles durchdringenden Kraft mag helfen, die Beschreibung des doppelten Ichs nachvollziehbar zu machen und könnte sich bei Menschen aus einem Gefühl heraus entwickelt haben, nicht immer „ein- und dieselbe“ zu sein, sich „mal so mal anders“ zu fühlen. Und das Erklären eines Traumes, in dem die Träumenden ja tatsächlich zugleich anderswo sein können, hat vielleicht eine Rolle gespielt – viele Jahrtausende zurück. (197)

Das bekannteste Wort für solche Phänomene ist wahrscheinlich: Voodoo, wenn etwa eine kleine Nachbildung eines Feindes rituell zerstört wird, um diesen Feind zu schädigen. Doch nicht nur im karibischen Raum findet sich dieser Glaube beziehungsweise die selbstverständliche Annahme des Doppel-Ichs, sondern weltweit gibt es ganz ähnliche Vorstellungen bei rezenten Urvölkern. Das oben Gesagte erklärt die Funktionsweise. Es ist beim Erkennen der Welt vielleicht – versuche ich ein weiteres mal zu erläutern – ein bißchen wie ein unbestimmbarer immaterieller Nebel, der dem Denken dieser Völker nur einen verschwommenen Blick auf die Welt erlaubt – jedenfalls gegenüber unserem auf umfassende Begrifflichkeit geschulten differenzierten Blick. Und die Betrachtung der Welt klärt sich im Prozeß der Zivilisation nur langsam. Alles irgendwie mit einer Person (und anderen Erscheinungen) jeweils Zusammenhängende wird als Einheit/ Identität verstanden und nicht im Sinne schließender Logik analysiert. Ein Mensch ist nicht abgegrenzt von seinen schweißgetränkten Kleidern oder seiner von ihm angepflanzten Nahrung oder ähnlichem, sondern der Besitz eines Kleidungsstückes in fremder Hand erlaubt den Zugriff (des Zaubers) auf die lebende Person, die auch in diesem Sinn das Doppel-Ich ist, dieses Eine aus Körper und Geist (was die Tendenz traditionellen Denkens auch nur ungefähr angibt; wir verstehen es heute wohl nicht wirklich). Diese Verbindung zu einer umfassenden Einheit ist auszudehnen von der Person zu seiner Familie, zu seinem Stamm. Schaden an einer Person nimmt nicht nur diese, sondern die soziale Einheit gleichermaßen. Personen sind in diesem Sinne austauschbar, wie bei Blutrache zu sehen, bei der es nicht auf den Mörder ankommt, sondern auf die gleiche Zahl an Toten in seiner Lebenseinheit; der einzelne Mensch zählt nicht, wie auch ein Neugeborenes erst nach einer gewissen Zeit als Mensch anerkannt wird, so richtig erst nach der Initiation, vor allem die der Männer. Individuation?

Diese Einheit der Familie wird – mit Morgan – als „klassifikatorische Familie“ bezeichnet, die Gruppe zählt, nicht das Individuum, das erst in der Moderne in der bürgerlichen Familie aufsteht, im Begriff der Liebe. Entsprechend sind in der Steinzeit auch „Hochzeiten“ Vereinbarungen zwischen Sippen, bei denen die Menschenzahl auszugleichen ist, indem vielleicht eine Doppelhochzeit vereinbart wird, bei der jede Partei eine Tochter oder einen Sohn hergibt und gleiches bekommt. Oft geschieht das schon bei oder sogar vor der Geburt als Familien-Vereinbarung, wie die Geschichte sie noch bis in die Moderne hinein kennt. Deshalb kommt es bei der geschlechtlichen Vereinigung, wenn exogame Heiraten vorgeschrieben sind, auch primär darauf an, ob die PartnerInnen dabei generell (!) miteinander verkehren dürfen oder dürften. Bei zum Teil rigiden Strafen gegen sexuelle Tabus kommt es dann nicht wirklich auf die körperliche Vereinigung an, kann wohl unterstellt werden, sondern es geht um die Regelverletzung gegen die mystische Ordnung (wie die Hysterie noch gegen die langen Haare männlicher 68er: Ordnung)! Deshalb dürfte eine Frau generell mit allen Brüdern ihres Mannes Sex haben. Ein Verstoß in dieser Hinsicht mit einem Bruder des Mannes würde wenig, wenn überhaupt sanktioniert, und der Ehemann kann in manchen Völkern seinen Brüdern diese Gunst erlauben. Lévy-Bruhl hält die Frage, ob es jemals wirklich aus dieser generellen Möglichkeit heraus eine reale Gruppenehe gegeben habe (Morgan, mit ihm Engels), bei der alle Söhne der einen Mutter alle Töchter der anderen geheiratet haben, für nicht lösbar.<sup>1</sup> (1927: 70, 90) Turnbull berichtet von den Mbuti, dort würde ein Kind alle Erwachsenen der Altersgruppe seiner Eltern als Vater und Mutter ansprechen, die ältere Generation als Großvater und -mutter, sowie alle Gleichaltrigen als Bruder und

<sup>1</sup> An dieser Frage scheiterte auch Engels bei der Bewertung Morgans, mit dem er von einer realen Gruppenehe ausgegangen war, die bestanden haben müsse; woher sollten sonst diese Bezeichnungen der Verwandtschaft gekommen sein, fragt er? Jetzt wissen wir es.

Schwester. Die Mbuti leben aber in Kleinfamilien in sehr kleinen Zweighütten. (>Bild-2, 2009: 104)

Dieses Andere des Doppel-Ichs kann sich auch mit Tieren und etwa Steinen verbinden, so daß deren Tötung oder Beschädigung den sicheren Tod der Person zur Folge haben müßte. Und der Schatten, ein Spiegelbild – heute eine Fotografie im Urlaubsland – oder auch eine Fußspur gehören zur Person, ein Pfeilschuß in den Fußabdruck wird sie schwer verletzen; im Katalog zu Altamira (1995: 102) wird von den Pygmäen im Regenwald berichtet, die schossen vor der Jagd in eine Zeichnung des zu jagenden Tieres. Im Zusammenhang damit steht das Totemtier, das viele rezente Urvölker für ihre einzelnen Clans vorsehen; meist darf das Totemtier dann von diesem Clan nicht verzehrt werden, wohl aber von anderen. Oft wird in Besprechungen die Naturverbundenheit jener Völker betont. Die beruht eher auf der Angst vor Strafen, wenn auf falsche Weise ein Baum gefällt wird, ohne die richtigen Riten hinreichend bedient zu haben. Manchmal werden die Geistwesen auch betrogen: Lévy-Bruhl zitiert einen Bericht, in dem der „Eigentümer“ eines Baumes, der auf seinem Land steht, das Recht zum Abholzen verkauft, dem Baum beziehungsweise dessen Geistwesen gegenüber aber so tut, als sei er abwesend gewesen, also schuldlos. Aber eine biologische Art wird nicht in unserer Weise begriffen, sondern als eine Art Lebensprinzip. Auch das Töten eines Tieres trifft nicht das einzelne Tier, sondern die Art, dies aber nicht quantifizierend verstanden; auch Tiere können wiedergeboren werden. Die abstrakte Idee der biologischen Art wird so nicht gedacht, und die Vorstellung, beispielsweise die Eskimos könnten bei den Riesenmengen von Karibus, die sie töten, diese Art ausrotten, existiert so nicht. Werden diese Tiere seltener, gibt es dafür eine mystische Erklärung. Ebenso ist es eine mystische Kraft, die den Häuptling zum Häuptling macht, nicht sein Bemühen, ein Großer Mann zu werden. Deshalb sind die Großen, die SchamanInnen, die GreisInnen scharf umrissene Persönlichkeiten, nicht aber die normalen Mitglieder eines Stammes; sie stehen in einem besonderen Verhältnis zur mystischen Kraft oder auch zum Boden, in dem die Ahnen leben, die die soziale Einheit begründet haben.

Gehen wir noch einmal einen Schritt zurück und differenzieren Gemeinschaften entlang des Begriffes des Animismus im von mir verwendeten Sinn, mit dem auch Lévy-Bruhl kein Problem hätte, da er ohne Seele verstanden ist. Ich erinnere auch daran, nicht von festen (evolutiven) Entwicklungsstufen auszugehen, wenn auch von einem Richtungssinn zum Komplexeren oder ähnlichem. Auch darin sind wir einig, weil auch er am Ende seiner Arbeit über das Denken der Naturvölker die Differenz von Prä-Animismus und Animismus bespricht. (1910) Ersterer wäre ein animistischer Zustand noch ohne nennenswerte Namensnennung der Geistwesen, die Menschen empfinden eher jene durchgängige mystische Kraft in allem. In einem weiter entwickelten Animismus gäbe es dann eine intensivere geistige Durchdringung des Lebens im beschriebenen Sinn, und es ist daran anschließend von früher Religion zu reden, die nun schon als ein definiertes geistiges System verstehbar ist. Deren Personal wird von mir nicht mehr als SchamanInnen sondern als PriesterInnen bezeichnet. Der Nebel lichtet sich. Und doch: Auch diese Religion bleibt ja lange noch animistisch! Die Geistwesen verdichten sich, wie sich auch Macht in Gemeinschaften konzentriert. In dieser Weise wäre – allerdings höchst spekulativ – noch einmal auf den Homo sapiens außerhalb Afrikas zu blicken. Dann scheint es sinnvoll, zwar den Richtungssinn der Kognition zu erkennen, aber über weite Zeiträume im besiedelten Nahen Osten und Europa dennoch von der Möglichkeit unterschiedlich „gebildeter“ Stämme auszugehen. Lange Zeit und auch immer wieder und überall lebten wahrscheinlich relativ schlichte Gruppen mit solchen nebeneinander, die es aus ihren Erfahrungen zu einem weitergehenden Denken gebracht haben. Prä-animistische Stämme wurden nicht nur von animistischen abgelöst, obwohl es solche Schübe in einem Stamm sicher ebenso gab wie auch Regressionen, die schon durch klimatisch bedingtes längeres Jagdpech vorstellbar ist; auch Verarmungen des Geistes können damit einhergehen, wenn Tag und Nacht ums Überleben gekämpft wird.

Wenn Lévy-Bruhl darauf hinweist, es gäbe in prä-animistischen Gruppen, wenn überhaupt, seltener oder auch weniger ausgestaltete Mythen und die Geistwesen seien weniger *individualisiert*, (1910: 327f) haben wir also einen Zusammenhang zwischen der Individualisierung der Geister und der Menschen – oder andersrum? Er spricht auch von einer wachsenden Empfindsamkeit gegenüber Erfahrungen in den mystischen Bereichen des Denkens, die meist gegenüber Erfahrung taub sind, wenn die sich gegen Mystisches stellt; (337) es geht bei meinen Überlegungen ja um das Weltbild, nicht um Verrichtungen

des Alltags. Und in dieser Weise kamen Menschen – im Falle weitergehender Entwicklung – auch immer stärker zu Begriffen, wenn auch noch nicht gleich zu solchen in unserem Sinne moderner Logik. (339) Übertragen wir diese Gedanken nun auf die Leute vom Göbekli Tepe beziehungsweise auf die größere Region der Harran-Ebene und über sie hinaus, haben wir derzeit wohl nur die vage Möglichkeit, uns Gruppen vorzustellen, von denen die einen noch prä-animistisch dachten, die anderen animistisch. Und einer Gruppe, jener die dann den Tempel baute, scheint der Sprung in frühe Religion als Grundlage ihrer Kognition gelungen zu sein, wie ich es hier angesichts der großen Mittel-T-Pfeiler vertrete. Differenzierter scheint die Analyse des Weltbildes derzeit nicht diskutierbar. Nun werfen wir noch einen Blick weit voraus in Richtung des viel späteren Summers, womit nicht behauptet werden soll, es habe eine Kontinuität vom Göbekli Tepe nach Uruk und dessen Vorläufer-Dörfern gegeben. Aber es ist auch nicht unmöglich, die Geistesgeschichte sich so fortsetzend vorzustellen, um nach der Individualisierung der Menschen und Geister zu forschen.

Um die Person, die Individualität geht es im Epos von Gilgamesch und dessen von den GöttInnen erschaffenen Freund Enkidu; ich erzählte oben die Geschichte schon in ihren Grundzügen. Gehen wir noch ein wenig tiefer. Als Gilgamesch beschließt, den Wächter des göttlichen Zedernwaldes (Libanon) zu besiegen, ist der Tod ihm noch gleichgültig, es geht um die ewige Ehre als Held, die den Menschen jedenfalls geistig (als Ahne) unsterblich macht. Die beiden Helden ermorden den von den GöttInnen bestellten Wächter ganz ausdrücklich: sie reflektieren, ob der im Kampf schon Unterlegene sterben soll. Später weist Gilgamesch die sexuellen Angebote der Göttin Inanna grob zurück, die darauf den Himmelsstier auf ihn hetzt, doch auch der wird von den beiden erschlagen. Diese Szenen lassen sich als Differenz zwischen sakralem und weltlichem (Stadt-) Staat deuten. (Schmökel, 1956: 58) Auch darin steckt individuelle Differenzierung. Nun reicht es der göttlichen Gemeinschaft, zur Strafe soll Enkidu durch Krankheit, also ganz menschlich sterben. Und Gilgamesch erfährt die Trauer, die dem mitleidlosen Töten der früheren Zeit gegenüber steht. Das „paßt“ in die neue Zeit der städtischen Hochkultur, oder? In diesem Epos geht es generell um Zivilisierung und Individuation. Schon hier war es eine starke Frau, die den Wildling Enkidu zu einem Kulturmenschen und Individuum macht; Schamchat, die – insofern ehrbare – Tempelhure, unternimmt durch den Sex mit ihm dessen Initiierung ins Erwachsenenleben (als Städter); im Auftrag der GöttInnen; erinnern wir uns der Lesart der Mythen. Von Gilgameschs Mutter wird er adoptiert, eingebunden in eine Familie (!) als Basis seiner neuen Sozialität. (Steinert, 2012: 87) Schamchat ist das Vorbild für Eva, die starke Frau der biblischen Schöpfungsgeschichte, die aus dem (paradiesischen) Wildbeuter Adam den Bauern werden ließ, auch das ein Akt der Individuierung, wenn auch ein kleiner nur, aus unserer Sicht. Wie ebenso das Verlangen Gilgameschs auf Unsterblichkeit individuell ist, wenn auch in gewisser Weise rückwärts gewandt, er will vom Halbgott zum Vollgott werden. Die Auflehnung gegen den Tod symbolisiert einen Ausbruch aus einem naturwüchsigen Organischen. So kann erst in der Stadt gedacht werden. Selbst der Tod wird zum Unrecht, vorgezeichnete Wege bekommen andere Möglichkeiten zur Seite gestellt, die Macht der Geistlichkeit wird durch weltliche Kraft hinterfragt; von „*der neuen Auffassung von Menschenrechten*“ ist in Sumer die Rede. (Jacobsen, 1954: 229) 8.000 Jahre nach dem Göbekli Tepe, der dennoch womöglich ein Anfangspunkt jener sozialen Entwicklung war, die über sehr viel einfachere Wildbeuterei hinausführte. Die GöttInnen sind der eigentliche sumerische Staat, zu deren Diensten die Menschen geschaffen wurden und nun den Gottes-Staat sozusagen nachspielen, oder ihm Leben verleihen. Gilgamesch will die ganze Macht im Staat allein für den König, um auf diese Weise seinen unsterblichen Ruhm zu festigen. Daraus wird aber erstmal nichts, die GöttInnen schicken ja die Schlange, um ihm das Kraut der Unsterblichkeit wegzufressen (und sich selbst durch Häutung zu verjüngen und sich zum Symbol zu machen). Doch Uruk wird zu einem „modernen“ weltlichen und zivilisierten Königtum der Menschen mit einer Doppelspitze: König und Tempel. Enkidus Menschwerdung und Gilgameschs Sterblichkeit bilden den Rahmen für den Ausbruch aus der GöttInnenwelt in Richtung Zivilgesellschaft, der im Epos angedeutet ist, weil es auch um das bessere, freiere Leben seines Volkes geht, Männern wie Frauen, denen die erste Nacht erspart werden soll. Ebenso führt die Entwicklung vom primitiven Landleben zum Stadt-Staat. Dux sieht darin den Übergang vom Mythos zum Epos. (1992: 45)

Das Menschsein im Stadt-Staat Summers hat Steinert (2012) für (erst) das zweite bis erste Jahrtausend vC an Keilschrifttexten untersucht. Sie stößt dabei bereits auf einen Prozeß

der Zivilisation und auf einen relativ „modernen“ Menschen. Immer wieder das strukturell gleiche Thema mit entsprechend der Zeit neuem Inhalt; heute heißt es der Konflikt der Generationen. Das Bauwerk: Stadt steht selbst für neue Fähigkeiten, für ein erweitertes Weltbild. In den Keilschriften fanden sich dazu wichtige Bereiche: besprochen wurden unter anderem Ehre und Selbstbeherrschung, die für ein Zusammenleben auf engem Raum schnell eine wichtige Bedeutung bekommen. Auch über das Selbst der StädterInnen – beziehungsweise eher das der Städter – wurden Texte gefunden, über Würde, Scham und Schuld gesprochen. (102, 267, 405, 492) Obwohl es keine generelle Herabsetzung der Frauen gab, so wurde doch in Einzeltexten am Verstand der Frau gezweifelt. Der galt jedoch als von den GöttInnen gegeben; leider hatten Frauen keinen eigenen persönlichen Gott, sondern fielen unter den Einfluß jenes des Vaters oder des Ehemanns, gegebenenfalls jenen des Bruders. (385, 389; irgendwie langweilig diese Geschichte, nicht wahr?) Doch waren ja alle Menschen den GöttInnen untergeordnet, nicht autonom. Allerdings waren sie ihnen nicht passiv ausgeliefert. In Mesopotamien wurde versucht, *„den Einzelnen in die gesellschaftliche Ordnung zu integrieren, die Verantwortung des inneren Selbst mit dem öffentlichen Selbst, der Ausübung sozialer Rollen, Erfüllung von Pflichten in Einklang zu bringen“* – schreibt Steinert –, das innere Selbst sollte verantwortlich handeln, Emotionen kontrollieren, sich an kulturellen Maximen orientieren und sich in die bestehende Ordnung integrieren. Es ginge um Pietät, Respekt vor moralischen und sozialen Autoritäten, Wahrheitsliebe und Pflichtgefühl; innerhalb dessen sei Individualität der Person wahrgenommen worden. (532) Im frühen Sumer war Gehorsam so etwas wie Staatsverständnis, die höchste Tugend. (Jacobsen, 1954: 222ff) Allen Älteren und den Eltern und Geschwistern gegenüber wird Gehorsam eingeübt. Die Menschen Mesopotamiens – heißt es dort – seien überzeugt davon gewesen, daß die Obrigkeit stets recht habe. So wie ja auch Eltern für Kleinkinder heute noch so etwas wie Gott sind (gab es schon eine geistig spürbare Pubertät?). Eine führerlose, unorganisierte Menge sei nutzlos. Und hinzu kam in Sumer die Vorstellung: der Mensch war geschaffen worden, Sklave der GöttInnen zu sein, Sklave des Staates dieser GöttInnen, der der eigentliche Staat war. In dem richtig zu funktionieren war auch die (einzige) Möglichkeit, einen hinreichenden Platz im Sozialwesen zu finden, der Sicherheit bot. Anders als in anderen prä-operationalen Gemeinschaften oft zu finden, wurden in Mesopotamien anormale Kinder integriert, sagt Steinert. (40) Insgesamt galt der Mensch nicht als Körper-Geist-Komplex (mit einer Seele), sondern wurde als plural verfaßtes Wesen (mehrere Seelen) aufgefaßt; (121) jener Zustand, den Lévy-Bruhl zurück weist, der stattdessen das „Doppel-Ich“ sieht. (1910: 65) Der menschliche Körper wurde auch als Metapher für Elemente der Gesellschaft genutzt, heißt es bei Steinert. (533) In den Stadt-Staaten entstand ein Rechtssystem, wie es für prä-operationale Gemeinschaften erwartbar ist. *Einerseits* nach Art der Sharia, das sich in Körperstrafen ausdrückte, wie dem Enthaupten, das nicht nur töten sollte, sondern symbolische Formen hatte. (139ff) *Andererseits* entstand eine Verwaltung mit entsprechenden Rechtsvorstellungen. Aber es ging eben auch schon um den bewußten Aspekt der sozialen Kontrolle des Einzelnen und die individuelle Reflexion der Person.

In der Tat also moderne Themen, die zur Person in Mesopotamien gefunden wurden. Offenbar haben die zum Teil spärlichen ersten archäologischen Funde und die generelle Überheblichkeit in Europa gegenüber anderen Zivilisationen, wie schon bei den „Wilden“ in aller Welt, ein Bild relativer Rückständigkeit dieses historischen Fremden mit produziert: Eis- oder Steinzeitmenschen. Doch mit Zivilisation haben wir es schon länger zu tun, wie wir auch am Göbekli Tepe wieder sehen. Möglicherweise sehen wir mit dem Blick nach Sumer eine Richtung der Entwicklung dieses Tempels; wenn der Berg Duku doch im Nordwesten Sumers lag, von dem wichtige kulturelle Elemente kamen, und nicht im Osten. Landbau, Viehzucht und Weberei passen gut zum Kultbau als zivilisatorisches oder kulturelles Zentrum der Steinzeit. Auch die Verbindung über den nahe liegenden Euphrat zum Persischen Golf unterstützt eine solche Vorstellung. Doch die Geburt dieser Stadt-Staaten scheint ganz im Dunkel zu liegen, außer daß sie sich in relativ kurzer Zeit aus Ansammlungen von Dörfern entwickelten. Indien ist als Herkunft des Sumerischen Volkes mit seiner ganz eigenen Sprache im Gespräch. Es könnte doch auch schon immer dort gelebt haben oder von sonstwo gekommen sein. Doch daß die Kultivierung des Schafes Hirtenvölker nach Südosten in die Schwemmlandebenen führte, klingt auch plausibel (auch nach „Grashalm“, um sich an irgendetwas festzuhalten, wo wir keine Ahnung haben).

### Kognition und Geschichte

Das nun anzusprechende Thema gehört ebenfalls nicht vorrangig zum Thema des Göbekli Tepe, aber zu einer Soziologie der Steinzeit. Gefragt wird nach weiterer Gliederung der Geschichte jener Zeit von der Ankunft des Homo sapiens im Nahen Osten und in Europa bis zum Beginn des Neolithikums. Eine die nicht auf die bekannten Teilungen nach den Kulturen in Europa bis zum Magdalenien zurückgreift, auch nicht für die Levante auf das Natufien oder allgemeiner auf die Proto-Neolithisierung ab vor 14.000 Jahren in Nord-Mesopotamien. Eine Unterteilung nicht primär entlang des Werkzeugs, sondern eine der menschlichen Entwicklung. Spontan mag die Vorstellung eigenartig klingen, das Denken jener rezenten Urvölker, über die wir viele Berichte und Analysen haben, dennoch mit jenem der Gruppen am Göbekli Tepe und auch unserem generell gleichzusetzen, daß sich also aus gleicher *Kapazität* des Gehirns nur jeweils die nötige *Kompetenz* entsprechend der Lebenspraxis ausbildet, weil die biologisch-evolutive Entwicklung für den Homo sapiens bereits in Afrika ihren Abschluß fand (es kann ja noch weitergehen). Welche Möglichkeiten haben wir, um nicht alle Zeiten vor der neolithischen Revolution etwas stumpf als „Jäger und Sammler“ oder „Wildbeuterei“ abzuqualifizieren, Lebensformen, wie wir sie von rezenten Urvölkern ein bißchen zu kennen glauben. Mit Seßhaftigkeit und Landbau mittels domestizierter Pflanzen und Tiere ergeben sich für die spätere Zeit brauchbare Epochenteilungen. Die nächste sehen wir dann mit dem Entstehen der Stadtstaaten Sumers (und Ägyptens). Aber was ist davor?

Dem Ansatz Tomasellos folgend fragte ich oben bereits nach einer zu überprüfenden Teilung des prä-operativen Denkens. Können mit der Kognition moderner Fünfjähriger frühe Gemeinschaften identifiziert werden? Vielleicht im Sinne des oben erwähnten Prä-Animismus<sup>1</sup>, aber ohne Seele. Das kann im Moment nur als Frage stehen bleiben (Kasten: Historische Teilung). Wahrscheinlich läßt sich keine Quelle dafür mehr finden. Selbst ein sehr einfach organisiertes rezentes Urvolk ließe sich heute kaum noch diesbezüglich testen, zu europäisch sind sie alle mittlerweile.<sup>1</sup> Bleiben wir in der Steinzeit Europas und des Nahen Ostens. Der Göbekli Tepe steht für eine andere Kulturform als nur der von komplexen WildbeuterInnen, die zwar weitgehend seßhaft in größer gewordenen Lagerplätzen leben, aber noch gibt es keinen Fundplatz mit einer Gruppierung der nötigen Personenzahl in mehreren Siedlungsplätzen in gewisser Nähe zum Tempel und zueinander. An jenem Ort denken wir natürlich immer gleich an eine Änderung in Richtung Landwirtschaft: haben sie schon, oder nicht...? Könnte nicht eine völlig andere soziale Bewegung dort stattgefunden haben, deren Begründung wir nicht ahnen? Und die sich scheinbar nicht fortgesetzt hat, ein toter Arm der Geschichte? Mit abstrusen Vorstellungen, wie sie beispielsweise die Maya mit ihren Blutorgien feierten? Führt die Frage nach Häusern oder Ackerbau bezüglich dieses Tempels in eine ganz falsche Richtung? Hemmte ein starkes und rücksichtsloses Kriegervolk jene Entwicklung? Bis es durch eine Revolution, einen „Bauernkrieg“, entmachtet wurde?

Das formal-operative Stadium beginnt ganz zart mit Aristoteles<sup>1</sup> Versuch empirischen Forschens. Wann beginnt das konkret-operative? Schon am Göbekli Tepe? Mit der Schrift in Sumer? Piaget sah diesen Schnitt beim alten Ägypten und in Chaldäa, sagt Dux und verweist besonders auf den Kausalbegriff zur Beurteilung der Stufe des griechischen Denkens. (2008: 227f) Manches spricht dafür, daß mit der schriftlichen Klassifikation und deren praktischen Anwendungen mittels Listen bis hin zu angenäherten mathematischen Beispielrechnungen, die Pichot (1995) für Mesopotamien und Ägypten beschreibt, eine deutliche Zäsur sichtbar wird. Erst bei den alten Griechen entsteht aber so etwas wie eine Mathematik, bei der Begründungen und Logik entscheidend sind. Bei bürokratischer Lagerhaltung durch gebildete SchreiberInnen sollte beispielsweise das Verständnis der „Erhaltung“ beim Umschütten von Flüssigkeiten oder dergleichen vorhanden gewesen sein, oder nicht? Auf diese Gruppe mag das konkret-operationale Denken erstmal beschränkt geblieben sein, wie das erste formal-operative an nur einer Person festgemacht

<sup>1</sup> Noch zwei Hinweise zu Piagets System: Jugendliche des konkret- und des formal-operativen Denkens bekommen die Aufgabe, zu bestimmen, welche Parameter die Frequenz eines Pendels bewirken (=Länge des Pendels, nicht Gewicht, nicht Schwung). Im früheren Stadium ist zu erwarten, daß im Ansatz ein Test konzipiert wird, der aber nicht (oder nur zufällig) zu Ende gedacht werden kann, im zweiten Fall gelingt das (durch Neutralisieren von Parametern zur Bestimmung jeweils nur eines von ihnen). Was würden wir sumerischen SchreiberInnen zumuten? Eine andere Aufgabe zeigt das formal-operative Stadium besonders gut: Ein Federzug beschleunigt Bälle über eine Ebene, das Gewicht des Balles bremst (Reibung) wie der Umfang (Luftwiderstand), es wird dennoch herausgefunden, was nicht (!) zu beobachten ist (nicht-konkret), daß ohne diese beiden Faktoren ein Ball endlos weiter rollen würde. (Ginsburg/ Opper, 1969: 231f, 247) Vergleiche das Fallgesetz im luftleeren Raum.

wird, an Aristoteles' erste Versuche einer empirischen Physik. Schriftlose Urvölker fallen durch ihr gutes Gedächtnis und die Nutzung umfangreicher Klassifikationen bei Pflanzen und Tieren auf, zeigt Lévi-Strauss für das „Wilde Denken“ rezenter Urvölker. (1994; Lévy-Bruhl, 1910: 146) Mit Klassifizierungen sahen wir oben bei der Besprechung der Stadien Piagets den Grenzbereich zum konkret-operativen Denken angedeutet. Auch für die komplexe Geistwelt und die Übermittlung der noch unschriftlich überlieferten Mythen war eine Ordnung nötig. Bildeten also jene Menschen am Göbekli Tepe, beziehungsweise deren Elite, bereits den kognitiven Stand, die Kompetenz Summers aus, kurz *vor* (!) der Schriftentwicklung? Die dann den weiteren wesentlichen Umbruch ins konkret-operative Stadium brachte? Jenes Stadium vielleicht, das Dux das *proto*-konkret-operative nennt? Erzählten sie sich schon Mythen analog zu solchen von Gilgamesch da oben in ihrem Tempel und fragten sich, ob es nicht Alternativen geben könne zum durch die GöttInnen vorgegebenen Leben, wie der König von Uruk sie viel später für sich sucht?

Bisher war anzunehmen: erst in der Neolithischen Revolution entstand mit dauerhaften Dorfstrukturen und Landbau eine deutlich erweiterte Kompetenz gegenüber schlichtem Wildbeutertum. Mit dem Göbekli Tepe selbst erkennen wir jedoch bereits dort hinsichtlich des Denkens und Handelns neue Qualifikationen, die erst dieses Bauwerk entstehen lassen konnten. Oder entstanden weitgehende Sesshaftigkeit und entsprechende geistige Kompetenz dort schon früher? Gab es eine erste Phase, in der die Konstruktion von Gebäuden allgemein bekannt war, wie es einzelne Funde von Hütten in der Großregion nahe legen? Der Tempel selbst ist doch ein Symbol für Sesshaftigkeit dieses Stammes oder Stammesbundes, demonstriert eine Art Besitzanspruch auf den (heiligen) Ort und die Umgebung, selbst wenn die einzelnen Gruppen bei Bedarf um ihn herum noch mobil waren.<sup>1</sup> Rezente Urvölker wechseln, wenn überhaupt, oft nur zwischen Sommer- und Winterlager, wenn sie nicht tatsächlich Herden folgen mußten.<sup>2</sup> Mußte nicht eine Überproduktion an Nahrungsmitteln bereits Praxis sein, um den Kultbau denkbar zu machen – aber bei konservativen WildbeuterInnen, wozu, warum? Gehört nicht eine gewisse Lagerhaltung zum Bau, wie sie möglicherweise in den Gebäuden von Nevalı Çori und Çayönü stattfand? Kaum zu glauben, daß sie erst nach dem Beschluß zum Tempelbau ausprobiert wurde.<sup>3</sup> Besitzanspruch und eine Lagerhaltung, die schon mit Planung zu tun hat, mußten geistig erst geschaffen werden, durch ein erweitertes Denken gegenüber einfacher Wildbeuterei. Nicht nur als Gebäude, sondern als Kultstätte mußte die Anlage kognitiv vorstellbar werden, als Entwicklung des Geistes, und das ist für neuerungsfeindliche Urvölker ganz untypisch. Welche sozialen Veränderungen mußten mit solchem Denken entstanden sein? Den Druck, sich von Lagerplätzen der herumziehenden Gruppen mit Hütten hin zu Dörfern mit Felderwirtschaft weiter zu entwickeln, konnte zum Beispiel eine stark wachsende Bevölkerung am Ende der Eiszeit erzeugen, was in „paradiesischen“ Verhältnissen leicht vorstellbar ist. War erstmal erkannt und erprobt, sich von Wildgetreide zu ernähren, es rechtzeitig zu ernten, bevor die flüchtigen reifen Körner zu Boden fielen, und sich eine gewisse Lagermöglichkeit zu schaffen, war ein erster wesentlicher Schritt getan. Lagerung von Korn (in mit Lehm ausgestrichenen Körben?) und ebenso getrocknetem Fleisch ist vorstellbar. Und eine gewisse Zeit, für einige Wochen erstmal, war es vielleicht in Hütten zu lagern, aufgehängt an den Dach-Hölzern. In solcher Situation wird wiederum das Aufziehen aufgefundener Lämmer leicht vorstellbar, mit dem die Domestizierung der Tiere begann. Von vielen anderen Vorteilen in Richtung Zivilisation abgesehen, die nun in den Blick kommen. Aber Lager schaffen Begehrlichkeiten. Kam in solcher Situation die generelle Notwendigkeit des bewaffneten Schutzes auf? Auch auf diesem Weg kann der permanente Waffengebrauch aus einer inneren sozialen Veränderung des Lebensprozesses entstehen – Bauernschaft gegen Wildbeutertum? Oder wurde rechtzeitig die aktive Kriegsvermeidung durch Bildung eines Stammes-Bundes geschaffen? Dem würde eine andere Beziehung zu den Nachbarn folgen, wieder gestützt auf Waffen wahrscheinlich. So oder so ging eine

<sup>1</sup> Menschen sind generell sesshaft – wenn es möglich ist und nicht Feinde, Überbevölkerung oder Katastrophen sie vertreiben, was ein schweres Problem sein kann. Lévy-Bruhl zitiert eine Reihe von Fällen, in denen von der *Identität* der Menschen mit ihrem Land/ Boden die Rede ist, in dem die Ahnen verbleiben, zu denen diese Menschen eine Identität sahen, verspürten. (1959: 192ff)

<sup>2</sup> Der Einzugsbereich solcher prähistorischer Lager/ Fundorte wird mit der in zwei Stunden zu erreichenden Distanz (10 km im platten festen Gelände) angenommen. (in Schyle/ Uerpmann, 1996: 714)

<sup>3</sup> So vielleicht: „Wenn es uns gelänge, Brüder und Schwestern, genügend Korn einer Ernte zu lagern, damit wir genügend Zeit ohne Nahrungssuche uns schaffen könnten, dann ließe sich darüber nachdenken, den GöttInnen ein besonders großes Geschenk zu machen; hat jemand eine Idee dazu? Was meinst Du? Einen Tempel aus Steinen, was soll das denn sein, ein Tempel?“

*Kasten: Lebensweisen*

Nun läßt sich eine Sammlung möglicher Abstufungen historischer Lebensweisen zeigen, wie ich sie vorgestellt habe oder in der Literatur fand. Die Gegenüberstellungen sind zumeist als Pole einer Geraden ( $\longleftrightarrow$ ) verstehbar, im Sinne der linearen Zuordnung (als wäre 0=gar nicht bis 6=hoch), nicht als evolutive Entwicklungen. Auf jeder dieser Linien könnte ein Stamm von WildbeuterInnen und einfachen bäuerlichen Gruppen eingeordnet werden.

Generell gibt es die *Geschlechterdifferenz*, wobei Matriarchat als Frauenherrschaft allenfalls als Sonderfall mal vorkam, maximal gab es nachgewiesen als Typus: matrifokal=Tochter bleibt bei Mutter, Schwiegersohn zieht zu ihr:

*Matrifokalität*  $\longleftrightarrow$  *Patriarchat*

In der Zeit bis zu den alten Griechen (und darüber hinaus) gilt, alle Gruppen des Homo sapiens denken *animistisch*, Abstufungen sind möglich, für alle gilt auch, sie denken *prä-operational*, vielleicht sind sehr schlichte Gruppen darin in einem unteren Bereich zu verordnen, das Tomasello als Phase der *geistigen Akteure* kennzeichnet (gemeinsame Aufmerksamkeit, Imitationslernen ab vier Jahren):

*prä-Animismus*  $\longleftrightarrow$  *Animismus*  $\longleftrightarrow$  *Religion*

*prä-operationales/ traditionales Denken*, erstes Vorkommen:

konkret-operational bei Eliten Sumer, Ägypten; Göbekli Tepe?

formal-operational bei Aristoteles;

eine Aufteilung des prä-operational wäre vielleicht

*geistige Akteure ab 4 Jahren*  $\longleftrightarrow$  *proto-konkret-operational*

Dabei gilt *nicht*, es gäbe Übereinstimmungen wie prä-animistisch=frühe prä-Operationalität, oder früher Religion entspräche konkreter Operationalität; das gilt entsprechend für die weiteren verendeten

Abstufungen der Lebensweisen:

*Wildbeuterei ohne*  $\longleftrightarrow$  *mit Vorratshaltung*

*simple Wildbeuterei*  $\longleftrightarrow$  *komplexe, seßhafte Wildbeuterei*

*Wildbeuterei*  $\longleftrightarrow$  *domestizierender, seßhafter Landbau*

*Gleichheit aller*  $\longleftrightarrow$  *soziale Differenzierung*  $\longleftrightarrow$  *Herrschaft*

*Herden-*  $\longleftrightarrow$  *Sippen-*  $\longleftrightarrow$  *Individualbewußtsein*

Es wird wieder deutlich, daß es keinen Gesamtmaßstab gibt, in dem jedem Stamm eine Punktzahl zuzuordnen ist. Die Liste ließe sich verlängern:

*friedliche*  $\longleftrightarrow$  *gefährliche*  $\longleftrightarrow$  *unterdrückende Nachbarn*

*leicht erreichbare Nahrung*  $\longleftrightarrow$  *entfernte Nahrung*  $\longleftrightarrow$  *gefährliche Tiere*

Und was es noch so geben mag. Gerade die letzten, nur noch andeutenden Unterscheidungen können durchaus wichtig sein. Bei den Mbuti werden wir noch von den Beziehungen zu den Nachbarn hören. Schon die Umwelt allein ist unter Umständen auch in scheinbar günstigen Lagen von Bedeutung. Da läßt sich nicht generell sagen, das Leben als SammlerInnen und Jäger sei leicht, nur zwei drei Stunden Sammeln täglich, wie es oft zur Untermauerung der Frage betont wird, warum Menschen denn überhaupt seßhaft werden wollten. Und jene zu fragen, die den Schritt nicht gingen, ergibt natürlich (!) die Antwort: Warum sollten wir?

Die !-Kung\* beispielsweise, simple WildbeuterInnen der Kalahari, leben zum Teil im Busch, also zwischen relativ dicht stehenden Büschen, das ist unübersichtliches Gelände mit gelegentlich umherstreifenden Raubtieren; deshalb lassen die !-Kung ihre Kinder von 5 - 15 Jahren nicht sammeln, die also im Lager an der Wasserstelle bleiben, das zudem vom Sammelgut relativ weit entfernt ist. Anders der nur noch kleine, ebenso simple Stamm der Hadza in Nord-Tansania. Das Gelände ist weithin zu überblicken, die Nahrung wächst näher am Lager mit der Wasserstelle, Kinder werden vom Hin- und Herlaufen nicht so schnell müde, und es gibt am Sammelort mehr Schatten als im Busch; dort sammeln die Kinder selbst.

Diese Unterschiede sind nicht nur für den „Energiehaushalt“ markant, die !-Kung haben es generell schwerer und müssen dazu noch die Nahrung für die Kinder mit ranschleppen. Das ist auch für die Sozialisation von Bedeutung. Die !-Kung sind um ihre Kinder viel besorgter, sind sie außer Sicht, wird schon gerufen und gesucht. Das ist bei den Hadza nicht nötig, die strenger mit den Kindern sind. (Jones u. a., 1994)

\* überlicherweise werden die „!Kung“ in dieser Weise geschrieben, um einen Klick-o der Schnalzlaut anzuzeigen; da mein Schreibprogramm dann trennen würde, schreibe ich !-Kung.

soziale *Epoche* der Menschen am Göbekli Tepe zuende, die bisher in der Geschichtsschreibung nicht gesehen wurde. Erst tausende Jahre später wird in Sumer in gänzlich anderer Umwelt ein weiterer qualitativer Schritt des Bauens getan, wenn es auch – schon wieder! – sehr frühe Häuser mit dicken Lehmwänden bereits im Proto-Neolithikum gibt; in Qermes Dere, Irak. (Roaf, 1998: 28) Und solche Lehmbauten wiederzufinden ist für die Archäologie besonders schwierig, weil der Übergang von Lehmmauern zum gleichartigen Boden, der sie verschüttete, besonders schwer zu erkennen ist.

Mit den großen Standbildern am Göbekli Tepe lösen – so läßt es sich vorstellen – neue GöttInnen alte Geistwesen der Natur ab oder ergänzen sie erstmal, ein Vorgang, den wir in Mythen und noch in der griechischen Religionsgeschichte wiedererkennen. Zumindest in dieser Frage wäre bereits der frühe Zustand Sumers erreicht, sagen uns die ersten schriftlichen Mythen, die ja bereits von GöttInnen handeln. Und wenn nun ausdrücklich Männer als Haupt-Götter aufgerichtet werden, kommt der Verdacht auf, es ginge auch gegen die Frauen, wie es uns Dux am Ursprungsmythos zeigte. Wenn dieser Prozeß nicht schon früher geschah und mit dem Kultbau nur einen besonderen Ausdruck erhielt. Die Geschlechterfrage ist immer wichtig für Männer, bis heute, wenn nicht gerade heute, wo es richtig ernst wird.<sup>1</sup> Mit einem solchen Blickpunkt paßten auch Götter!-Bilder und männliche Initiation gut zusammen, wie auch der Phallus als Symbol von Männlichkeit. Eine noch andere Deutung ergibt sich durch den Boden, das Land. Wohl zweifelsfrei ist der Göbekli Tepe die Macht-Demonstration der Selbsthaftigkeit an jenem Ort; selbsthaft nicht im Sinne schon der Landwirtschaft mit Domestizierung von Pflanze und Tier. Aber die gut sichtbare Festlegung einer Region für den eigenen Stamm! Solches Verständnis zu einer „eigenen“ Region finden wir bereits bei sehr einfachen rezenten WildbeuterInnen, wie den Mbuti des Kongo-Urwaldes, auf die ich noch kurz eingehe (auch: BaMbuti). Niemand baut ja einen solchen Klotz in die Landschaft, um dann anderswo täglich von der Hand in den Mund zu leben und unter Büschen zu schlafen. Und deshalb könnte hier passiert sein, was Dux (1997: 237) skizziert, daß die Inbesitznahme und der Schutz von Boden *erstens* Sache der Männer war, *zweitens* sich aus diesem Boden für den Stamm eine Machtposition ergibt, nach außen gegenüber Fremden, aber auch nach innen, denn *drittens* ergibt sich aus der traditionellen Logik, daß die Macht sich aus dem Boden selbst ergibt und den Männern zufällt, weil sie ihn durch ihre Waffen quasi als Heimstatt erst „erzeugen“. Diese Identität von Macht/ Boden/ Männern war womöglich viel wichtiger als später die Festigung patriarchaler Agrarstruktur aus dem männlichen Besitz an Großvieh heraus und später dem Pflugeinsatz, wie es oft gesehen wurde.

In mancher Hinsicht scheint es zu sein, als gäbe es ein großes historisches Loch über die ersten 30 oder sogar 40.000 Jahre nach der Ankunft des Homo sapiens in Europa. Stilveränderungen in der Bildkunst der Höhlen und vielleicht in tragbarer Kunst, Verbesserungen der Steinwerkzeuge bis hin zu den Steinspitzen am Göbekli Tepe müssen ja zur Zeit in Beziehung gesetzt werden – alle 5.000 Jahre irgendwo eine nennenswerte Innovation? Solche Vorstellung – wir können ja auch nur: 500 Jahre sagen – erinnert an die Planlosigkeit/ Zufälligkeit biologischer Mutationen. Zugleich zeigen die ganz frühen Funde eine Qualität, die sich nicht übermäßig von denen unterscheidet, die am Göbekli Tepe gefunden wird. Noch einmal sehen wir auf Neuerungsfeindschaft, auf Statik, auf Abhängigkeit von der Umwelt. Und doch immer auch auf „Wunderwerke“.<sup>2</sup> Solche Überlegungen scheinen es noch einmal denkbar zu machen, zwischen dem Auftauchen des Cro-Magnon-Menschen und dem sumerischen Städtewesen im Menschen vom Göbekli Tepe, dem Immer-schon-Homo sapiens, einen normalen Gesprächspartner wie im fernen Urlaubsort zu finden, als seien wir eben im Ur-Urfa gelandet. So wie die „Entdecker“ vor 500 Jahren auch keine generellen Verständigungsprobleme hatten, wenn nur erst eine Dolmetscherin angelemt war.

#### Frauenmacht?

Eindeutig scheint zu sein, beim Homo sapiens gab es keine historische Stufe (!) eines Matriarchats. Wann denn? Wo denn? In Australien, bei den scheinbar ursprünglichsten

<sup>1</sup> Der Wissenschaftsminister Großbritanniens fordert eben, weiße Jungs als schützenswerte Minderheit anzuerkennen, um ihnen den Zugang zu Universität durch einen Bonus zu erleichtern. (Spiegel.de 3.1.13)

<sup>2</sup> In Lascaux wurden in ungefähr zehn bis zwölf Besiedlungs- und Schaffensperioden knapp 70 Bildwerke mit teilweise mehreren Tieren geschaffen, und das ab etwa vor 17.000 Jahren bis zum Ende des Magdalenien, also etwa bis zum Baubeginn am Göbekli Tepe; macht also über ungefähr 5 - 6.000 Jahre eins alle 70 Jahre. (nach Ruspoli, 1998: 201)

Stämmen einer großen Region sicher nicht. Auch dort gibt es übrigens Mythen der Frauenbesiegung; aber die Quellenlage ist besonders problematisch, da der Einfluß der Weißen dramatischer gewesen sein kann als bekannt. Wie auch in Amerika. Es scheint in den meisten halbwegs bekannten Urgemeinschaften eine Trennung der Bereiche Inneres und Äußeres gegeben zu haben. Die Hinweise bei rezenten WildbeuterInnen auf eine gewisse Gleichberechtigung der Frauen sind zahlreich für den inneren Bereich, aber nur dort. Es entstanden schon früh Verwandtschaftsformen nach männlicher und nach weiblicher Linie nebeneinander. Graebner (1924) sieht bei den rezenten Urvölkern jeweils große Weltregionen als primär patri- oder matrilineare Zonen von eher Hirten- oder Landbauvölkern. Wenn ich für Homo sapiens bereits früh eine relativ entwickelte Sozialstruktur für möglich halte, dann heißt das nicht, es habe nicht im kleineren regionalen Rahmen egalitäre Gemeinschaften gegeben, auch solche mit matrilinearier Verwandtschaftsfolge, aber eben nicht als historische Stufe einer Frauen-Herrschaft oder auch nur einer durchgängigen Macht auf allen sozialen Ebenen. Wenn überhaupt, waren fast immer nur die Männer egalitär. Die Khoisan und !-Kung der Kalahari (Buschleute) gelten (wie die Mbuti, Pygmäen im Kongo-Urwald) bis in unsere Zeit als solche einfachen egalitären Gruppen. Die Männer dort setzen ihre Vorstellungen gegenüber Frauen dennoch gegebenenfalls heftig durch. (Dux, 1997: 112ff) Malinowski berichtet von der sehr hohen Stellung der Frauen im Stammesleben bei matrilinearen Stämmen der Trobriand-Inseln an der Ostspitze Neuguineas, die er von 1914 - 20 untersuchte. Er schränkt aber später ein, sie hätten nur einen eigenen Einflußbereich. (1979: 316) Sie nehmen in der Regel nicht an den Beratungen der Männer teil, die – zumindest bei einer bestimmten Festspeise – zuerst essen, bevor die Frauen den Rest bekommen. (212) Ist ein Kanu draußen auf See zu langsam oder passiert sonst ein Unglück, liegt es wahrscheinlich an der Untreue oder einem anderen Tabubruch der Frau zu Hause! (244) Sie dürfen ein neues Kanu auch nicht vor der ersten Fahrt betreten. (267) Dafür seien die Frauen, anders als die in Nachbarstämmen, herzlich und freundlich, und viele von ihnen sehr hübsch! Viele übernehmen Gartenarbeiten, ein Vorrecht und eine Pflicht, und andere angesehene Aufgaben, auch im rituellen Bereich. (80ff) In einem weiteren Band über das Geschlechtsleben der Wilden in Nordwest-Melanesien hat Malinowski das weiter ausgeführt. Beinahe ist es eine Regel bei ihm: erst wird die Freiheit, Bedeutung, Gleichberechtigung der Frau betont, dann kommen die Einschränkungen, um vielleicht abschließend nochmal die Rechte der Frau zu betonen. Die Trobriand-Inseln, die von ihm wieder besprochen werden, haben matrilineare Verwandtschaft gepaart mit patrilokalem Wohnort; die Frau zieht also ins Dorf des Mannes. (1979b: 20) Um das Verhältnis der Geschlechter nur anzudeuten, denn ein Versuch weitgehender Übertragung auf den Göbekli Tepe wäre doch zu heikel: er macht, wenn nötig, die besonders schwere Arbeit, ruht sich jedoch immer vor dem Essen aus, das sie zubereitet. Sie ist ausschließlich fürs Wasserholen zuständig, das macht sie am manchmal einen Kilometer entfernten Klatschzentrum. (31) Küchengeräte und Baströcke gehören ihr, Waffen, Werkzeuge und die „hochbewerteten Gegenstände“, wie die Halsketten und Armreifen des großen Tauschhandels über viele Inseln, die ich unten bespreche, ihm, der immerhin auch seine eigenen Sachen ausbessert (ein Bananenblatt als Schurz). (35) Die Frau setzt die Verwandtschaftslinie fort, das der Mann, ihr Bruder, repräsentiert, der auch die Kinder seiner Schwestern betreut. Sie kann – auch bei hohem Adelsstand – nie Häuptling werden, und hat „natürlich kein entsprechendes Vorrecht auf Polyandrie“, wie er auf Polygynie. (41) Sie ist – natürlich – ausgeschlossen von der Macht und hat auf Stammesversammlungen keine Stimme auf dem Dorfplatz. Der ist im Alltag der Platz der Männer. Die Straße hinter den das Ansehen der Familien repräsentierenden Lagerhäusern für die Yamsknollen vor den ganz außen stehenden einfacheren Wohnhütten ist ihr Bereich. Selbst Magie darf sie ausüben: bei Schwangerschaft, Baströcken, Geburt, Zahnschmerz, Erkrankungen der Geschwülste und Genitalien, Fehlgeburt. Schönheitsmagie, Liebesmagie und die nichtöffentliche Gartenmagie – die öffentliche ist Männersache – dürfen beide Geschlechter ausüben. (46) Die Hexerei einiger Frauen zeigt die Differenz noch einmal: Zauberer arbeiten gegen Belohnung öffentlich, gewerblich; ordentlich, füge ich hinzu. Doch die fliegende Hexe ist wild, frißt die Eingeweide ihrer Opfer; sie ist eine reale Frau, hat geschlechtliche Beziehungen mit übermächtigen, höchst bössartigen Wesen. Als ihre eigene unsichtbare Doppelgängerin fliegt sie weit umher, worauf ich zurückkomme; „meist ist sie auch eine starke Persönlichkeit, denn das scheint zum Stande einer Hexe zu gehören“. (48) Aber sie werden nicht verbrannt,

sondern sind gefürchtet und deshalb geachtet. Bei allen öffentlichen Festen, es gibt auch solche, die männerdominiert sind, „*ist es ihnen nie verboten [!] zuzusehen oder sich zwanglos unter die Männer [!] zu mischen auf Grund einer vollkommenen Gleichberechtigung; [!] Neckereien und Scherze werden ausgetauscht und eine lebhaft Unterhaltung findet statt*“. (44; der Ethnologe spricht, wie sich Malinowski im Buch gern nennt, aber für Europa um 1915 mögen diese Frauen relativ frei gewesen sein) Wir kommen auf Neuguinea und Umgebung noch zurück, wo es etwas südwestlich der Trobriand-Inseln auch das Gegenmodell deutlicher Männermacht gab. (Godelier, 1987) Und südöstlich auch, in Melanesien: „*Ehefrauen müssen häufig Schläge und das in sexueller Hinsicht auch oft gewalttätige Verhalten der Männer hinnehmen*“ – in der Salomon- Inselgruppe. (>Bild-1: 106)

Anstelle des Matriarchats hat es allerdings in verschiedenen Teilen der Welt „*Matrifokalität*“ gegeben: die Frau steht im Fokus der Gemeinschaft, die matrilinear und matrilokal organisiert ist, der Mann zieht zur Frau, die also in der Gruppe (Gens) ihrer Mutter bleibt; ein guter Zusammenhalt für sie. Es ergibt sich eine halbwegs ausgeglichene Machtbalance zwischen den Geschlechtern.<sup>1</sup> Doch auch eine patrilineare Verwandtschaftslinie – Frau zieht zur Schwiegermutter – muß nicht gleich in Männer-Herrschaft ausarten, die Frau nicht zur Sklavin werden, wenn auch Völker beschrieben wurden, die davon nicht weit entfernt sind. Auf Matrifokalität bezieht sich wohl Bachofen, der das „Mutterrecht“ erfand; ähnlich Morgan. Es gibt bei rezenten Urvölkern reichlich Hinweise auf die generell nachrangige Position der Frauen gegenüber den Männern, die primär über Machtprozesse ihre Stellung stärken, wie wir noch sehen. Es wird auch mal kämpfende Frauen gegeben haben, weil vielleicht Männer dezimiert waren. Bei den Skyten, also im ersten Jahrtausend vor der Zeitenwende, finden sich einige Frauengräber mit Waffen, einige, aber nicht alle (und nicht die Gräber der Männer womöglich mit Tontöpfen); von ihnen kam die Amazonen-Chefin Penthesilea in der griechischen Mythologie, die – wieder eine mythische Frauenmacht-Vernichtung – von Achilleus erschlagen wurde (bei Kleist). Dennoch sind die Funktionen, die Frauen in Gemeinschaften übernehmen, in Hinsicht auf die Entwicklung der Zivilisation besonders wichtig – wirken sie ein bißchen subversiv im Sinne von Nebenfolgen rationaler Handlungen?

Viele zivilisatorische Errungenschaften lassen sich nur schwer aus dem typischen Männerleben der Urzeit abgeleitet denken; dennoch werden Lebensmodelle meist nach ihnen bezeichnet. Das von Frauen geprägte Lager der Gruppen und die weibliche Arbeit sind Hort der frühen Kultur und Seßhaftigkeit.<sup>2</sup> Deshalb gehe ich bei meiner abschließenden Spekulation unten, wie das Leben am Göbekli Tepe vielleicht ausgesehen haben mag, von einer relativ einflußreichen Position der Frauen vor (!) dem Tempelbau aus, ohne (!) auch nur den geringsten Hinweis dafür zu haben, sie hätten möglicherweise in den Lagern tatsächlich das Sagen gehabt; selbst über Abstammungsregeln ist nichts bekannt, woher auch. Aber eine gewisse Seßhaftigkeit einer Gemeinschaft von SammlerInnen und Jägern, womöglich schon mit kleinem Gartenbau ohne domestizierte Pflanzen oder Tiere, bietet am ehesten eine Chance auf eine gute Position im Inneren, weil viele Männer den Wohnplätzen oft lange Zeit zu Jagd und Krieg fern sind. (Harris, 1991, über die Irokesinnen) Bereits lange vor der Domestikation entstehen im fruchtbaren Halbmond Schweifgebiete mit festen Zentren und ersten Friedhöfen. (Uerpmann, 2007; Gebel, 2002: 31) In Nord-Mesopotamien scheint – ähnlich wie in Südwest-Europas

<sup>1</sup> Ein *Matriarchat* (Frauen-Vorrang) ist etwas anderes als Matrifokalität oder Matrilinearität. Und es ist noch nie und nirgends empirisch belegt. Ein Matriarchat könnte wohl höchstens als herausgehobene Frauenmacht, wenn etwa nur Frauen als Schamanin und/ oder Häuptling wirken können, vorgestellt werden. Obwohl ein Patriarchat realer Herrschaft schon näher kommen kann (Harem? ein Gipfelpunkt sind die alten Griechen, die Frauen ungefähr behandelten wie heute die Taliban es tun). Es muß die wesentlichen Funktionen des Lebens der Frauen so etwas wie kolonialisieren; hinzu kommen also Gewalt und Unterdrückung, selbst wenn die sich nur langsam strukturell durchsetzen und dann – bald als *natürlich* geltend – sich dauerhaft das Machtverhältnis der Geschlechter verschob. Aus den bisher meist bemühten archäologischen Befunden sind matriarchale Perioden – anders als oft behauptet – bislang nicht ablesbar, meinen etwa Röder/ Hummel/ Kunz, (2001) besonders für Kretas Menoische Kultur und Çatal Hüyük, worin sie für letzteres neuerdings von Schmidt Unterstützung erfahren. (2008)

<sup>2</sup> Die berühmten Irokesinnen, denen „Haus und Hof“ eigen waren, und die die Männer in die Räte wählten, sind dennoch eine Sondererscheinung der Geschichte aus der Zeit der Mitte des 19. Jahrhunderts in Amerika; auch wenn es solche Tendenzen ebenso andernorts gegeben hat. Vorausgegangen war für die indianische Bevölkerung Amerikas eine extreme Zeit jahrhunderterlanger Zerstörung, Unterdrückung und Desorientierung. Obendrein waren diese Völker in die Kriege der verschiedenen Eroberer eingepaßt worden, bevorzugt auch gegeneinander. Da waren die Krieger selten zu Hause, die Frauen hielten die Gruppen zusammen.

Höhlen oder unter Felsvorsprüngen – vor 12.000 Jahren eine gewisse Seßhaftigkeit der WildbeuterInnen in eher selten wechselnden Lagern vorstellbar, weil hier Nahrung in Form von Wildgetreide und Gazellen reichlich vorhanden waren. Ich unterstelle, in den Lagern bilden die Frauen mit den Kindern einen beständigen Kernbereich. Die Männer übernehmen die äußere Welt, jagen, verteidigen die Gruppe, führen Krieg und Racheaktionen durch und fertigen ihre speziellen Werkzeuge/ Waffen. Die Frauen besitzen ihr Gerät und was sie im Lager und beim Sammeln erarbeiten, die Männer ebenso ihr eigenes Sammelgut, wohl auch die Jagdbeute, die aber auch oft den Frauen übergeben werden mußte. (Dux, 1997) Im Inneren entwickelt sich ein anderes soziales Gefüge zwischen Frauen und Kindern, aber auch Alten und Kranken, die erst mit relativ dauerhaften Lagern als Lebensmittelpunkt eine Überlebenschance bekommen, sofern sie nicht von den Geistwesen/ GöttInnen als „lebende Tote“ ausgestoßen werden, wenn und weil sie nicht mehr heilbar scheinen und dann einen mystischen Mangel aufweisen. (Lévy-Bruhl, 1959: 275) Und diverse Fertigkeiten werden entdeckt, wie vielleicht die Zubereitung solcher Nahrung, die roh oder nur einfach gekocht ungenießbar ist, wie Eicheln, die durch heiße Wasserbäder von herben Bestandteilen gereinigt werden können, und die es dort gab. (Uerpmann, 2007) Frauen erkunden die engere Umgebung zur Nahrungssuche und sammeln Kenntnisse über Pflanzen und Kräuter der Region. Dazu kommen unter anderem das Gerben und Nähen bis hin zum Hausbau,<sup>3</sup> der sich aus dem Errichten eines Windschutzes im Lager entfaltete; all dies erfordert eigenes Werkzeug, auch Steinwerkzeug, wie Schaber, Stichel und Klagen. Haben Frauen womöglich sogar frühe Schriftzeichen als Mittel im Haushalt entdeckt? Daß Landbau und Viehzucht von ihnen entwickelt wurde, gilt ohnehin als gesichert – bewiesen (und beweisbar?) scheint das nicht. Doch wer sollte sich sonst mit aufgegriffenen Jungtieren beschäftigt haben, mit denen die Domestizierung der Schafe in Nord-Mesopotamien begann? Wer sollte am Wildgetreide über viele Wuchsperioden hinweg entdecken, wie aus Selbstaussaat gezielte Züchtung zu festeren Sorten entwickelt werden konnte, die die Körner weniger leicht verloren und deshalb besser zu ernten waren?

Die Wahrscheinlichkeit, daß die Menschen Kleinfamilien bilden, wenn sie auch in größeren Einheiten leben, ist sehr hoch; allerdings gibt es bei rezenten Urvölkern oft Polygynie, die Mehr-Frauen-Ehe, wie es bei manchen auch Frauentausch auf Zeit gibt. (Dux, 1997) In welcher Weise sich das am Göbekli Tepe real entwickelte ist kaum erschließbar. Eine solche mögliche Ausbildung des Kerns der Gruppe im Lager wäre in der idealisierten Form eines Typus<sup>4</sup>, mit dem solche Probleme nur sinnvoll zu behandeln sind, ein urwüchsig entstandener, ein organischer Prozeß, der weitgehend der Funktionalität folgt, wie sie sich primär aus der Mutter-Kind-Beziehung ergibt. Wie obskur seinerzeit auch immer dazu über die Welt gedacht/ geglaubt wurde. Und religiöse Ordnungen stellen wohl immer die Frauen zurück, scheinen nicht zuletzt gerade dazu erfunden; weshalb ich *nach* dem Bau des Tempels eine Gleichberechtigung der Geschlechter für unwahrscheinlich halte. Dabei haben die um den Lagerplatz herum Nahrung sammelnden Frauen oft mehr davon bereitgestellt als die nicht immer erfolgreichen Jäger.<sup>4</sup> Aus dem Typus wird dann gedanklich allzuleicht eine evolutive Stufe relativer Frauenmacht, für die es Belege aber nicht gibt, so wohlwollend auch nachgesehen wird. Die fortschrittliche Bewegung passiert hier und da in Zeit und Raum und überall in homöopathischen Dosen. Wieso es ein Rätsel sein soll, warum die Menschen seßhaft wurden, ist – zumindest aus Frauensicht – selbst ein Rätsel. Offenkundig gibt es den blinden Fleck in der männlich geprägten Beobachtung bei rezenten Urvölkern und späteren Lebensformen.

Für die patriarchalen städtischen Familienformen Mesopotamiens in Sumer/ Akkad (ab circa vor 6.000 Jahren) und Babyloniens (ab circa vor 4.000 Jahren) wird ebenfalls die Vormacht der Männer gezeigt, die formal eindeutig, aber im Alltag offenbar nicht extrem war; Frauen konnten Besitz haben und Geschäfte tätigen; (Hrouda, 2000; Jursa, 2004) eine Vergewaltigung war allerdings nur die Kränkung des Gatten und der Gesellschaft! (Jacobsen, 1954: 171) Auch frühe Mythen lesen sich in dieser Weise. Balz-Cochois sagt

<sup>3</sup> Lévy-Bruhl schildert einen Fall bei den Betschuanas (Südafrika), bei dem ein Missionar ausgelacht wird, als er angesichts schwieriger Bauarbeit empfiehlt, den Hüttenbau durch die Männer machen zu lassen; (1959: 298) ähnlich Dux, 1997.

<sup>4</sup> Roaf verweist für Palästina der Zeit 11.000 - 9300 vC auf überwiegend vegetarische Ernährung. (1998: 29) Godelier schreibt zum Beispiel von den Mbuti-Pygmäen am Kongo, die Frauen sammelten mehr als die Hälfte der Nahrung; (1973: 69) ähnlich Dux (1997) für die wärmeren Gegenden, während im kalten Norden die Jagd die hauptsächlichen Lebensmittel beibringe und Frauen fast rechtslos seien (extrem bei den Eskimos).

über die wichtige sumerisch-akkadische Göttin Inanna/ Ishtar, die eine *Kriegerin* und *Hetäre* sei, auch eine „Zeitgenossin“ Gilgameschs war, sie ließe sich weniger als die „Große Mutter“ identifizieren, von der in einigen matriarchalen Thesen die Rede sei, sondern erscheine viel mehr als „Männergöttin“, wenn auch hochgeachtet. (1992)

#### Macht und Vorratshaltung

Dux hat die Macht als „*das schlechterdings konstitutive Organisationsmoment in der Gesellschaft*“ untersucht, um das Geschlechterverhältnis unter einem sozialen Grundprinzip zu analysieren, bevor es noch konkrete soziale Differenzierungen gab. (1997: 77) Er versteht darunter für unser Thema nicht schon politische Macht und meint ausdrücklich nicht Machtstreben als Menschenbild des: Jeder gegen Jeden. Sondern Macht ist ein „natürliches“ Medium im alltäglichen Handeln von Menschen in Bezug zu ihren Mitmenschen. Jedes menschliche Wesen – etwas weit verstanden schon ein Säugling beim Schrei nach Nahrung – müsse sich darum kümmern, seine Interessen, oder sagen wir hier besser, seine Bedürfnisse, hinreichend durchzusetzen oder zur Geltung zu bringen, um genügend Lebensmittel zu erhalten, möglichst ein wenig mehr als das. Lebensmittel wiederum im weiten Sinn von Nahrung, Kleidung, menschlicher Wärme, Schutz. In einer sozialen Gruppe gibt es diesbezüglich eine Konkurrenz. Wer sich nicht kümmert und/ oder sich meldet gerät in die Defensive, bekommt weniger als andere. Manchmal gehört schon früh auch etwas Kraft dazu, wenn das Händchen sich den Weg zum Essen im Gerangel bahnen muß. Macht wird so etwas wie das erste Movens sozialer Entwicklung; ich sage noch einmal: des Alltags. Erst darüber hinaus wird dieser Prozeß der gegenseitigen Machtsicherung zu einem bewußten Handeln als Schema auch zwischen den Geschlechtern und auch politisch. Ein Prozeß also, der nicht mehr nur „irgendwie passiert“, sondern reflektiert wird, etwa bei der Ausübung der Riten, wenn Frauen nicht zugelassen werden (Menstruation), oder sie im Stammesrat keine Stimme haben, auch wenn sie vielleicht teilnehmen dürfen. Grundlage der Sozialisation ist der zu lernende Umgang mit alltäglicher Macht. In den frühen Gemeinschaften und Gesellschaften ist Macht immer durch Werte legitimiert worden: der heilige Schamane, der König von Gottes Gnaden. Dafür steht vor allem auch Religion.

In der Ethnologie werden manchmal *egalitäre* und *nicht-egalitäre Wildbeutungs-Gruppen, Dorfgemeinschaften, Häuptlingsysteme* und *Staaten* unterschieden; hinzu kommen Zwischenstufen, beispielsweise Proto-Staaten. (Harris, 1991; Dux, 1997) Nach der Konkrektion einer solchen Zwischenstufe suche ich, wenn ich für den Göbekli Tepe eine für die damalige Zeit besonders weit ausgebildete Sozialform vermute, die dem Bauwerk entsprechen kann. Auf die komplexen Formen sesshafter SammlerInnen und Jäger verwies ich schon. Bereits im Natufien ist ein Häuptlingsystem (chiefdom) denkbar, meint auch Bartl. (2004: 170) Ein Verbund wie die (Clan- oder) Gentilgemeinschaft (aus mehreren Gentes/ Gruppen) kann vermutlich in dieser Weise weitgehend egalitär existieren, wie Morgan (1877) die Irokesen schildert. Wenn aber von den einzelnen Gruppen Abgesandte für höhere Gremien gewählt werden, bei den Irokesen geschieht das durch die Frauen, gelten die offensichtlich als für den Job qualifiziert (nicht unbedingt: haben sich ! qualifiziert). Sie besitzen also Autorität, so oder so. Für die damalige Zeit der Proto-Neolithisierung kommen drei Bereiche besonders in den Blick, in denen sie erworben wurde: Krieg, Nahrungsbeschaffung und Welterklärung. Ebenso ist aber die ausdrückliche Bemühung um Ansehen möglich, bei Krieg und Jagd, in der Magie und Heilkunst oder beispielsweise über das Ausrichten von Festen mit der Funktion der Umverteilung eines Teils des Reichtums solcher bedeutenden Männer; das Potlatch der Nord-West-Indianer ist wahrscheinlich der bekannteste Name dafür. (Josephy, 1998: 47) Solche Feste gab es auch in anderen Weltteilen, etwa bei den Nuristanern in Afghanistan. (>Bild-8: 120) Auch Gilgamesch hatte die Königspflicht, zweimal jährlich ein (Neujahrs-) Fest auszurichten. Eine besondere Form besprechen wir noch am Beispiel der Trobriand-Inseln.

Ein solcher Prozeß zu hohem Ansehen/ Macht könnte beginnen, in dem ein Jäger/ Krieger eine Gefolgschaft um sich sammelt, deren Mitglieder ihm gern zur Jagd oder zum Kriegszug folgen, weil er sich bewährt hat, mehr Beute heimbringt als andere. Ein anderer Weg ist das Sparen, um direkt ein Umverteilungsfest ausrichten zu können. Was selbst gespart wurde, kann durch Geschenke von Gefolgsleuten an den „Fonds“ des Initiators noch ergänzt werden. Diese Güter werden beim Fest gleichmäßig auch an jene verteilt, die nicht so erfolgreich sind, die Pech hatten oder krank waren. Möglich wäre auch, mit Hilfe

einer eigenen großen Familie, vor allem mit mehreren (Ehe-) Frauen mehr zu produzieren als andere Familien. So kommt eins zum anderen: ein kleiner Besitz vergrößert die Gefolgschaft, ermöglicht mehrere Ehefrauen, die wieder den Besitz vergrößern... Mehrere Ehefrauen können auch in anderer Weise nützlich sein: Auf den Trobriand-Inseln geben die verheirateten Männer in einer komplexen sozialen Umverteilungs- und Friedens-Struktur die Hälfte ihrer Ernte an ihre Schwester, da sie der Vormund von deren Kinder sind. Das geht reihum als ungefähres Nullsummenspiel, außer daß jene Männer mit mehreren Frauen nun auch mehrere solcher Geschenke bekommen. (>Bild-1: 104f) Durch Umverteilungsfeste erwächst für ihren Initiator Ansehen, Autorität – und *Macht*, nun schon auf „politischer“ Ebene. Unter anderem können in seinen „Fonds“ wichtige Gegenstände gegeben werden, etwa gute Waffen, einfach nur Zierwerk. Oder die Gunst, dazu gehören zu dürfen, wird durch hochwertigen Hausbau erbracht – auf eine denkbare Entstehung von Handwerk will ich verweisen. Wichtig ist bald, eine Möglichkeit zur Lagerung der zu verteilenden Güter zu schaffen. Besondere Bedeutung bekommen solche Verfahren, wenn sie helfen, Phasen schwieriger Nahrungsbeschaffung zu überbrücken, weil diese *Großen* des Stammes vorgesorgt haben.<sup>1</sup> Die Gefolgschaft erhöht nicht nur die Summe der Güter, sondern ermöglicht immer stärker auch direkte Machtausübung, weil eine starke Gruppe sich bildete. Das System kann aber auch umschlagen von freiwilligen Geschenken an den „Fonds“ eines Großen hin zu erzwungenen Abgaben, zu Steuern an einen Häuptling. In der Folge hätten sich wahrscheinlich durch solches alltägliche Machtstreben, das zur individuellen Sicherung des eigenen Lebens selbstverständlich ist, soziale Unterschiede verstärkt, wenn auch vielleicht noch ohne Herrschaft. Frauen würden wahrscheinlich hinsichtlich der Entscheidungen für die ganze Gemeinschaft gegenüber den Männern weitgehend machtlos werden. (Harris, 1991: 325ff) In den Außenbeziehungen sind sie es sowieso, da Männer fast immer ihre Macht direkt auf den Boden stützen können, weil sie ihn erobern und sichern.

Bei Vorratshaltung denken wir bezüglich der Kultgemeinschaft um den Göbekli Tepe sofort an Nevalı Çori – dort fanden sich neben der kleinen Kultanlage Häuser, die an Vorratslager denken lassen, aber 1.000 Jahre später. An gebrannte Tontöpfe muß nicht schon gedacht werden, Gefäße ließen sich auch aus Stein herstellen. Was primär zu lagern war sind wohl Fleisch, Felle, Knochen, Getreide und – Bier! Dietrich u. a. (2012) geben Hinweise auf Feste am Göbekli Tepe und diskutieren den Konsum von Bier aus Wildgetreide dort. Sechs große, bis 160 Liter fassende Steinbottiche wurden gefunden, wenn auch in etwas jüngeren Schichten (in Anlage F, Ebene II), doch es gäbe Fragmente solcher Gefäße in allen Straten (die Kreisanlagen als Kneipen mit Priestern als Kellner kann ich mir wieder gut vorstellen; an „Vatertag“ zu denken reicht). Schon im Natufien fanden sich Lagermöglichkeiten, seien es Gruben im Fels oder mit Lehm oder später Bitumen ausgekleidete Körbe (Abu Hureya am Euphrat südlich des Göbekli Tepe), oder in der Hayonim-Höhle im Nordwesten Israels wahrscheinlich Getreidegruben, oder lehmverputzte Gruben in (Ain) Mallaha nördlich des Toten Meeres. (Bartl, 2004: 175ff) Aus der Zeit des PPN A finden sich Vorratslager ebenso in der nördlich davon liegenden Euphratregion, in Mureybet und Jerf el Ahmar südlich und in Cayönü und Hallan Çemi nordöstlich des Göbekli Tepe, wobei letzterer Fundort außerhalb des 200 Kilometer-Radius liegt. (262) Bosinski vermutet für Europa (!) schon für die Zeit der Speerschleuder deutlich vor dem Kultbau Kenntnis von Konservierungsverfahren, die eine Vorratshaltung ermöglichten, erläutert sie aber nicht. (1989: 131)

Es gibt also für jene Zeit vorstellbare Verfahren zur Ausbildung sozialer Differenzierung aus sehr einfachen Gemeinschaften heraus; wie empirisch abgesichert das für die Leute vom Göbekli Tepe im Moment auch immer sein mag. Der Bau selbst demonstriert ziemlich deutlich die Existenz einer solchen Macht, wenn auch religiös verbrämt. Der Stamm, der diesen Kultbau errichtete, läßt sich also nicht mehr nur als Summe von kleinen Gruppen denken, die sich als zusammengehörig verstanden, beispielsweise wegen einer gemeinsamen Sprache. Sondern es entstand eine soziale Einheit, die vielleicht als Kern einen Großen Mann in ihren Reihen hatte, auch wenn der noch kein institutionalisierter Häuptling ist, wohin eine solche Entwicklung allerdings drängt, die ebenso schon vorstellbar ist. Aber diese Männer mußten die macht haben, für einen solchen Bau zuverlässig Arbeitskräfte zu bestellen. Wahrscheinlich waren solche

<sup>1</sup> Solche Großen Männer werden in der Literatur manchmal von „Big men“ unterschieden. Es gibt unterschiedliche typische Formen ihres Vorkommens, manchmal geht es nur um Ansehen ohne materielle Basis, manchmal sind die Geschenke wesentlich. (Godelier, 1987) Hier kann nur ein flüchtiger Eindruck vermittelt werden, um solche Möglichkeiten in die Steinzeit zurückzudenken.

Männer gute Jäger, um die heftige Lust auf Fleisch in ihren Gruppen zu befriedigen, das zudem in jener Zeit die gehaltvollste Nahrung darstellte. Es mußte wohl oft aus großen Entfernungen in gehörigen Mengen herangebracht werden, da bejagte Tiere in andere Gebiete ausweichen. Wie weit Wildgetreide jahreszeitlich unabhängig zur Verfügung stand, überblicke ich noch nicht, wie damals konserviert wurde auch nicht, wahrscheinlich durch Trocknen. Fleisch wird dabei zu *biltong* verarbeitet, zu schmalen Streifen, die dann mehrere Monate, in einzelnen Fällen zwei Jahre halten. (Bartl, 2004: 95)

Ohne hier psychologisch auf die Frage der Folgschaft einzugehen, nutze ich einen Hinweis zu Sumer, um die Gruppenstruktur weiter zu hinterfragen, die Große Männer und Gefolge verbindet. Wir hatten bereits gesehen, wie in der Ontogenese auch die Autoritätshörigkeit ausgebildet wird, wenn im Prozeß der eigenen Erfahrung den Kindern über die Bezugsperson zugleich von außen eine große Macht gezeigt wird, der das hilflose Kind völlig ausgeliefert ist. Über die Familie hinaus werden andere Autoritätsstrukturen wichtig, in Arbeitsprozessen, bei der Ernte beispielsweise. Schmökel sieht in der Tempelwirtschaft, die die sumerischen Stadtstaaten prägte und Produktion und Verteilung organisierte, einen religiösen Staatssozialismus; (1956: 54) der läßt sich strukturell gut als Weiterentwicklung des Systems der Großen Männer und dann des Häuptlingstums in der Hand der PriesterInnenschaft vorstellen. Auch bei rezenten Urvölkern sind die Häuptlinge – wie immer sie dazu geworden sein mögen – sozusagen heilige Figuren, von Geistwesen erhoben, sehen wir auch bei Lévy-Bruhl.

Allerdings war die Situation am Göbekli Tepe wohl noch eine ganz andere. Die Vorstellung eines GöttInnen-*Staates* kann kaum schon bestanden haben, wie immer der Pantheon mit den beiden Obermackern, die ich ja allein aus der Anlage D interpretiere, dort vorgestellt wurde. Einzelne Familien konnten sich wahrscheinlich abwenden und dennoch überleben. Doch die Situation, in eine Gruppe hineingeboren zu werden und durch Einübung von Gehorsam durch Familie, Stamm und Geistwesen oder GöttInnen festgehalten zu werden, ist alternativlos: bewußte Individualität in diesem weitgehenden Sinn ist geistig noch nicht erfunden. Das Organische des Gruppenlebens war im relativ homogenen Stamm gegenüber dem Stadtstaat mit seiner Differenzierung und schon Alternativen, zum Beispiel Bauer oder Hirte, womöglich Schreiber werden zu können, noch wesentlich naturwüchsiger als dort. Wenn Sumer denn einen Anschluß dorthin bezeichnete; der göttliche Berg Duku wird auch an anderer Stelle vermutet, sahen wir – im Osten Sumers, nicht im Nord-Westen. Aber der Blick nach Sumer als mögliche Perspektive mag die soziale Menschwerdung am Göbekli Tepe einzugrenzen helfen, eine Richtung anzeigen. Wenn alles nicht ganz anders war.

#### Der prä-operative Mensch

Eine sozial differenzierte Gruppe, die wahrscheinlich von Großen Männern/ Häuptlingen/ SchamanInnen/ PriesterInnen zur koordinierten Arbeit motiviert wurde, auch dazu, individuelle handwerkliche Fähigkeiten auszubilden, verweist auf eine Differenz zu solchen einfachen WildbeuterInnen, die noch direkt von der Hand in den Mund leben, autonom und formell frei auf der einen, an die Verwandtschaft und die Geistwesen gebunden auf der anderen Seite. Neue soziale Rollen entstehen. Einfache Häuptlingsysteme sind bereits im Zustand der Wildbeuterei denkbar. Um den Kultbau zu errichten, bedurfte es eines weiteren Schrittes zu einem komplexeren Denken. Deshalb ist schwer vorstellbar, es habe vor diesem konkreten Bau nicht schon Erfahrungen gegeben, die den Göbekli Tepe später möglich machten; das meint auch Schmidt, der dabei an den Mauerbau für Tierfallen und zum Schutz von Wildgetreide denkt. Erfahrungen mit einfacheren Steinmauern in der umgebenden Ebene also, über die bislang keine Kenntnis besteht. Gibt es frühere Bauten in jenem Schuttberg? Oder dort, wo Schmidt nach dem zufälligen Auffinden einer männlichen Skulptur bei einem Bauvorhaben weitere archäologische Stätten vermutet, unter der Altstadt von Urfä? Das würde auch den Druck mindern, nun plötzlich eine Theorie über eine Art Wunderbau, einen großen qualitativen Sprung produzieren zu müssen.<sup>1</sup>

Die ethnologische und psychologische Forschung über rezente WildbeuterInnen und frühe Landbau-Gemeinschaften – wie von Lévy-Bruhl, Hallpike und anderen – zeigt,

<sup>1</sup> Diese Überlegungen erinnern etwas an die Situation, als die Kulturleistungen der Indianer entdeckt wurden und die weißen Eroberer sich nicht vorstellen mochten, diese „Wilden“ seien dazu fähig gewesen, es müßten früher schon Weiße dort gewesen sein; auch die (in den Quellen) „verlorenen Stämme“ Israels waren im Gespräch; etwa beim „Indianer-Maler“ Catlin. Einige christliche Masai halten sich auch dafür. (>Bild-2: 109)

solche Völker kamen mit dem prä-operativen Stadium in ihrem Leben zurecht, das Gehorsam und nicht Individualität fördert. Dux sagt dazu, der kognitive Erwerbsprozeß stocke, wenn eine lebbare Form gefunden sei, „*an der Schwelle [!] zur konkret-operationalen Kompetenz*“ (2008: 323) Riesige Symbolfiguren zu bauen ist doch noch etwas anderes als bloß Mammutschädel und -knochen für eine Unterkunft aufeinander zu türmen, was in zehn Tagen möglich war, während es für die ersten bekannten Bauten des Göbekli Tepe zumindest Monate brauchte, wenn nicht Jahre. Symbole zu nutzen ist allerdings nichts besonderes für jene frühe Zeit, sie zeigen sich bereits in den steinzeitlichen Malereien und den Zeichen dort lange zuvor; beispielsweise die oft gefundenen Handformen, die durch das Aufblasen von Farbe erzeugt wurden, oder bei Bildern, in denen Tiere durch Speere getroffen zu sein scheinen, selten auch ein Mensch. Hallpike betont bei rezenten Urvölkern einen „kollektiven Symbolismus“ von einem Umfang und einer Bedeutung, der modernen Gesellschaften verloren ging, und der bei Kindern bereits vor der Sprache ausgebildet wird. (1990: 175) Um sich das besser vorstellen zu können, denken wir einmal – nun sind wir doch beim Vergleich mit Kindern – an Siebenjährige (die zugleich als lebenserfahrene, selbstsichere Erwachsene auf diesem Niveau verstanden werden müssen). Könnten die einen solchen Bau errichten, wenn sie die Kraft dazu hätten? Könnten sie ihn ersinnen und gegebenenfalls gegen eine andere Gruppe argumentativ oder mit Gottes Hilfe, also gewaltsam, durchsetzen? Könnten sie ihn konkret planen und sprachlich vermitteln? Ja, schon jeder Kindergarten oder Bauspielplatz deutet das an, und bei Tomasello sehen wir, was (moderne) Kinder mit vier Jahren, vor allem dann aber mit dem Ende des prä-operativen Stadiums im Alter von sechs bis sieben Jahren gelernt haben können; es ist die Zeit der (reflektierten) Metakognition und der Selbststeuerung, die Zeit des modernen Schulbeginns, der (in Berlin) gerade erst vorgezogen wurde. (2006: 242) Initiationsriten bei Urvölkern machen Kinder offenbar meist etwas später zu Erwachsenen, eher ab zehn Jahren. Das Leben war noch nicht so schnell und nicht schon für Kleinkinder so intensiv wie heute, wo sie von Beginn an gezielt gefördert werden.

Welche sozialen Beziehungen hatten die Menschen am Göbekli Tepe, was konnten und wußten sie? Wie dachten sie über die Welt? Sind Forschungsergebnisse aus der (meist teilnehmenden) Beobachtung rezenter Urvölker aussagekräftig? Ob diese Gruppen, die zum großen Teil in der zweiten Hälfte des 19. und auch noch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts beschrieben wurden, so etwas wie eine direkte Fortsetzung jener ersten Urgemeinschaften vor der neolithischen Revolution, des Werdens der Dorfgemeinschaften sind? Nichts kann beweisen, daß solche rezenten Gruppen noch wie in der Steinzeit leben, selbst wenn es uns so vorkommt; die traditionale Logik belegt es nicht, die kommt noch heute in modernen Gesellschaften vor. Aber es bleibt nichts anderes übrig, als nach plausiblen Analogien zu sehen. Lévi-Strauss (1973) hebt – auch gegen Lévy-Bruhls Zuordnung eines prä-logischen Denkens gerichtet – eine Reihe von Forschungen über das Vermögen des „wildes Denkens“ traditionaler Völker hervor, die über das für sie Wichtige erhebliche und systematisierte Kenntnisse hätten. Mehrere hundert Namen von Pflanzen und Tieren seien oft als Grundwissen gefunden worden. Solche Klassifizierungen lassen sich jedoch – füge ich ein – wesentlich mit Hilfe eines guten Gedächtnisses formulieren, ohne operatives Denken im Sinne Piagets; solche Klassifizierungen sind entscheidendes Ordnungsprinzip prä-operativen Denkens. Das sei ein großes Wissen mit dem Nutzen für den Alltag oder sogar für die Zucht. „*Der Mensch des Neolithikums oder der Urgeschichte ist also der Erbe einer langen wissenschaftlichen Tradition*“, sagt Lévi-Strauss sogar. Dabei sieht er zwei verschiedene Arten dieses wissenschaftlichen Denkens, eine, die der sinnlichen Intuition näher, („Bastler“) und eine – unsere –, die ihr ferner läge. („Wissenschaftler“; 1973: 27) Seine Folgerung ist auch: „*Wir beginnen erst langsam zu ahnen, daß frühere Beobachtungen, die man ebenso seltenen wie scharfsichtigen Forschern wie Cushing verdankt, keine außergewöhnlichen Fälle aufdecken, sondern daß sie auf Formen des Wissens und der Reflektion hinweisen, die in den sogenannten primitiven Gesellschaften außerordentlich verbreitet sind. Aufgrund dieser Tatsache muß sich das traditionelle Bild, das wir uns von dieser Primitivität gemacht haben, ändern. Niemals und nirgends war der ‚Wilde‘ wohl jenes Lebewesen, das, kaum dem tierischen Zustand entwachsen, noch der Herrschaft seiner Bedürfnisse und Instinkte ausgeliefert ist, wie man es sich allzuoft vorgestellt hat*“. Doch wenige Zeilen später benennt Lévi-Strauss dieses Wissen als dem im alten Griechenland und Mittelalter entsprechend. (55f) Er nähert sich Lévy-Bruhl

wieder an; ein Streit um Worte, wie insbesondere dessen Buch von 1910 zeigt (in dem auf Cushing und die „wilden Philosophen“ bei Tylor bereits verwiesen wird). Beide sehen noch nicht das von Dux betonte Problem einer strukturalen prä-operationalen Logik. Zur Beurteilung der Lebensweise traditionaler Völker ist zudem deutlich *einerseits* die große Bedeutung von Geistwesen, Träumen, GöttInnen, Mythen im Leben früher Völker zu bedenken, die zu irrationalen Lebensvorstellungen führt, und *andererseits* die Fähigkeit der Individuen auch jener Urvölker zum Umgang mit diesen animistischen Systemen im Alltag. Lévy-Bruhl teilt diese Vorstellungen in drei Kategorien ein: 1. in die Geistwesen, die natürliche Dinge beleben, Tiere, Pflanzen, unbelebte Wesen (Flüsse, Felsen, Meer, Berge, von Menschen hergestellte Gegenstände und so weiter), 2. Geistwesen der Verstorbenen und 3. die Hexereien oder Zauberwerke, die aus Handlungen der Zauber herkommen. (1959: 44ff, bei L-B: 2. 1. 3.) In dieser Reihenfolge ließe sich an eine historische Folge denken, denn ab der Totengeistwesen ist wohl eine Berücksichtigung *individueller* (!) Ahnen zu erkennen. Solche Zauber sind erstmal anonyme Kräfte, die Menschen gezielt gegen andere Menschen einsetzen, auch über Entfernungen, oder die von Menschen Besitz ergreifen, die von dieser Kraft nicht wissen. Schad-ZauberInnen – die nicht mit SchamanInnen zu verwechseln sind – sollen am besten getötet werden, um weiteren Schaden abzuwehren. Aber mit ihnen wird auch nach Ursachen durch Handelnde, also innerhalb der Menschen gesucht, wenn auch der Beweis, jemand habe verzaubert, völlig irrational beziehungsweise ohne jede wirkliche Beweiskraft in unserem Sinn erhoben wird, wie noch zu zeigen ist.

WildbeuterInnen werden bei Lee/ Daly (1999: 4ff) so definiert: diese Menschen seien (1) relativ gleichgestellt und hätten keine Führungsfiguren, sie seien (2) mobil – was bei komplexen SammlerInnen und Jägervölkern nicht mehr gilt –, und könnten „mit den Füßen abstimmen“, wenn ihnen etwas an der Struktur ihrer Gruppe nicht gefällt. Es gäbe (3) ein Muster von Konzentration und Verteilung im Raum, etwa wird im Winter in kleinen Gruppen „überlebt“, im Sommer der Stamm aber zu einer großen Gruppe vereint. Land wird (4) als gemeinsamer Besitz verstanden, das alle Individuen nutzen können. Das Teilen sei (5) zentrale Regel, wobei Gegenseitigkeit gelte; Geschenk und Gegengeschenk; wir werden später bei den Trobriand-Inseln noch sehen, daß es weniger um Teilen als um Geben gehen könnte. Die Umwelt gilt als religiös/ spirituell durchgeistigt und nicht als Wildnis, wie bei jüdisch-christlicher Tradition. Natur ist (6) animistisch, und (7) die Ahnen vertreten die Vergangenheit. Eine zentrale Figur ihres Glaubens ist (8) der Trickster, eine widersprüchlich mal gut mal böse agierende Figur in den Mythen; wir sehen ihn in Mesopotamien mit Enki (Germanen: Loki). Als weitere Gemeinsamkeit wird auf SchamanInnen verwiesen (das Wort kommt vom sibirischen *saman*). Und sie gelten (9) generell als ethisch und sozial (was immer das sein mag). Different seien die Lebensformen hinsichtlich (10) der Gewalt oder der Friedlichkeit. Auch die Wertung (11) des Geschlechts (gender) ist unterschiedlich, mal sind Männer sehr gewalttätig gegen Frauen, mal diese relativ gleichberechtigt; eine perfekte Gleichheit gäbe es nicht! Letztlich seien (12) SammlerInnen und Jäger mehr oder weniger einfach oder komplex strukturiert.

Was mir bei dieser Sammlung natürlich fehlt, ist die generelle Differenz, die ich mit der Kennzeichnung jener Menschen als prä-operational verbinde. Das hat hin und wieder Folgen, wenn sie glorifiziert werden, sie lebten im Einklang mit der Natur, ohne Hierarchien, selbst die Geschlechter seien gleichberechtigt und dergleichen. Nochmals sei betont, es geht nicht um eine generelle Zurücksetzung, doch wir haben gesehen, welche Wirkung ein solcher Bildungsstand üblicherweise hat, wenn aus dieser Kognition heraus die Zusammenhänge der Welt betrachtet, ja erfahren werden. Die Natur als von Geistwesen beherrscht zu sehen, vor der Jagd die Geistwesen der Tiere um „Erlaubnis“ zu bitten und dergleichen mehr, kann kaum als Einsicht (!) in ökologische Zusammenhänge verstanden werden.<sup>1</sup> Auch der Versuch eines „Blicks“ auf die Menschen vom Göbekli Tepe darf sich nicht zu sehr von der grandiosen Leistung dieses Baus beeindrucken lassen. Wir haben es mit Steinzeitmenschen zu tun, mit offenkundig komplexen WildbeuterInnen,

<sup>1</sup> Was ja oft geschieht. Wenn der letzte Baum, das letzte Tier ausgerottet sei, würden wir (Weißen) sehen, Geld ließe sich nicht essen, war in den siebziger Jahren eine ständige Mahnung weißer Gutmenschen; sie soll von einem Indianerhäuptling stammen. Gerade WildbeuterInnen können eine erstmal zerstörte Umwelt auch verlassen. Aber selten sind sie in der Lage, Landschaften zu zerstören. Nicht daß ich für die „Zivilisierung“ solcher Völker bin, aber die Frage, ob nicht doch eine höhere Bildung für jene Kinder auch Menschrecht ist, sollte erlaubt werden. Wie das in „unserer“ Welt human realisierbar wäre, sehe ich allerdings nicht.

über deren Verhältnis zur Natur, zu Gewalt und Krieg oder zum Geschlechterverhältnis wir nur aus der Summe unserer Erkenntnisse Vermutungen anstellen können.

Um einen weitergehenden Eindruck von prä-operativen Menschen zu bekommen, gebe ich noch einige Hinweise aus einer Arbeit Lévy-Bruhls zur geistigen Welt der Primitiven. (1959) Die von ihm ausgewerteten Berichte stammen – wie schon gesagt – oft von Missionaren, was sie als Quellen problematisch macht, wie er auch selbst sieht. Andererseits kommen sehr viele Berichte aus fast allen Teilen der Welt zusammen, so daß etliche übereinstimmende Schilderungen über das Verhalten solcher Menschen eine gewisse Plausibilität enthalten. Leider wird von ihm nicht generell nach der Lebensweise unterschieden, es scheint aber meist von Dorfgemeinschaften mit Häuptlingen und SchamanInnen die Rede zu sein.<sup>1</sup> Ich will diesen Band nur einmal willkürlich durchblättern, um ein paar weitere Eindrücke zu vermitteln. Schon im Inhaltsverzeichnis betont Lévy-Bruhl, es sei nicht der Mangel an natürlichen Fähigkeiten Ursache der Abneigung der primitiven Mentalität gegen logische Denkopoperationen. Und er hebt das gute Gedächtnis hervor, das solche Menschen stets anstelle des Nachdenkens einzusetzen versuchten. (9) Es gäbe durchaus wissenschaftlich befähigte (!) Köpfe, was nicht gleichbedeutend ist mit wissenschaftlich denkend, (5) und Kinder könnten, wenn sie beschult würden, ungefähr ebenso schnell und gut lernen wie Kinder unserer Länder. (9, 13) Es fehle aber weitgehend das Verständnis des Kausalzusammenhangs der Erscheinungen. (18) Vorstellungen beschränkten sich stets auf eine nur kleine Zahl von Gegenständen.

Beim Eintreten eines Todesfalles gehen diese Menschen beispielsweise von einer Ursache aus, die im Geistigen liegt, weil also Zauber bestand, eine geheimnisvolle Macht. Und da sie schon wüßten, daß dies so ist, komme es ihnen auf die genauere Todesursache nicht an, nicht einmal bei Altersschwäche. (20) Die Toten wurden von magischen Mächten verurteilt; schließlich gäbe es ja Menschen, die älter sind und noch leben. Ob konkret nun ein Blitz sie tötete, oder der Speer eines Feindes: andere sind nicht daran gestorben, also war im speziellen Fall eine magische Kraft am Werk. Es gibt keinen Zufall, keine Unfälle. Wenn die Lanze trifft, das Krokodil zupackt, der Ast bricht und den Schädel zertrümmert, so war es von Geistwesen bestimmt. Und gibt es offenkundig konkrete Urheber, so mußten die nicht unbedingt schuldig sein, sie wurden vielleicht vom Zauber benutzt. (26) Ein ganzes Kapitel widmet Lévy-Bruhl Zaubern und Krokodilen. (33) Diese Tierchen sind harmlos, töten niemals Menschen – es sei denn, sie seien verzaubert. Kommt es nach einer Beerdigung von XY zu einem heftigen Gewitter, wird ernsthaft davon ausgegangen, dies sei vom Geist des XY geschickt worden, dem vielleicht irgendetwas nicht paßt. (54) Ein Todesfall muß gerächt werden, wenn er durch Zauberkräfte anderer Menschen verursacht ist, was meist angenommen wird. Es seien fast immer Todesfälle, die Kriege gegen Nachbarstämme verursachen, um den tödenden Zauber zu vernichten und dessen ganze Verwandtschaft, heißt es mal für ein Volk. (57f) Daß Träume als Realität gesehen werden, erwähnte ich schon. Als ein Häuptling zwei oder drei mal von einem Mann träumte, ließ er ihn töten, weil er darin eine Bedrohung durch Zauberei sah. (91) Sehr wichtig sind auch die Vorzeichen, die oft von Vögeln angezeigt werden (wie bei uns die schwarze Katze von links).<sup>2</sup> Das Vorzeichen ist nicht ein einfaches Zeichen, schreibt Lévy-Bruhl, es ist zugleich eine Ursache, oder um es besser zu sagen, diese Geistesart der Leute unterscheidet nicht zwischen Zeichen und Ursache. (es wird als Identität verstanden; 118) Problematisch ist auch eine besondere Fähigkeit. Heilt eine Frau gut Krankheiten, wird sie bald verdächtigt, diese auch zu verursachen, woher sollte sie sonst so gut über sie Bescheid wissen. (120) Fischen zwei Freunde am gleichen Ort und einer fängt deutlich mehr, könnte die Anklage der Zauberei

1 Der Ethnographic Atlas (Murdoch, 1967) mit sehr vielen Angaben zu ihrer Lebensweise umfaßt 862 Stämme/ Gruppen in 412 Clustern in aller Welt. Darunter sind auch Babylonians und Anc(ient) Egyptians genannt, so daß es sich wohl nicht nur um rezente Völker handelt, aber doch wohl fast nur um solche. Bezogen auf größere Regionen betrachtet, betrieben nur die Völker in Australien und um die Hälfte der in Nordamerika weder Viehhaltung noch Landwirtschaft. Es läßt sich offenbar sagen, das Wissen um beides war – außer in Australien – schon sehr lange allgemein.

2 In Mesopotamien wußte ein Arzt über den Heilerfolg etwas, wenn er auf dem Weg zum Kranken rechts von sich einen Falken fliegen sah. (Pichot, 1995: 135) Diese Menschen seien sehr „abergläubisch“ gewesen, die Zahl 7 als Unglückszahl wurde dadurch wohl zum Sonntag der Bibel. (127) Stammen vielleicht die christlichen Engel wie die Sintflut aus Mesopotamien? Kramer zeigt drei Abbildungen von Göttern, deren Funktion in Sonnenstrahlen, Pflanzen und Wasser symbolisiert sind – alle drei wachsen aus den Schultern und gleichen Flügeln. Die Ausstrahlung Mesopotamiens auf andere war ausgeprägt. (1979: 101, 103, 105, 164ff) Schon mesopotamische Geister und sogar (vergöttlichte) Königsdarstellungen werden mit Flügeln dargestellt. (Roaf, 1998: 76f)

folgen. Kinder, die mit den Beinen vorab aus dem Mutterleib kommen, werden getötet, ebenso solche, die zuerst oben Zähne bekommen. (131ff) Es geht nicht um einen körperlichen, sondern um den mystischen Mangel, der sich in der Anomalie ausdrückt. (139) Abweichung (Neuerung) ist immer gefährlich. Bei Weissagungen und Befragungen der Geistwesen wird oft der Schädel eines Ahnen befragt, weil der als Teil für den ganzen Ahnen steht. (161) So etwas wird auch bei den steinzeitlichen Schädelbestattungen und der Nachbildung des Gesichts mit Gips und Muscheln eine Rolle gespielt haben, die am Fundort Jericho und schon viel früher an anderen Stätten ausgegraben wurden.

Sehr verarbeitet war die Ordalie, die nicht im engeren Sinn als Gottesurteil, Urteil Gottes, verstehbar ist, (226) sondern eher als Aufzeigen von Verlierer oder Gewinner. (211) Wer der Zauberei verdächtigt wird, und alle können diesen Verdacht aussprechen, hat dann beispielsweise eine Giftinktur zu trinken, die stark oder schwach zubereitet werden kann. Erbricht sich der Mensch ist er unschuldig, stirbt er, oder wird im zweiten Fall nur vorübergehend krank, ist er schuldig. Die Ordalie wird gern auf sich genommen, das Vertrauen scheint grenzenlos. Sie soll auch das böse Prinzip bekämpfen und wird dazu noch vor einer beschlossenen Hinrichtung ausgeübt. (216) Auch die Beschuldigten akzeptieren sie offenbar; sie wußten dann nichts von dem Zauber, der sie ergriffen hatte. (224) Ist der Verdächtige für die Ordalie nicht greifbar, kommt auch ein Bruder oder anderer Verwandte für die Probe in Frage. (234; wie bei Blutrache) Solche Verfahren sind also reine Willkür, (235) so wie noch bei den Germanen Recht unter anderem durch Zweikampf gesprochen werden konnte; wer gewinnt gewinnt den Prozeß. Auch das Tauchen einer Hand in kochendes Wasser ohne entstehende Verletzung kann Unschuld beweisen. Allerdings scheinen Ordalien nur bei entwickelten Häuptlingsgesellschaften beobachtet worden zu sein, nicht in einfacheren Gemeinschaften, schreibt Lévy-Bruhl. (232)

#### Krieg, Kriegsvermeidung

Krieg spielt in frühen Gemeinschaften, wie sie etwa Lévy-Bruhl beschreibt, eine große Rolle unter Nachbargruppen, wenn auch meist nicht als Feldschlacht, sondern aus dem Hinterhalt, um etwas zu rächen, zum Beispiel den Tod des eigenen Häuptlings durch Unfall oder Altersschwäche. Offenen Krieg gibt es aber auch, wie mit einem Foto von den *Dani* von Neuguinea belegt ist, deren Hauptbeschäftigung das Kriegführen sei. Ein Toter reiche meist aus, um die Ehre (in der Blutrache) wieder herzustellen. (>Bild-1: 96) Die aggressivsten Stämme, die bekannt geworden sind, scheinen die *Yanomamo* am Rio Orinoco im Grenzbereich von Brasilien und Venezuela zu sein. Das beginnt im eigenen Dorf mit Kampfspielen, bei denen einer von zwei Gegnern erst einen Schlag des Gegenüber zuläßt, um dann seinerseits mit einer Keule einen Schlag auf den Kopf oder die Brust des anderen zu tun. Ein Häuptling überwacht die Regeln. Das führt dennoch auch zu weitergehenden Auseinandersetzungen, bei denen auch die schon eisernen (!) Beile zum Einsatz kommen. Die Dörfer haben selten mehr als 200 Personen, sonst wird die interne Gewalt unbeherrschbar. Vor allem mit den Nachbarn (des gleichen Volkes) gibt es permanente Kriegshandlungen. Das geht so weit, daß Dorf A Dorf B dafür gewinnt, Stamm C einzuladen, um plötzlich über die Gäste herzufallen; die Flüchtlinge werden dann von Dorf A erschlagen. Gibt es keinen direkten Rachegrund, wird der leicht auf Zauberei gegründet erfunden. Die Nahrung ist dort reichlich, Sammeln und Wanderfeldbau erbringt sie, Platz ist ebenfalls reichlich vorhanden, und doch sind die Feindseligkeiten grausam und mörderisch, heißt es. (>Bild-5: 15) Das „und doch“ müßte allerdings durch ein „weil“ ersetzt werden. *Weil* sie nicht permanent sich um Nahrung kümmern müssen, haben die Männer Zeit zu Kriegen. Anders als von einigen nordamerikanischen Indianern gesagt wird, deren Überfälle eigentlich nur Handberührungen, oder die mit speziellen Stäben sein sollen, die – von den Kumpanen bezeugt – zu weiteren Adlerfedern und dergleichen führen sollen, zu Ruhm oder Ehre also, geht es bei den *Yanomamo* neben dem Ansehen auch ums Töten. Es gibt wechselnde Bündnisse, oft durch Handel, bei dem es aber auch schnell Streit und Entehrung gibt, wenn über die Wertigkeiten keine Einigkeit erzielt wird. Die *Jivaro* in Peru und Ecuador sind Kopfjäger. Ihre Kriegshandlungen sind ähnlich permanent. Ohne daß sie sich bedroht fühlen müssen, gibt es ständig Konflikte und Blutfehden untereinander und Ausrottungskriege gegen entferntere Stämme. Erbeutete Köpfe werden mitgenommen und eingekocht, sobald die Krieger sich nicht mehr verfolgt fühlen. (das Rezept: >Bild-5: 40) Bei den *Kamayurá* am Xingu in Brasilien – auch sie haben Feinde, die in Schlachten

möglichst getötet werden sollen – werden von den Männern heilige Flöten gespielt, die die Spieler beim Musizieren selbst zu Geistern machen. Sie werden auf dem Dorfplatz (!) in einem Schrein aufbewahrt. Frauen dürfen sie nicht sehen, geschieht das doch, werden sie vergewaltigt oder sogar getötet. Dazu heißt es auch: „*Wenn eine Frau die Flöten zufällig sehen sollte, sei es daß die Instrumente unter freiem Himmel gespielt werden oder die Frau von den Männern dazu gezwungen wird, so kann sie von den Männern des Stammes vergewaltigt oder verbannt werden*“. (>Bild-5: 46, 48, hv. h.) Auch aus Südostasien sind Gruppen beschrieben worden, die stark kriegerisch lebten, zum Teil auch Kopfbjäger waren, wie die auf der Insel Nias südwestlich von Zentralsumatra. Die stellten auf ihren großen Dorfplätzen nach bestimmten Riten Megaliten auf, wobei auch SklavInnen geopfert worden sein sollen. (>Bild-5: 76ff) Oder die Iban auf Borneo. (84ff) Beide Lebensweisen führen nun aber mit großen Dörfern schon sehr weit weg von Stämmen, die als der Steinzeit nah verstehbar sind. Ich komme auf diese Problematik zurück.

Ließe sich in solchen Kriegs-Szenarien daran denken, die Kultbauten am Göbekli Tepe für einen Schutzbau gegen Feinde zu halten? Eher nicht, selbst wenn ein Angriff einer großen Gruppe nicht auszuschließen ist, um ein Gebiet zu erobern. Es bedürfte innen Aufschüttungen vor den Mauern, um mit Pfeilen und Speeren Gegner abzuwehren (Schmidt zeigt Feuersteinspitzen aus jener Zeit). Dagegen spricht aber vor allem Anlage C, die mehrere Außenmauerringe aufweist. Zögen sich Verteidiger von der äußersten Mauer ins Innere zurück, könnten Angreifer nun von den Mauern aus von oben nach innen agieren. Generell ist ein Krieg aber mit zu bedenken, wenn Lebensräume sich ändern und Wanderungen beginnen; ausgehend vielleicht von den Pyrenäen nach dem Abklingen der Eiszeit. Kamen fremde Gruppen mit ganz anderen Vorstellungen über die Welt in die Gegend, die berüchtigten IndoeuropäerInnen vielleicht früher als gedacht, oder andere mit gewissen Kenntnissen der frühen Landnutzung, die sie aus den Weiten der russischen Steppen mitbrachten, in denen winterliche Vorratshaltung einen eigenen Stellenwert hatte? Solche Kenntnisse, die die Einheimischen in Nord-Mesopotamien noch nicht haben, weil es so paradiesisch ist an diesem Berg? Oder kamen Gruppen aus dem Nahen Osten, als es wärmer wurde und die altbekannten Herden der zurückweichenden Kräuter-Tundra nach Norden folgten? Wahrscheinlich käme es dann zum Kampf, zum Recht des Stärkeren. Hinweise gibt es bisher nicht. Zuzug aus beiden Richtungen scheint möglich. (Hamel, 2007: 401, 415ff)

Bleiben wir der inneren Veränderung der Bevölkerung um den Kultbau herum auf der Spur. Gute Lebensbedingungen bringen allzuleicht Männer mit zuviel freier Zeit hervor, eher kriegerische Männer – Helden! Doch dafür braucht es Gegner, die in nachbarschaftlichen Sippen/ Stämmen leicht zu finden sind, wenn es nicht schon eine große soziale Organisation gibt, wie eine Kultgemeinschaft, die Schmidt um den Tempel herum annimmt, oder einen Stammesbund als Gentilgemeinschaft. Dann leben die Gegner wenigstens für die meisten Leute nicht im Nachbarort, sondern ein gutes Stück entfernt: jenseits der Grenze, außen. Der Tempel weist mit seiner symbolischen Macht weit über das Land hinaus mögliche Gegner in ihre Schranken; schon Schmidt sieht diese denkbare Funktion. (2008: 145) Aus drohenden Angriffen heraus können ebenso Eliten als Kriegshäuptlinge entstehen, wie aus einem Handel, vielleicht mit Feuersteinen (Silex) und daraus gefertigten Werkzeugen. War Voraussetzung für eine großflächige „Agrarwirtschaft“, wie Schmidt sie bereits annimmt, bevor sich bäuerliche Dörfer bildeten, die Herrschaft über genügend (Zwangs-) ArbeiterInnen, sei es aus dem eigenen Stamm, oder gab es SklavInnen? Die bringen für ihre Herren Nutzen, wenn sie Überschüsse erwirtschaften können, wie es am Göbekli Tepe vorstellbar scheint; die einen sammeln dann für die anderen, die bauen. Gehen wir aber von einem Stamm mit um die 1.000 Menschen nur aus, scheinen viele Sklaven (wie es sie bei den alten Griechen gab) nicht wahrscheinlich zu sein. Allerdings wären Gefangene, die am Leben gelassen werden, wiederum denkbar. Eine Flucht zurück ist meist nicht möglich, weil die Gefangennahme im ursprünglichen Stamm als mystisches Zeichen, als böser Zauber verstanden worden wäre, der an den Betroffenen haften bliebe und eine Rückkehr verböte.

Es gibt auch Völker, die Krieg ausdrücklich unterbinden wollen, beispielsweise die rezenten *Mbuti* (bei Dux: BaMbuti; Ba = Volk).<sup>1</sup> Das sind Pygmäen im Kongo-Urwald.

<sup>1</sup> Die Pygmäen, die vom Kongo bis Ruanda leben, sind sehr oft beschrieben worden. Seitz (1977) hat Ergebnisse und Forschungsgechichte skizziert und mit eigenen Forschungen verbunden. Dabei wird nicht nur die Vielfalt der Stämme deutlich, sondern auch die der Forschungsergebnisse. Eine klare Übersicht scheint nicht möglich. Das gilt auch für die (Ba) Mbuti, eine relativ große Gruppe des Itury-Regenwaldes. Turnbull,

Sie sind „Sammler und Jäger“, die mit Bogen und Netz jagen. (Godelier, 1973: 69ff; nach Turnbull) Ich stelle sie auch deshalb etwas ausführlicher vor, weil es sich bei ihnen um eine sehr einfache Lebensform handelt; sie mögen, wie die der !-Kung und Hadza, als mögliche Vorbilder für das Leben am Göbekli Tepe einen Pol der denkbaren Gruppenstrukturen bilden; beschrieben werden sie aber eng mit ihren großwüchsigen agrarischen Nachbarn verbunden, also als nicht (mehr?) eigenständig, sie sprechen auch *keine eigene Sprache*. (Seitz, 1977) Isoliert gedacht mögen sie beispielhaft im genannten Sinn betrachtet werden. Bei ihnen gibt es keinen Häuptling, sondern das Palaver aller. Versuche einzelner Männer, sich beispielsweise wegen erfolgreicher Jagd als Großer zu profilieren, werden durch Spott und Bloßstellung untergraben. Männer genießen eine größere Autorität als Frauen. (dazu Dux, 1997: 106ff) In jeder Gruppe findet sich ein Narr oder eine Närrin, die Konflikte entspannen. Das Netz bekommen die künftigen Jäger von Mutter und Mutterbruder bei der Hochzeit; das verweist auf matrilineare Vorstellungen, die aber wohl keine große Rolle spielten. Es gibt gemeinschaftliche Jagden, bei denen die Jäger ihre Netze im Halbkreis spannen, junge Männer und Frauen (!) treiben die Tiere in deren Richtung. Bei der typischen Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern tragen Frauen mit dem Sammeln mehr als die Hälfte der Nahrungsmittel bei. Jeden Monat (!) wird das Lager, für das die Frauen sehr einfache Hütten aus Zweigen und Blättern bauen, gewechselt, die Gruppe bleibt aber im von anderen Gruppen anerkannten Territorium. Hochzeiten sind exogam; in die (sozial nahen) Gruppe der Mutter und der Mutter des Vaters ist sie nicht möglich. Es wird Frauentausch praktiziert. Primär gilt es diesen Menschen, ihren Stamm, die Mbuti als solche zu fördern, auch die einzelnen Gruppen, nicht aber Familien oder Individuen. Hexenwesen ist unbekannt, wie Godelier schreibt, also gibt es keinen Schad-Zauber, wie er bei den Nachbarn besteht, ein Agrarvolk. In zwei Fällen gibt es repressive Gewalt: wenn ein Jäger sein Netz in bevorzugter Position vor den anderen aufspannt, und wenn jemand bei den Feiern zugunsten des Waldes einschläft; sie werden waffenlos im Wald zurückgelassen oder direkt getötet, weil sie die innere Solidarität brachen und die Reproduktion des Volkes gefährden. Die Gruppen bestehen aus sieben bis 30 Familien von Jägern; mit weniger als sieben Netzen ist die Jagd wirkungslos, bei mehr als 30 Jägern findet sich zu wenig Wild für alle. Godelier sieht drei Zwänge die Gruppen formen: die Zerstreuung der Jägergruppen, um genügend Wild zu finden, die Kooperation der Individuen und die Fluktuation, um mit den Gruppengrößen flexibel auf die Situationen zu reagieren. Krieg sei schon deshalb inakzeptabel, weil dadurch das Volk gefährdet würde.

Die religiösen Vorstellungen scheinen recht simpel zu sein. Der Wald ist Gott, ist „Alles“ für die Mbuti; ich überblicke im Moment nicht, ob es überhaupt die dem Animismus typische Vielfalt von Geistwesen gibt? Es wäre verständlich, wenn nicht, wenn der Wald als eine große Hülle verstanden wäre, in dem diese Menschen lebten, ganz anders als von einem heiligen Berg in die Ebene zu blicken. Möglicherweise ist „Wald“ als „Person“ so eine alles durchdringende religiöse Kraft, von der wir schon sprachen. Der Tod kommt über Mensch und Tier, wenn der Wald eingeschlafen ist. Eins der Feste, die die Mbuti feiern, sei eine Mädchen-Initiation, Elima, das andere sei das Molimo, um den Wald wachzuhalten. Seitz (1977: 11) erwähnt, zur Jungen-Initiation beteiligten sie sich am Ritual Nkumbi der großwüchsigen Nachbarn, was offenbar die Macht der jungen Männer und die Verbindung mit den Initiations-Brüdern stärkt. Beim Molimo wird besonders intensiv Jagd betrieben, gegessen, getanzt und gesungen. Nicht die Jäger bringen das Wild, nicht die Frauen (und Männer) das Sammelgut, sondern der Wald. Und bei der anstrengenden Feier im falschen Moment einzuschlafen und den Wald nicht durch Gesang mit neu zu erwecken ist also Verrat!

Die Beziehung der Mbuti zu ihren jeweiligen großwüchsigen Nachbarn scheint aus der Literatur nicht bestimmt feststellbar zu sein; auch von einem Mbuti-Häuptling ist mal die Rede, der mit einem der Nachbar-Häuptlinge zu tun hat. (Seitz, 1977: 156ff) *Einerseits* beliefern sie die Nachbarn mit Fleisch und Elfenbein, wofür sie wohl vor allem Eisen für Speer- und Pfeilspitzen bekommen. *Andererseits* ist von Abhängigkeit bis hin zu Sklaverei die Rede, da die Mbuti auch Feldarbeit für die Nachbarn übernehmen würden. Die Netze und Speere, die die Mbuti selbst herstellten, blieben oft bei jenen unter Verschluss und würden nur ausgeliehen, wie auch die Jagdhunde. Und es bleibt unklar,

---

auf den Dux und Godelier sich stützen, ist auch nicht unumstritten im fachlichen Disput, aber seriös; ich kann das nicht abschließend beurteilen. Manche der skizzierten Lebensbedingungen hört sich allerdings mehr nach 20. Jahrhundert als nach Steinzeit an. Der Verweis auf „Steinzeitmenschen“, um den es mir geht, mag dennoch hinreichend angedeutet sein. Pygmäen wurden im Ägypten des 3. Jahrtausends vC erwähnt.

wann das jeweils behauptet beziehungsweise beobachtet wurde; jedenfalls am Ende des 19. und bis zur Mitte (!) des 20. Jahrhunderts. Andere sprechen von Symbiose mit den Nachbarn. Und es ist die Rede davon, die Mbuti hätten den Nachbarn mit den Geistwesen des Urwaldes, die sie im Zaum halten könnten, gedroht. Auch durch Heilkünste zeigten sie ihre Verbindung mit den Geistwesen. Vom Wechseln zu anderen schwarzen Herren ist die Rede und von der Verbindung durch Riten. Bei anderen Pygmäen sind die Beziehungen zu ihren großwüchsigen Nachbarn wiederum anders. Wir sehen offenbar auf Handlsaustausch und vielschichte Verhältnisse darum herum. Ich lasse das so stehen, weil es nur global um Austauschbeziehungen bei rezenten Urvölkern als Hinweis auf mögliche Ähnlichkeiten am Göbekli Tepe geht. Das Problem der Menschengröße scheint dabei als nachrangig, ebenso die Seßhaftigkeit der einen Gruppe, ich möchte aber auf diese eigenartige Verbindungen hinweisen, die zwischen sehr einfachen Völkern/Stämmen möglich sind, seien sie nun ebenbürtig, symbiotisch oder doch deutlich abhängig. Die bäuerlichen Nachbarn waren offenbar keine ausgeprägte Kriegsmacht und fürchteten die Bogen der Mbuti und deren mögliche Rache bei Meinungsverschiedenheiten.

Die *Buschleute* (Khoisan, Bushmen) in der Kalahari teilen die Blutgruppe mit den Mbuti, die beide von anderen Völkern Afrikas trennt. (>Bild-2: 98) Trotzdem sehen sie unterschiedlich aus. In der Wüste ziehen erstere in Gruppen von 25 bis 60 Leuten als WildbeuterInnen umher. Die Frauen fallen durch den Fettsteiß auf. Die Buschleute gelten als jene, die früher Fels- und Höhlenmalereien ausführten, die sich von Gibraltar in einer großen S-Kurve durch die Sahara nach Ostafrika und dann zum Kap der Guten Hoffnung finden. Wie die Mbuti haben sie mit Nachbargruppen ihres Volkes feste Regionen vereinbart. Es gibt Kontakte zu anderen Gruppen, Eheschließungen, Geselligkeiten, auch Handel. Wechsel der Gruppe ist häufig, die Gruppen müssen sich auch den kargen Verhältnissen in ihrer Größe jeweils anpassen. Sie sind meist monogam, Polygynie kommt vor, wenn ein Mann mehrere Frauen ernähren kann, wie es in solchen Beschreibungen dann oft heißt, obwohl die Männer nur aus Mangel monogam, also generell polygam sind; da entsetzt sich die Christenseele. Ältere Männer und gute Jäger führen die Gruppen, einige Stämme werden durch erbliche Häuptlinge geführt. Die einzelnen Gruppen haben aber generell kein Oberhaupt, kein Gesetz, keine Strafe. Nur im äußersten Fall nimmt sich jemand sein Recht mit Gewalt, die verabscheut wird. Die Frauen errichten halbkreisförmige Hütten aus Zweigen und Gras, oft von einem Baum gestützt in der Nähe eines Wasserlochs. Fleisch wird zum Trocknen unter das Dach gehängt. Große Jagdbeute wird unter alle Personen verteilt, kleinere Tiere bleiben den Jägern und ihren Familien. Jedenfalls einige Stämme glauben an zwei übernatürliche Wesen, den Schöpfer der Welt und – weniger mächtig – an eine Gottheit der Krankheit und des Todes. (>Bild-2: 241ff)

Vordergründig scheint in kargen Gebieten, wie dem Afrikanischen Urwald, ohne in ihm Feldbau zu treiben, oder in der Wüste, für einfache WildbeuterInnen, die je nach Ernährungslage unter anderem auf Wechsel der Gruppengrößen angewiesen sind, eine friedfertige Grundstimmung zu bestehen; ob das wirklich generell gilt, überblicke ich noch nicht. Wir finden gleich in Neuguinea bei Landbauern-Völkern wieder Krieg und Kopfjagd, die es offenbar bei den Ur-AustralierInnen wiederum nicht gibt. Lassen sich solche friedlichen wie aggressiven Lebensweisen als Maßstab für die Leute vom Göbekli Tepe zusammen betrachten; fast 12.000 Jahre früher? Sind sie als Pole der Möglichkeiten verstehbar? Es scheint doch eine deutliche kulturelle Differenz von diesem Tempel zu jenen Gemeinschaften zu geben, die wenig später im Nahen Osten mit der Seßhaftigkeit des Neolithikums entstanden, und die durch die Forschung insofern hinreichend als andere Lebensweise bestimmt sind, als sie dort bestand. War das ein ein friedlicher Übergang? Oder können wir diesbezüglich auf das Alte Testament sehen, das Kriege zwischen Hirtenstämmen als permanenten Völkermord mit Hilfe Jahwes beschreibt, einem „Volk ohne Raum“ geschuldet. Die Kriege zwischen den Staaten Mesopotamiens und deren Kämpfe gegen nomadische Stämme könnten ähnlich verlaufen sei, wie auch solche in Ägypten und noch zur griechischen Zeit. Die Ilias beschreibt einen Aggressionskrieg auch gegen Trojas Nachbarn, auf den die Helden stolz sind, obwohl die nun gar nichts mit dem Raub der schönen Helena zu tun haben. Bezüglich der oft gewalttätigen Sitten jener Zeit kann auch auf das rituelle Mitbegraben einer menschlichen Begleitung in den Tod verwiesen werden, die für einen Fall aus Mesopotamien bekannt ist, der Königsfriedhof von Ur, in dessen einem Grab etwa 150 Personen geopfert wurden. (Ende 3. Jt. vC; Roaf,

1998: 86f) Ausgehend von einem prä-operationalen Menschen, für den Ehre, Vergeltung, Gewalt normal zu sein scheinen, mag eine gemeinsame Betrachtung der aggressiven einfachen Feldbauern mit friedlichen WildbeuterInnen als gegensätzliche Pole, zwischen denen irgendwo der Göbekli Tepe zu sehen ist, zulässig. In den Berichten über rezente Urvölker gilt es aber immer den verstörenden Einfluß des Kolonialismus und der modernen Vertreibung zu bedenken. (>Bild-5: 56) Kaum ein Volk blieb nach der Eroberung ab dem 16. Jahrhundert unverändert. Nicht immer war körperliche Gewalt primär. Malinowski schimpft kräftig auf die unseeligen Eingriffe weißer Behörden und engstirnigen Missionare in Sitten und Gebräuche auf den Trobriand-Inseln, die deren Kulturen zerstört hätten. Nicht immer ist es Gewalt. In Berichten über afrikanische Stämme ist beispielsweise sehr oft von Mais-Anbau die Rede, der seinen Ursprung aber in Mexiko hat; schon Kolumbus brachte ihn nach Europa. Auch die Süßkartoffel auf Neuguinea wurde von den Portugiesen eingeführt; die Entdeckung bestimmter Regionen dort erst Mitte des 20. Jahrhunderts ist also eine Wiederentdeckung. Ebenso gibt es in den Berichten bei den Mbuti, den Yanomamo und den Baruya, auf die ich gleich zu sprechen komme, bereits von den Weißen mitgebrachtes Eisen.

#### Der Tempel als Friedenssymbol?

Ich hielt es oben für möglich, es könne am Göbekli Tepe durch Handel von Feuerstein oder Obsidian, vielleicht sogar Werkzeug/ Waffen daraus, zu sozialen Unterschieden gekommen sein, sei es über den Prozeß der Großen Männer oder wie auch immer. Mit der Rekonstruktion des Salzhandels der rezenten *Baruya* in Neuguinea in der Form der neolithischen Zeit, skizziert Godelier eine Form des Handels, wie er auch viel früher und anderswo denkbar scheint. (1973: 207ff; 1987) Dieses Volk lebte vor der (Wieder-) Entdeckung 1951 in „steinzeitlichen“ Lebensformen, zum Teil in Frieden mit den Nachbarn, zum Teil auch nicht, mit einigen ist es durch Friedensverträge verbunden. Die *Baruya* sind allerdings schon ein seßhaftes Gartenbauvolk (Brandrodung), das vor allem Süßkartoffeln/ Yams anbaut, die die Portugiesen (!) im 16. Jahrhundert einführen – über deren Einfluß sonst offenbar nichts bekannt ist –, und eben auch Salzpflanzen. Zusätzlich werden Schweine gehalten. Die *Baruya* bilden einen „häuptlinglosen Stamm“ aus patrilinearen Clans mit besonderer Bedeutung angesehener Großer Männer, die sich primär auf Ansehen und nicht auf ökonomische Macht stützten, wenn auch die Salzherstellung und der Handel solche Entwicklungen mitbringen. Manches der Lebensweise ist der der Mbuti ähnlich und für den Göbekli Tepe denkbar, auch wenn wir dort Landbau ausschließen. Es geht hier um ein Beispiel für frühe Handelsformen, deren Strukturen sich als ziemlich vielschichtig zeigen. Salz wird aus Pflanzen gewonnen, die verbrannt, einige Zeit gelagert und bearbeitet werden, ein komplexer Prozeß, der hier nicht von Interesse ist, aber ein Vorgang, wie er den Menschen am Göbekli Tepe analog zugetraut werden könnte, wenn wir dort etwa an Werkzeugherstellung denken.<sup>1</sup> Salzbarren werden primär produziert, um Umhänge, Steine für Äxte (später: Metall) oder auch bunte Vogelfedern und einiges mehr einzutauschen, die nicht im eigenen Land hergestellt oder gefunden werden können. Die Umhänge entstehen aus Borke in einem eher noch zeitaufwendigeren Prozeß unten in den Tälern. Auf der höheren Ebene, die die *Baruya* bewohnen, gedeihen solche Bäume nicht. Steine für die Äxte wurden von der Küste gekauft. So entstehen viele Kontakte über die eigenen Grenzen hinaus, wie immer die festgelegt waren. Zielgerichtete Handelswege müssen entwickelt und gepflegt werden, da Autarkie für diese gewählte Lebensweise nicht möglich ist. Nicht Arbeitszeit sei das Maß für den Handelspreis – die *Baruya* finden, sie gewannen bei ihm –, sondern eine bestimmte Wertschätzung der entsprechenden Dinge, die eingetauscht werden, was natürlich auf Gegenseitigkeit beruhen muß. Das gilt nebenbei bemerkt auch für andere Handelsformen in rezenten Urgemeinschaften, auf die Godelier beispielhaft verweist, wenn Perlenschnüre, Delphinzähne, Mühlsteine oder die vielzitierten Kaurimuscheln über zum Teil große Entfernungen und selbst mittels Seereisen ausgetauscht werden, worauf ich gleich bei den Trobriand-Inseln zurück komme, wo es – neben einer symbolischen oder rituellen Form des Handels – auch jene gibt, wie sie für die *Baruya* beschrieben wird. Das paßt zum Handel, wie er mit Bernstein, Silex, Obsidian und anderen Dingen aus viel früherer Zeit zwischen den Pyrenäen und Sibirien gefunden ist. Und ein solcher Austausch, der gezielt entwickelt wird, ist denkbar für die Region um den Göbekli Tepe vor 12.000 Jahren; ob

<sup>1</sup> Schon Neandertaler konnten beispielsweise Birkenpech als Kleber herstellen, wozu mehr nötig ist als etwas auszukochen, um es dickflüssiger zu machen. Ich erinnere an den Prozeß, Eicheln zu Nahrung zu machen.

und wie es ihn dort tatsächlich gab, ist offen. Es hat wohl einen Handelsweg vom Roten Meer nach Anatolien gegeben. (>Burenhult, 2004: 236) Jedenfalls später gab es eine Kreuzung zweier Handelswege südlich von Urfa/ Edessa bei Harran. Einer führte von Damaskus über Edessa nach Norden, der andere vom Iran zum Mittelmeer.

Daß der Kultbau am Göbekli Tepe ein Symbol einer (Kult-) Gemeinschaft ist, muß nicht betont werden. Doch in welcher Weise entstand sie? Eine Möglichkeit könnte Malinowski ab 1914 (!) auf den berühmten Trobriand-Inseln, etwas nördlich der Ostspitze Neuguineas, analog beschrieben haben. (1979) Von *Gaben-Tausch* als sozialem *Prinzip* soll nun die Rede sein. (217) Auf das zu schildernde Prinzip kommt es mir an, nicht auf die Form, wie sie in der Südsee vorkam. Ich fasse mit dem Begriff zusammen was sich als Tausch-System bei diesem Volk abspielt, bei dem generell gar kein materieller Gewinn gemacht werden soll. Von Zeit zu Zeit wird das *Kula* durchgeführt, in dem zwei „Waren“, besondere Halsketten gegen besondere Muschelarmbänder, getauscht werden. Neben der regionalen Form umfaßt dieser Null-Summen-Handel darüber hinaus ein viel größeres Inselgebiet. Dazu sind jeweils bestimmte Männer (!) an zwei Orten festgelegte „Handelspartner“, die nah oder auch sehr fern auf anderen Inseln in anderen Stämmen leben; Männer mit hohem Ansehen haben sehr viele Partner, andere nur wenige. Diese Partnerschaft wird sogar vererbt. Bestimmte Armbänder und Halsketten kreisen nun durch das Gebiet, Ketten im Uhrzeigersinn, Armbänder gegenläufig. Auf den Trobriand-Inseln werden Ketten aus geschliffenen Muschelscheiben aufwendig gefertigt. Es sind im wesentlichen immer gleiche Stücke, die mal mehr oder weniger (sozialen) Wert haben, so daß tatsächlich auch Werte ausgetauscht werden, eine besonders gute Kette etwa gegen mehrere kleinere Armbänder oder andersrum. Der Wert besteht dann darin, die erworbenen Stücke zu Hause zu präsentieren, wodurch der temporäre Besitzer (und sein Anhang) Ansehen gewinnen. Um sie nach einiger Zeit weiter rotieren zu lassen, indem sie als (großzügige) Gaben anderen überreicht werden; die Werterstattung findet erst später statt und ist wieder eine Gabe, nicht profaner Handel.

Der Aufwand ist immens, unter anderem müssen große Segel-Kanus gebaut oder erneuert und herausgeputzt werden, um zum Teil lange Seereisen zu unternehmen. Es wird also nicht gleichzeitig beides getauscht, sondern bei der einen Reise – beispielsweise der Trobriander im Verbund mit Männern anderer Inseln nach der südlich liegenden Insel Dobu – werden den Besuchern (!) Ketten als Gaben überreicht, die sie sich also (durchaus fordernd) holen. Erst bei der folgenden Reise jener aus Dobu nach den Trobriand-Inseln, bekommen die dort die Gegen-Gaben, also Armreifen. Die Gaben werden nicht direkt nebeneinander gelegt und dann über die Werte verhandelt. Sondern die jeweiligen Geber müssen sich dem Anspruch nach großzügig zeigen. Nur nebenbei, so scheint es, wird zugleich auch andere Handelsware ausgetauscht, nun aber richtig mit Feilschen, um Gebrauchsgüter zu tauschen, die es zuhause nicht gibt. Bevor die Kolonialverwaltung Kopffjagd und Krieg unterband, könnte also das *Kula* eine rituelle Verbrüderung widerspiegeln, unter deren Schutz Handel getrieben werden konnte, sozusagen unter einer weißen Flagge.<sup>1</sup> Für mich ist nicht das *Kula* interessant, sondern der Antrieb dazu: Ansehen. Und der Aufwand: die Trobriand-Inseln hielten 650 Armreifen für 500 Leute aus Dobu bereit. Die Reise von Dobu zu den Trobriand-Inseln begann im Oktober 1917 mit Bau und Reparatur der Kanus und dauerte bis Ende April 1918; (416f) allein die Reise über See dauerte je knapp drei Wochen; während der vereinbarten Anfahrt gab es auch etliche Aktivitäten bei den Gastgebern. Über 2.000 Menschen trafen sich auf den Trobriand-Inseln. (426f) Früher waren deutlich mehr als die ungefähr 80 Kanus aus Dobu unterwegs; die Sitte verlor sich schon langsam in der Moderne, als Malinowski sie kennenlernte. Bevor der Gaben-Tausch entstanden war, konnten womöglich Flotten von weit mehr Kanus losgezogen sein, um andere Inseln zu überfallen, Menschen zu schlachten und zu verfüttern. Interessant ist, daß bei der Ankunft der Flotte aus Trobriand und den Nachbarinseln auf Dobu symbolisch feindliche Handlungen zur Verteidigung durchgeführt wurden. (382) Solche Kriege scheinen nicht allzulang vorher noch üblich gewesen sein. Malinowski traf noch den letzten Kriegszauberer auf Trobriand, der ihm zeigte, wie die Schilde der Krieger für den Kampf verzaubert wurden. (439) „*Die Grundeinstellung eines Eingeborenen zu anderen, fremden Gruppen ist Feindseligkeit und Mißtrauen. Die Tatsache, daß für einen Eingeborenen jeder Fremde ein Feind ist, stellt ein ethnographisches Merkmal dar, das aus allen Teilen der Welt berichtet wird.*“

<sup>1</sup> Der Herausgeber des Bandes, Kramer, hält das *Kula* für den Ersatz der Kopffjagd, Malinowski selbst es nur für zeremoniellen Tausch um seiner selbst willen, als einfaches Verlangen nach (temporärem) Besitz und als große intertribale Verbindung von alter Herkunft. (1979: 549)

*Der Trobriander bildet in dieser Hinsicht keine Ausnahme, und jenseits eines eigenen, engen sozialen Horizontes trennt eine Mauer von Argwohn, Unverständnis und Feindschaft ihn selbst von seinen nahen Nachbarn. Das Kula durchbricht sie an bestimmten geographischen Stellen und mittels besonderer überlieferter Transaktionen. Aber wie alles Außerordentliche und Ungewöhnliche muß diese Aufhebung des Tabus, das auf Fremden liegt, durch Magie gerechtfertigt und überbrückt werden“.* (1979: 381)

Wir sehen in diesem Verfahren mit einiger Wahrscheinlichkeit einen Prozeß der Befriedung einer Region, indem das Streben nach Ansehen von der Kopfjagd auf den Schmucktausch umgelenkt wurde. Warum sollte mit einem solchen *Prinzip* – in welcher Form auch immer – nicht am Göbekli Tepe ein größerer sozialer Zusammenhang als Vorbedingung des Tempelbaus, wenn auch vielleicht nicht mit dieser Absicht schon, geschaffen worden sein?

Dieses Verfahren des Nullsummen-Handels gibt es in anderer Weise auch innerhalb der Stämme auf Trobriand. Die leben ähnlich wie die Baruya überwiegend von Gartenbau und halten Schweine, sind allerdings – wie schon gesagt – primär matrilinear bei patrilokalem Wohnsitz der Frauen nach der Heirat organisiert. Einige Dörfer treiben Fischfang, andere leben fern der Küste und tauschen Fisch gegen Gartenfrüchte ein. Es gibt auch Handwerker-Dörfer sehr geringen Ansehens, deren Holzteller und andere Waren aber gern eingetauscht werden. Wir hörten schon von der Sitte auf den diesen Inseln, daß ein Mann seine Ernte zu wesentlichen Teilen den Männern seiner Schwestern bringt, für deren Söhne er verantwortlich ist, und entsprechend von den Brüdern seiner Frau seine eigene Nahrung bekommt; einen anderen Teil bekommt der Dorfchef. Wir nähern uns erneut dem Verfahren mit den Großen Männern! Wer nun mehrere Frauen hat, bekommt entsprechend auch mehr von deren vielen Brüdern.<sup>1</sup> Über allem schwebt ein Häuptling des ganzen Stammes, der entsprechend von seinen „Vasallen-Dörfern“ Nahrung, immer primär Yams-Knollen bekommt, womit wir nun auch bei Verteilungsfesten sind. (94) Hier gibt es also noch einmal zwei Ebenen, die dem großen äußeren Kula ähneln und eine Zwangskommunikation schaffen, die durch Gaben-Tausch organisiert ist. Reihum geben alle ihre großzügigen Gaben, was ihnen Ansehen einbringt, wie schon eine gute Ernte selbst. Die Güte der Gartenarbeit wird sozial kontrolliert, schlampige Arbeit kann nicht durch eigenes Darben ausgeglichen werden; die EmpfängerInnen würden Druck machen. Zusätzlich entstehen und festigen sich in diesem Prozeß die Großen. Alles geschieht, wie beim Kula, unter ständiger Magie, deren Zaubersprüche unentwegt gesprochen werden; kein Schritt kann ohne Magie gemacht werden.

Ein Dorf auf den Trobriand-Inseln besteht typischerweise aus einem Dorfplatz, der von Yams-Häusern umgeben ist, dahinter stehen entlang einer Straße um das Zentrum herum die Wohnhäuser. Die Ernten werden in den Yams-Häusern präsentiert, die Abgaben an die Großen bei deren Festen. Der Häuptling oder Große gibt aus seinen Vorräten noch viel dazu, alles wird dann von ihm verteilt, zum Teil nach individueller Verbundenheit, vielleicht wegen einer gemeinsamen Kanu-Tour, aber alle bekommen etwas als Gabe zurück, so daß hier ein Ausgleich zwischen guten und schlechten Ernten geschaffen werden kann, niemand fällt aus dem sozialen Zusammenhang heraus, niemand kann durch besonderen Ehrgeiz allein durch Eigenleistung „groß“ werden, indem er mehr erntet als andere. Nach dem Fest gehen die Leute mit ihrem Anteil nach Hause – wieder nominell (!) ein Nullsummenspiel, aber nicht real. Primär geht es nicht um Yams, sondern um Ansehen. Ansehen erworben mit Nahrungsmitteln. Die bis um zwei Meter langen Knollen, deren Verzehr nur nach einer Reinigung von blausäurehaltigen Säften möglich ist (ein bißchen wie Eicheln von Bitterstoffen befreit werden müssen), sind hinter Latten in den Yams-Häusern sichtbar; manchmal werden sie allerdings mit Blättern verdeckt, damit nicht auffällt, daß womöglich Leute niedrigeren Ansehens bessere Knollen haben als die Großen. (210) Wer mehr erntete als der Häuptling – schreibt Malinowski – lebte allerdings gefährlich, denn der Große konnte Zauberer für dessen magische Tötung bezahlen. (89) Ansehen wird durch die Gabe erworben (nicht durch Teilen), auch wenn es im ganzen und großen auf Gegenseitigkeit beruht. Großzügigkeit sei Reichtum. (130) Nahrung ist auch hier – wie wir es im Amazonasgebiet sahen – reichlich vorhanden, viel verdirbt sogar. Die Männer haben reichlich Zeit, weil sie nicht Tag für Tag mit der Nahrungssicherung beschäftigt sein müssen. Angesichts der Hinweise auf frühere Kriege und die Vernichtung von Dörfern, ohne daß es zu vielen Todesfällen dabei kam, (94)

<sup>1</sup> Malinowski schildert das Ende des Häuptlingstums in einem Fall, weil die Kolonialverwaltung die Polygynie verboten hat, so daß der Reichtum zur Aufrechterhaltung der alten Ordnung fehlt. (1979: 502)

angesichts der früheren Sitte der Kopffjagd in jener Gegend, interpretiere ich auch den inneren Gaben-Tausch und die Verteilungsfeste als soziales Prozedere der Friedenssicherung und des Zusammenhalts, die durch die Herausbildung Großer Männer eine soziale Form erhalten und rituell sich verfestigen. Generell sind alle Hinweise Malinowskis auf Gebräuche und geistige Riten mit jenen Hinweisen Lévy-Bruhls in Übereinstimmung, von denen wir schon einiges hörten, etwa der Konservatismus (152) oder manches über Geistwesen beziehungsweise Magie. (102) In einem weiteren Band seiner Studie wird deutlich, wie auch Verwandtschaft und Heirat diesem Gaben-Tausch verpflichtet sind; alles scheint ausgeklügelt der Vermeidung von Aggressionen unter kleinen Gruppen/ Sippen zu dienen. (1979<sup>b</sup>)

Zurück zum Göbekli Tepe. Was ich weiter unten als eine Art Traum zu meinen ersten Vorstellungen über das Zusammenleben der Leute dort schrieb, finde ich bei Malinowski nun näherungsweise wieder. Stellen wir uns dessen Beschreibung der sozialen „Verfassung“ auf den Trobriand-Inseln zu einem sehr frühen Zeitpunkt vor, als es im Entstehen war, dann können wir dieses Prinzip auf Nord-Mesopotamien ganz gut übertragen: verschiedene kleine Stämme leben dort vor 12.000 Jahren auf der Harran-Ebene und vielleicht darum herum. Rachezüge beim Sterben eines Häuptlings, Blutrache nach der Tötung eines Mannes im Kampf, als sie bei der Jagd aufeinander stießen, kennzeichnen einen ständigen Krieg aller gegen alle. Trophäen des Gegners zum Ausstellen sind universell, ob Köpfe oder Skalpe... Doch irgendwann kommt es zu Friedensregelungen, wir sahen sie bei den Baruya mit einigen Nachbarn, aber nicht mit allen. In anderer Weise ebenso bei den Mbuti. Eine Gruppe ist vielleicht besonders stark und kann andere unterwerfen. Ein kluger Ältester vernichtet die Besiegten nicht, sondern schafft Abhängigkeiten. So entwickelt sich ein Häuptling, dessen Ansehen in der klugen Führung von Vasallendörfern entsteht, die er weise führt und zusammenhält. Durch rituelle Kommunikation, wie durch Ringtausch von begehrten Dingen, durch Verteilungsfeste und ähnlichem entsteht ein fester Stamm. So könnte aus isolierten Gruppen eine Gentilgemeinschaft entstanden sein, die sich auf den Trobriand-Inseln auch findet, Gruppen mit eigenen Totems, die exogam heiraten können. Und ist eine solche soziale Einheit erstmal von den Geistwesen abgesegnet, wird sie heilig, die Macht des Großen gilt als „natürlich“, wie ein Gaben-Tausch-Spiel erstmal als „Männerspielzeug“ erscheint, für Männer mit zu viel Zeit, weil sie die wesentliche Arbeit von Frauen machen lassen. Zuerst bleibt die neue Gemeinschaft am Tempel matrilinear.

Da Nahrung am Göbekli Tepe leicht zu beschaffen ist, konnte womöglich das Geben als (neue) Tugend sich ein wenig analog zum Kanubau auf den Trobriand-Inseln entwickeln. So wie dort zur Vorbereitung des Kula von einer sozialen Gemeinschaft ein Kanu gebaut wird, könnte auf der Harran-Ebene im neuen Stamm oder gar Stammesbund die Sitte entstanden sein, immer mal wieder ein paar große Steine aufstellen zu lassen. Ganz ohne Eiszeit. Als institutionalisiertes Friedenszeichen eines wachsenden Gemeinwesens der Steinzeit. Das Kanu wird von Fachleuten gebaut, die durch entsprechende Gaben bezahlt/ ernährt werden. Es wird ein großer Baum gefällt, von den Zweigen befreit, dann mit Lianen von allen Dorfbewohnern aus dem Wald an den Strand gezogen und erst dort weiter bearbeitet. (455) Ganz ähnlich entstanden offenbar die großen T-Pfeiler des Tempels am Göbekli Tepe, sehen wir gleich. Sammel- und Jagdgut wird in den Lagern präsentiert, ein Teil dort ausgleichend verteilt, auch an die Steinmetze für ihre Arbeit, einen T-Pfeiler für das äußere Rund des Tempels zu schaffen. Der Rest geht als Gabe an den Großen des Stammes und wird wiederum von dem verteilt, wobei nun auch Steinmetze für die beiden großen mittigen T-Pfeiler ihren „Lohn“ bekommen. So werden die Lager der WildbeuterInnen zum Geber der Steinpfeiler, vermittelt vom Großen Mann. Alle gewinnen Ansehen dabei, wie die Fachleute durch ihre Arbeit auch. Und die Magie garantiert den Zusammenhang mit den konservativen Geistwesen – und den neuen Göttern in der Mitte.

Gehen wir noch einmal vor die mögliche Herausbildung Großer Männer zurück. Im Inneren eines solchen Stammes noch *nicht* komplexer SammlerInnen und Jäger sind – solchen Gedanken folgend – jenseits der Geistwesen und deren Ansprüche zwei Wege zur Ausdifferenzierung erkennbar: Alter und – Ansehen. Immer schon regelt das Alter die Vorrangstellung. Die Ältesten bestimmen vielleicht nicht über Krieg und Frieden, jeder kann losziehen, sie regulieren aber doch solche Pläne mehr oder weniger. Zumindest, wenn sie beispielsweise zuvor schon Ansehen aus der Jagd gewonnen haben; ein richtiger Tolpatsch kann vermutlich so alt werden wie er will, ohne je wirklich respektiert zu

werden. Dann wird Ansehen zum Antrieb kultureller Entwicklung in einfachen Gemeinschaften von WildbeuterInnen. Immer natürlich im Rahmen des von den Geistwesen Erlaubten und insofern streng konservativ, neuerungsfeindlich, doch die Nebenfolgen des Strebens nach Ansehen schaffen fast unbemerkt neue Qualitäten. Malinowski wendet sich gegen das Vorurteil, die „Wilden“ seien – zumal bei Überfluß – faul oder dergleichen. Die Leute auf den Trobriand-Inseln horten ihre Yams nicht nur gut sichtbar, weil es sich um Nahrung handele, sondern *„weil sie gerne ihren Lebensmittelbesitz zur Schau stellen“*. (1979: 209) Das gelte auch für andere Produkte: *„Sie arbeiten nicht unter dem Druck der Notwendigkeit oder um ihren Lebensunterhalt zu bestreiten, sondern geleitet von Talent und Phantasie, mit einem hoch entwickelten Sinn und großer Freude an ihrer Kunst, die sie oft als Ergebnis magischer Inspiration begreifen. Dies gilt besonders für jene unter ihnen, die Gegenstände von hohem Wert herstellen; sie alle sind gute Handwerker und lieben ihre Arbeit“*. (213) Denkt jemand dabei nicht an die Höhlenmalereien? Und das Ergebnis ist: Ansehen, ob gewollt oder nicht. Mit Hilfe eines solchen Prozesses, Ansehen zu gewinnen, ließen sich jedenfalls analytisch zwei gegensätzliche Phänomene verbinden, zum einen der strukturelle Stillstand im Sinne der Ahnen und zum anderen der real vorkommende soziale Wandel, der zum Tempelbau führte; mit oder ohne Eiszeit als besonderem Antrieb. Was auch immer am Göbekli Tepe geschah, das *Prinzip* einer solchen Friedenssymbolik ist in vielen Formen vorstellbar. Über sie wird aus kleineren verwandtschaftlich verbundenen Sippen eine größere soziale Einheit auch ohne permanente Krieg dieser Gruppen untereinander. Manchmal zwingen Bündnisse gegen einen gemeinsamen Feind in solche Richtung, Friedensverträge müssen ausgehandelt werden. Und nach einer Verbindung zu einer neuen Einheit müssen rituelle Identitäten für die neue Gemeinschaft geschaffen werden. Durch einen Tempelbau?

#### Gentilgemeinschaft?

Es ist schwer vorstellbar, weshalb eine freie Gemeinschaft, deren wildbeuterische Gruppen nur durch eine gemeinsame Sprache verbunden sind und die sich vielleicht einmal jährlich zusammen finden, einen solchen Aufwand wie am Göbekli Tepe betrieben hat. Nur für relativ diffuse geistige Mächte der Natur und an sie angepaßte Magie? Ein Tempel des Donners? Eher nicht, oder? Als Gabe für einen Häuptling, wäre eine andere Möglichkeit, die mit dem sozialen Zusammenhang des Stammes verbunden ist. Der große Wetterumschwung durch das Ende der Eiszeit käme auch in Betracht. Ebenso ein Friedensbund vor oder nach Kämpfen um die Harran-Ebene. In welcher Form das dann geschah, ist eine weitere Frage: von Identitätssymbol sprach ich eben, ein Totentempel ist angenommen worden, einer für Initiationsriten. Und in jedem Fall wirkte er als Machtsymbol. Wie konnte der Bau ausgeführt werden? Wie sollte mit jenen frühen Geistwesen kommuniziert werden, es bedurfte ja nicht nur des Gebets für oder zum Schutz vor etwas; hier waren konkrete Zustimmungen nötig: vom Steingeist zum Zerschlagen des Felsens, vom Grasgeist zum Zupflastern von Räumen... Da sind ein paar Kommandos und klare Antworten von GöttInnen und Häuptlingen oder sogar Priesterkönigen doch plausibler. Die Existenz von Königen würde womöglich Herrschaft sogar über fremde Stämme bedeuten, oder aber einen Stammesbund, der wiederum egalitär vorstellbar ist. Für den Bau eines solchen Kultbaus, wenn er freiwillig geschah, ist jedenfalls nicht nur eine große, sondern auch verbundene Bevölkerung erwartbar, eine Kultgemeinschaft mit sozialer Organisation, die sich vielleicht aus dem Prozeß des Ansehensgewinns *ergab!* Es entstand etwas anderes als das Geplante, vielleicht. Mit einer Organisationierung wie bei den Mbuti, !-Kung oder Hazda scheint eine solche Leistung eher nicht denkbar; ein paar Netze zur Jagd aufzuspannen und Wild hinein zu treiben, ist doch etwas anderes. Welche Gemeinschaft konnte den Kultbau am Göbekli Tepe errichten? Nur hier und da – so eine Lesart – gab es neben erstem Landbau saisonale Rundhütten, die in den Boden eingetieft und mit einem Windschutz oder Dach aus Strauchwerk und Fellen versehen sind, noch keine dauerhaften Gehöfte oder Dörfer auf Basis domestizierter Pflanzen und Tiere. Andere sehen bei komplexen WildbeuterInnen schon verbreitete dauerhafte Seßhaftigkeit, für die es aber nicht genügend Belege bisher gibt. Doch dann bauen diese Neuerungsfeinde urplötzlich ein für jene Zeit riesiges Heiligtum. Ein materieller Nutzen fürs Alltagsleben darf ausgeschlossen werden. In dieser Kenntnislage drängt sich durch diesen Bau vermittelt ein besonderer sozialer Wandel auf, ein Übergang in eine neue Lebensweise, aber in welche? Die Kenntnis zur Errichtung von größeren

Gebäuden könnte hier herausgestrichen sein, um vor allem die GöttInnen zu beeindrucken, die unter dem Druck des sozialen Wandels selbst erst erfunden wurden. Wenn es denn eine soziale Transformation im Sinne eines sich selbst verändernden Prozesses war, wovon ich primär ausgehe.

Um die 1.000 Jahre später entstanden in Çayönü und Nevalı Çori einzelne Tempelräume, von denen es am Göbekli Tepe in der ältesten Grabungsschicht (bisher vier gibt; ob gleichzeitig errichtet ist unklar. In jenen Orten waren weitere Gebäude aus Stein gebaut worden; ob als richtige Dörfer oder eher Kultstätten mit zusätzlichen Bauten, wie Wohnraum für PriesterInnen und/ oder Lagerhäusern, scheint nicht geklärt. Nevalı Çori versank mittlerweile im Attatürk-Stausee. Mich würde nicht wundern, wenn ähnliches noch im Schutt des Göbekli Tepe ans Licht käme. Nur das fehlende Wasser auf dem Berg läßt Zweifel zurück; es gibt aber viele Stellen in der Welt, wo Frauen und Mädchen täglich stundenlang Wasser holen gehen, weil dessen Fundplätze nicht gut zu bewohnen sind.

Daß es lange vor dem Bau des Göbekli Tepes größere Zusammenschlüsse von Gruppen der WildbeuterInnen im Sinne gelegentlicher Treffen gab, ist nicht strittig. Eine andere Fragestellung ist die nach handlungsfähigen Bündnissen mit einer gewissen Verbindlichkeit ihres zugesagten Tuns, wie es für einen solchen Bau zwingend ist. Gehört nicht auch eine gewisse Reflexionsfähigkeit dazu, mit Auffassungen und Anforderungen eines ganzen Stammes, nicht mehr nur der eigenen Gruppe umzugehen, auch wenn die von den eigenen Leuten in den Räten mit gestaltet wurden. Es geht also nicht nur um irgendwelche Stammestreffen hin und wieder zu Festen, Vereinbarungen von Hochzeiten, Tauschhandel und dergleichen. Darauf will ich mit der Nutzung der Bezeichnung der *Gentilgemeinschaft* verweisen, obwohl es natürlich auf den Namen nicht ankommt. Für jene frühe Zeit vor 12.000 Jahren und noch ein gutes Stück zurück die Existenz einer solchen, zumindest rudimentär entwickelten sozialen Organisation zu unterstellen, wie sie Morgan (1877) unter anderem am Beispiel der Irokesen des 19. Jahrhunderts beschreibt, scheint vorstellbar; er nimmt übrigens die Entstehung der Gentes zur Zeit der Erfindung der Töpferei an. Gentes (singular: Gens) sind soziale Gruppen eines Stammes in einer Gentilgemeinschaft, oder wie immer sie bezeichnet werden mag. Am Göbekli Tepe gibt es noch keine Keramik-Scherben, aber in Nevalı Çori wurden 700 kleine Tonfiguren ausgegraben; davon 30 Tierdarstellungen, sonst zur Hälfte nackte Frauen und Männer mit Schurz. (Zick, 2008) Da scheint ein großer Bedarf bestanden zu haben. Andersrum läßt sich diese große Kultanlage als Hinweis darauf deuten, es *müsse* (!) irgendeine Form sozialer Organisation gegeben haben; von nur einer kleinen Gruppe, oder durch ein hin und wieder mal Steine aufhäufen beim Vorbeiziehen der Gruppen war die Aufgabe kaum zu leisten. Und die Bildhauer arbeiten nur halbtags, nach dem Jagen? Eher nicht.

Gehen wir von Prozessen innerhalb eines bestehenden Stammes aus, könnten die Gens durch Wachstum sinnvoll geworden sein. Zu Beginn wurde eine Gruppe möglicherweise in zwei Hälften klassifiziert; die einfache Teilung in zwei nur nominelle Untergruppen einer Einheit als soziale Ordnung scheint häufig zu sein. Die Menschen folgen vorerst nur der Gewohnheit der Gruppe, in die hinein sie geboren werden, in diese Sippe, die sie zuerst nicht wie von außen auf sie sehend reflektieren. Grönbech (1954) zeigt noch für die Germanen um 1.000 nC die Verwandtschaft/ Sippe als organisches Ganzes auf, aus dem Einzelne sich faktisch nicht zu lösen vermochten. Wird die Gens zu groß, entsteht durch Teilung eine weitere, die nun beide kommunizieren und eine exogene Heirat vereinbaren können, die die Gruppen auch zukünftig verwandtschaftlich verbindet, sofern sie regional nebeneinander genug Nahrung finden – was am Göbekli Tepe offenbar der Fall war – und einen gemeinsamen Dialekt beibehalten. Dabei entstehen aber auch unterschiedliche Interessen und Vorstellungen, die zusammen zu halten durch einen Rat möglich scheint, der auch gemeinsame Ziele entwickeln und umsetzen kann. Noch ist es ein Rat der Gleichen.

In den ersten Mythen Sumers sitzen in den GöttInnenversammlungen Jahrtausende nach dem Göbekli Tepe noch Gleiche zusammen. (Vieyra, 1977: 87) Ein Obergott, der dort auch schon sichtbar wird, ist nicht so eindeutig der Boß, wie dann in Babylon Marduk und später bei den Griechen Gottvater Zeus. Eine weiter aufgeteilte Gentilgemeinschaft wäre eine soziale Struktur, in der SprecherInnen aus den Gentes existierten, die die Kontakte zu den anderen Gruppen des Stammes in Räten übernehmen; sind sie zugleich SchamanInnen? Von einzelnen dörflichen SchamanInnen ist in den Berichten über rezente Urvölker häufig (sinngemäß) die Rede, aber wie koordinieren die sich in Sachen der

Geistwesen und vielleicht schon GöttInnenkonstruktionen auf der Hochebene am Göbekli Tepe; beim Jahrestreffen der Arbeitsgruppe Animismus? Da bei der Errichtung des Kultbaus von weitgehender Arbeitsteilung auszugehen ist, wir von Dux über die Machtproblematik – besonders hinsichtlich der Geschlechter – hörten, so legen auch diese Thesen und Kenntnisse nahe, bereits eine gewisse soziale Schichtung anzunehmen. Wir haben Räte/ Oberhäupter und/ oder SchamanInnen oder schon PriesterInnen. Am Göbekli Tepe kommen *Baumeister* hinzu, die die Anlage planen und umsetzen; Frauen, wenn die auch die Erfahrung mit den Hütten entwickelten, kann ich mir nicht vorstellen. Sondern hier sehen wir Große Männer wirken, auf welcher Basis auch immer, beim Tempelbau wohl eher auf geistiger. Für den Entwurf wurden wahrscheinlich Modelle gebaut; in Nevalı Çori fanden sich entsprechende kleine T-Pfeiler und in Çayönü wurde ein Hausmodell aus Ton geborgen. (Schmidt, 2008: 80, 106) Weitere Tonmodelle von Häusern sind anderswo gefunden worden, wenn auch viel später. (Nunn, 2006: 19) Die Baumeister könnten zugleich die Bildhauer gewesen sein, wie es in der Gotik bei den großen Domen vorkam; Künstler galten noch bis ins Mittelalter als Genies (Heilige), die deshalb Göttliches schaffen konnten und *durften*! War dieser Ort schon zuvor ein (heiliges) Zentrum periodischer Treffen? Hübner spricht für die Griechen von solchen numinosen Orten und Hainen.

In den Gentilgemeinschaften aus mehreren Gentes entstehen frühe organisatorische Institutionen. Eine durch Einstimmigkeit bestimmte Führungsfigur hat noch keine Vorrechte, sie ist ausführendes Organ, kann abgewählt werden. Selbst wenn es vielleicht zuerst vorkam, Frauen zu wählen, wird wahrscheinlich von den Frauen und/ oder Männern für Aufgaben besonderer Art, die Bedeutung für die äußere Situation der Gentes haben, ein Mann bestimmt werden, schließen wir aus sehr viel späterer Zeit. Nach weiteren Teilungen werden die Gentes unübersichtlich, bei großen Stämmen wird vielleicht eine Unterteilung in zwei höhere Gruppierungen vorgenommen, die bei Morgan (mit den Griechen) Phratrien heißen, eventuell wieder mit exogamer „Heiratsordnung“. Zu jeder Phratrie gehört dann die Hälfte der Gentes. Ihre Summe bildet den Stamm, der sich gegebenenfalls mit anderen gleichsprachigen Stämmen zu einem Bund vereinigt. In alle Räte dieser Organisierung werden von den einzelnen Gentes ihre – auf Lebenszeit bestimmten, aber dennoch abwählbaren – Vorleute geschickt, die jedoch von der höheren Ebene des Rats, in den sie entsandt werden, anerkannt und ins Amt eingesetzt werden müssen. So entstehen gegenseitig abhängige *funktionale* Strukturen, in denen einzelne Personen kaum Führungsansprüche entwickeln können. Das wäre eine Möglichkeit sozialer Organisierung auch schon im Nord-Mesopotamien der Steinzeit. Bei matrilinearere Struktur kann dann nicht einmal der biologisch eigene Sohn eines Mannes zum erblichen Nachfolger in der Gens werden, sondern nur ein Bruder oder Neffe im damaligen Verständnis. Diese Gentilverfassung kann also erst einmal ein persönlicher Zusammenschluß noch gleichberechtigter Menschen sein, bevor sich über die Großen langsam soziale Differenzierungen entwickeln. Sie ergibt sich funktional aus dem Gruppenleben, so daß leicht vorstellbar ist, sie sei bereits lange vorm Entstehen der dörflichen Agrargemeinschaft verbreitete Praxis gewesen, sicher zuerst viel weniger formal strukturiert. Große Regionen konnten auf diese Weise gemeinsam, ohne permanenten Kriegszustand aller gegen alle, besetzt – wenn auch wohl nicht „besessen“ – werden; Fremde bedurften wahrscheinlich der Durchzugsgenehmigung (Khoisan). Gemeinsame Aufgaben, wie die Großjagd auf Gazellen und die Errichtung von Schutzmauern vor Beständen des Wildgetreides, scheinen mit solcher Organisierung gut lösbar – wenn es sie denn gab.

Und es gab einen Rahmen für die Weiterentwicklung hin zu jener Kultgemeinschaft mit dem von Schmidt genannten Radius von 200 Kilometern, die sich 1.000 Jahre später bis nach Nevalı Çori und jene anderen Orte ausbreitete, an denen T-Pfeiler bekannt sind. Für die Errichtung des Tempels – sehen wir gleich – reichten noch wenige Gentes aus. Aber mit der langsamen Entwicklung zur Institution des Häuptlings und wahrscheinlich zuvor die der SchamanInnen entstehen auch neue, zuerst informelle Machtpositionen, selbst wenn noch nicht Herrschaft daraus sich bildet. Neben oder aufgrund der oben geschilderten Prozesse kann wachsendes persönliches Eigentum einiger Männer ein wichtiges Motiv zur Durchsetzung einer *patriarchalen* (!) Organisation sein. Ebenso kommt der Wunsch der direkten Vererbung auf die eigenen Söhne in Frage – für manche rezenten Urvölker belegt –, die bei Matrilinearität einer anderen Gens zugehörig sind. Vielweiberei besteht meist zugunsten älterer Männer, benötigt aber eine Machtbasis und

-ideologie; ein weiteres Motiv. Der Übergang von der matriarchalen zur patriarchalen Linie wäre dann übrigens, wie Morgan betont, (1877: 58) einfach per Beschluß für die folgende Zeit bestimmbar gewesen (anlässlich der Einweihung des Tempels?). Gab es am Göbekli Tepe einen solchen Beschluß, einen Schamanen oder Häuptling für die besondere Bau-Aufgabe zu bestimmen, oder eine Gruppe? Hatten sich Männer als Schamanen einen absoluten Herrschaftsanspruch mit Hilfe der den Kultbau fordernden GöttInnen erobert, die aus eher vagen Geistwesen entstanden waren und nun in mächtigen T-Pfeilern real werden sollten? Im viel späteren Alten Testament (800 - 200 vC entstanden) gibt es Hinweise auf solche Prozesse: der charismatische Moses, der donnernde Gott Jahwe mit seinem präzisen Plan für den verlangten Tempelbau, die Stiftshütte. (2. Mose 25ff) Aber vor 12.000 Jahren?

#### Bautechnik

Die zu lösende technische Bau-Aufgabe bei diesem Kultbau in Nord-Mesopotamien war nicht so „sensationell“ wie dann das Betrachten und Empfinden durch jene, die das Bauen nicht erlebten, und sofern ich richtig damit liege, größere Gebäude seien dort bereits bekannt gewesen. Viel aufregender ist der Beschluß, diese Aufgabe anzugehen und zu vollenden. Sie bestand vor allem darin, die abstrakt menschlich gestalteten GöttInnensymbole, (Schmidt, 2008: 220) die Pfeiler mit den T-Köpfen herzustellen und vor allem, sie zu transportieren und aufzustellen. Richten wir unser Augenmerk dabei vorerst nur auf einen solchen Rundbau der untersten Grabungsschicht. Schmidt zeigt einen unfertig gebliebenen Pfeiler, der wohl um die 50 Tonnen gewogen hätte, spricht aber sonst von Gewichtern um die zehn Tonnen für die Standbilder, die nach Fertigstellung bis zu fünfeinhalb Meter aus dem Boden ragten. Es gibt einen Platz, an dem unfertige Pfeiler noch im Felsboden verblieben. Daraus wird sichtbar, sie wurden wie auf der Nase oder dem Hinterkopf liegend aus dem Stein geschlagen. (2008: 103) Dann wurden sie 100 bis 500 Meter über das Baugelände transportiert. (Schmidt, 2003) Den Bau zu errichten dauerte schon deshalb einige Zeit, weil nur wenige Leute gleichzeitig arbeiten konnten. Bei diesem Vorgehen, gleichlange Pfeiler aus einer Grube zu meißeln, ergab sich auch das „Messen“ aus der Praxis, dazu waren – ohne daß bereits Zahl-Wörter bekannt sein mußten – Körpermaße ausreichend, etwa Daumenbreite (Zoll), Fuß, Elle; es sind dort wohl konkrete Daumen, Füße, Unterarme gewesen – oder was immer.<sup>1</sup> Das Herausheben könnte mit einem Baum als Hebel erfolgt sein, indem die Pfeiler jeweils nur ein kleines Stück angehoben und dabei stetig Geröll unter die Rohlinge geworfen wurde; selbst für einen 30-Tonnen-Rohling ist das vorstellbar.<sup>2</sup> Danach konnten die Pfeiler mit Seilen (und vielleicht Holzschlitten oder -rollen?) an ihren späteren Platz gezogen und auf ihr Endmaß zugerichtet, geschliffen und dazu die Flach- und Hochreliefs ausgefertigt werden, für die vorher eine Ausbuchtung am noch rohen Stein geplant werden mußte. Es ist aber für besonders große Pfeiler ein dem Nutzungsort naher Ort für das Herstellen denkbar. Schmidt verweist auf Thor Heyerdahl, der auf der Osterinsel die Aufstellung der dort noch größeren Skulpturen untersuchte und die nötigen Handlungen auch fotografisch belegt. Der hatte Einheimische dafür gewonnen, eine der großen liegenden Steinfiguren mit Hilfe von Seilen fortzubewegen; das geschah, indem in einem Rhythmus gezogen wurde.

<sup>1</sup> Der erste bekannte Maßstab ist die Nippur-Elle, gut 4.000 Jahre alt, mit etwa 52 cm. (Wikipedia.de) Zoll-Maße wurden auf dem Festlandeuropa bis zur Französischen Revolution benutzt, bis das Urmeter als Dezimalsystem weitgehend zur Norm wurde; Holz wird auch bei uns noch nach Zoll (2,54 cm) geschnitten.

<sup>2</sup> Ein Foto bei Schmidt (2008: 103) zeigt: zwischen den einzelnen Pfeilerplatten sind schmale Räume ausgemeißelt; sie werden mit Feuerstein-Meißeln nach unten getrieben worden sein, die mit Hölzern verlängert wurden. Eine Langseite wurde breiter ausgemeißelt, weil dort Leute von der Seite den ersten Pfeiler unten frei schlagen mußten. Er war zwischendurch abzustützen, bevor das restliche Ende vom Grund gelöst werden konnte. Um einen 30 Tonnen schweren Rohling für Anlage D herauszuhebeln (6,0 x 3,0 x 0,6 m je 2,7 t/m<sup>3</sup>), könnte ein Baum mit Gabel benutzt worden sein: von beiden Gabelenden, die etwas über den Pfeiler ragten, wären dann Seile unter ihn geführt und er so über einen vor der Grube quer liegenden Stein oder Baum angehoben worden (15 t); war er mit Steinen unterfüttert, konnten die Seile für den nächsten Hub verkürzt werden und so weiter. Bei einem Hebelbaum von 11,0 m und Kippunkt bei 1,0 m mußten immer noch 1,5 t gedrückt werden. Abzüglich Baumgewicht (~Ø 0,5 m, 1,2 t) blieben 0,9 t zu drücken. An 25 Personen (40 kg) an zwei oder drei Querbäumen waren nötig. Allerdings wird der Pfeiler bei einem Hub von 1,5 m nur 15 cm gehoben, die Seile durften also nicht elastisch sein beziehungsweise mußten sie mit Keilen auf dem Hebel gespannt werden. Nun habe ich den Rohling ziemlich groß gewählt, eine Grobbearbeitung würde vielleicht gleich nach dem Ausheben vorgekommen, um den Transport zur Bildhauerwerkstatt zu erleichtern. Dann sind gut zehn Tonnen beim Transport auch für die großen Pfeiler wieder realistisch. Wahrscheinlicher ist ein anderer Weg für die großen Pfeiler der Anlage D: als die felsige Bodenfläche plan gemeißelt wurde, blieben zuerst blieben zwei Kuben (wie Tische) stehen, dann wurde von den Seiten her die breite Unterseite rundum weggeschlagen. So war kein langer Transport nötig.

Umgestürzt worden waren sie übrigens bei kriegerischen Auseinandersetzungen auf dem kleinen Eiland. 180 Männer transportierten auf diese Weise eine zwölf Tonnen schwere Figur immer leichter an einen anderen Platz (runde Steine im Boden können das sehr erleichtern). Das Aufrichten einer gestürzten Figur zurück auf ihre Plattform – die Figuren der Osterinsel stehen selbständig ohne eingegraben zu sein – wurde von zwölf Inselbewohnern vollbracht, indem sie Hebel ansetzten und jeweils kleinere Felsbrocken unter den oberen Teil der Figur schoben, so daß eine Rampe entstand, bis die Figur etwa in Schräglage von 45 Grad lag und mit Seilen aufgerichtet werden konnte. Das Herausmeißeln einer Skulptur aus dem Fels (in anderer Weise als am Göbekli Tepe) wurde ebenfalls über einige Tage hinweg getestet, es ergab sich: für die Herstellung einer vier bis sechs Meter hohen Figur würden sechs Männer wohl etwa ein Jahr brauchen; für mehr Leute war auch kaum Platz. (Heyerdahl, 1963: 330f)<sup>1</sup> Lösbare Aufgaben also auch für jene viel frühere Zeit am Göbekli Tepe. Ich erwähnte schon, in welcher Weise auf den Trobriand-Inseln ein großes Segel-Kanu gebaut wird; dort wurden zum Ziehen des rohen Stammes mit Lianen um 1915 Holzrollen benutzt. (Malinowski, 1979: 201) Auch daraus ließen sich Ableitungen zum Göbekli Tepe denken.

**Hypothetischer Stamm mit 100 Personen** bei WildbeuterInnen; zitiert in Helbling (1987: 156)

Altersgruppen: Personen

0 - 4:	22	5 - 9:	18	10-14:	14	<b>15-19:</b>	<b>12</b>	<b>20-24:</b>	<b>10</b>	<b>25-29:</b>	<b>8</b>
30-34:	6	35-39:	4	40-44:	2	45-49:	2	50-54:	2	55---:	2

Wenn nur von Männern beim Bewegen der großen Pfeiler ausgegangen wird, was wegen eines möglichen Tabus gegenüber Frauenberührung durchaus denkbar ist, mußten, um 180 von ihnen zum Ziehen gleichzeitig dort zu versammeln, etwa um das Vierfache, also an 750 Menschen als deren Gruppen zusammen kommen. Das scheint machbar, wenn die gezeigte Tabelle zum „Hypothetischen Stamm mit 100 Personen“ (in Helbling) vorausgesetzt wird; statt 25 Männern wären es nach der Tabelle 30, wenn von einer Beteiligung der 15 bis 29-jährigen Männer ausgegangen wird. Selbst wenn eine sammelnde und jagende Gruppe/ Gens von durchschnittlich 50 Personen unterstellt wird, was eher zu viel ist, wären 15 Gruppen zu koordinieren gewesen; auch 25 Gruppen je 30 Menschen scheinen unproblematisch, da ein großes fruchtbares Gebiet zur Verfügung stand, aus dem sie kommen konnten, auch ohne schon die Gesamtfläche mit dem Radius von 200 Kilometer anzunehmen. Auch ein Bautrupps von 500 Personen, wovon Schmidt spricht, (nach Zick, 2008) scheint möglich. Weniger, vielleicht ein Stamm von nur 500 Personen, sind technisch auch denkbar. Dauerhaft waren an der Baustelle so viele Leute eher nicht einsetzbar, weil zu einem guten Teil hochspezialisierte Steinmetze arbeiten mußten, die den Zeitablauf bestimmten. Auch die Stemmwerkzeuge mußte ja „in Serie“ immer neu hergerichtet werden. An welchen Objekten mögen die ihr „Handwerk“ gelernt haben? Bei kleineren Arbeiten zuvor? Im noch unausgegrabenen Teil des Hügels? Schmidt fand ein Bildhaueratelier. (2008: 111) Es ist vorstellbar, daß solche großen Arbeitseinsätze anlässlich lange bestehender gemeinsamer Feste oder Rituale begonnen wurden, wie immer Stammestreffen vereinbart werden konnten. War schon die Tag- und Nachtgleiche bei Winter- oder Sommer-Sonnenwende bekannt? Wurde in Monden gezählt? Hinweise auf Himmelsbeobachtung gibt es bislang nicht.<sup>2</sup> Eine Boten-Staffel zur Benachrichtigung aller Gruppen ist ebenso denkbar. Von Versammlungsplätzen für regelmäßige Zeremonien ist bereits – wie in der ebenfalls günstigen Region Südfrankreich – für die Zeit des Magdalenien die Rede. Für die einfacheren Arbeiten des Sammelns von Steinen und des Errichtens der Mauern und dergleichen waren dann mehr Menschen einsetzbar, zumal wenn – wie Schmidt annimmt – zuvor an langen Mauern Erfahrung gewonnen wurde, um Tierfallen und Schutzwände vor Wildgetreideflächen zu errichten. Auch solche Arbeiten sind gut vorstellbar, wenn wir an die vielfältigen Kulturen denken,

<sup>1</sup> Neuere Versuche auf der Osterinsel zeigen, die dortigen Figuren konnten auch im Stehen von 18 Männern weit verschoben werden (ähnlich macht es mein Nachbar, ein Bildhauer, mit hohen Stahlskulpturen: er „tanzt“ mit ihnen zum gewünschten Ort).

<sup>2</sup> Die Karte des Göbekli Tepe, die Zick (2008) publizierte, eine neuere Ausgabe der von Schmidt (2008), läßt vermuten, die Anlage D habe 13 kleinere Pfeiler im äußeren Rund gehabt; so viele sind auch in Anlage C verbaut, wenn dort auch nicht nur im Rund, sondern auch in den äußeren Doppel-Mauern; hinzu kommen jeweils zwei große Mittelpfeiler. 13 Pfeiler könnten auf das Mondjahr verweisen; Graebner sieht Hinweise darauf, ältere Stern-Tierkreise hätten 13 Bilder gehabt. (1924: 120) Hinzukommen die Hauptpfeiler als vielleicht Sonne und Mond, die oft hohe GöttInnen waren. Schmidt (Documenta Praehistorica XXXVII, 2010: 245) geht bei Anlage D von nur einem fehlenden T-Pfeiler, also von insgesamt in der Mauer zwölf aus; daraus ergäben sich an der Rückseite ungewöhnlich große Zwischenräume.

die per Hand ganze Bergwelten mit (allerdings kleinen) Mauern zu Terrassenlandschaften umbauten (zum Beispiel im heutigen Eritrea oder in Asien).

Schmidt spricht von einem Einzugsgebiet von 200 Kilometer Radius um den Kultbau, das aber wohl erst im Laufe der Zeit sich entwickelte. Diese Größe ergibt sich aus der Lage weiterer bekannter Orte ungefähr jener Zeit, denen eine gemeinsame Religion und daher als Kultgemeinschaft Interesse an diesem Bau zuzuordnen möglich sei (um Berlin gemessen reicht die Strecke bis Rügen). Es gibt heute in der Nähe Standorte, aber noch keine Ausgrabungen dort, wo aus dem Boden herausstehende T-Pfeiler ein surrealistisches Gemälde aufscheinen lassen, schreibt er. (2008: 202) Ein Radius von 200 Kilometern ergibt eine Fläche von gut 125.000 Quadratkilometern. Bei rezenten Völkern von WildbeuterInnen werden Größen der Stämme um 500 bis 800 Personen gefunden; Gruppen hatten 20 bis 70 Mitglieder. Ein Stamm von 500 Personen benötigte in günstiger Umgebung etwa 10.000 Quadratkilometer Land. (>Burenhult, 2004: 93) Bei einem Radius von 70 Kilometern ergibt sich bereits eine Fläche von 15.400 Quadratkilometer, die für 750 Personen ausreichend wäre. Auch das Vorhandensein „vieler Gazellen“ bedeutet kaum, in den weiten Landstrichen ständig über die flüchtigen Tiere zu stolpern. Gab es genug brauchbare Wohnplätze? Die Ebene um den Göbekli Tepe bot scheinbar mehr als genug Raum, um auch die größere Baugruppe zu bilden. Offen bleiben Fragen, wie der Bau im einzelnen organisiert, oder wie vor Ort die Nahrung bereitgestellt wurde. In welcher Jahreszeit geschah das, mußte das Wildgetreide gerade reif sein, um in der Umgebung für kurze Zeit so viele Menschen zu ernähren? Oder gab es überall Stellen, an denen gerade geerntet werden konnte? Es wurden an der Baustelle etliche Reibschalen zum Kornmahlen gefunden. Wie wurde das Fleisch herangebracht und aufbewahrt, wie das Getreide und das Wasser, das es oben am Kultbau nicht gab? Das Bier nicht zu vergessen. Es bleibt auch offen, ob die Gruppen insgesamt am Fuße des Göbekli Tepes längere Zeit an der Baustelle selbst lagerten, oder jeweils nur die benötigten Arbeitskräfte.

#### Kompetenz zur Welterklärung

Möglichweise hat es drei (!) Auszüge des Homo sapiens aus Afrika gegeben. Nachdem sich die arroganten Kinder von Mutter Eva, die dauernd die Felsen mit Bildern beritzten, dem Zorn von Opa Erectus entzogen und sich ein wenig abseits lagerten, entwickelte die kleine Gruppe sich so prächtig, daß sie bald neue Gruppen abteilen mußte. So kam die eine ans Rote Meer, deren Nachkommen setzten vielleicht über und entwickelten sich in gut zehntausend Jahren über Süd-Mesopotamien, Indien und Neuguinea schließlich bis Australien. Eine andere Gruppe des Homo sapiens bildete Ableger den Nil hinab nach Norden Richtung Schwarzes Meer. Ein Zug schließlich vermehrte sich diagonal durch die Sahara bis Gibraltar und in die Pyrenäen, wie Felsbilder an der Strecke wahrscheinlich machen, Bilder, die auch jene herstellten, die nach Südafrika zogen. Diese Bilder werden den Vorfahren der Khoisan (Bushmen) zugeordnet, die heute in der Kalahari siedeln. (>Bild-2, 1976: 240) Vielleicht war es das Ausbleiben des Regens in der östlichen Sahara vor 70.000 Jahren, (Burenhult, 2004: 261) die den Homo sapiens an die Ränder dieser Wüste drängte, an den Rand Afrikas und darüber hinaus: verdrängte, muß es wohl richtig heißen. Denn Menschen und Tiere sind seßhaft, an einen (Heimat-) Ort, eine Region gebunden, so lange es möglich ist; selbst in extrem kalten Zonen bleiben sie, solange Nahrung gewonnen werden kann. Die klimatische Zerstörung eines Lebensraumes und/oder die entstehende Überbevölkerung, sei es durch Zuwanderung aus dem Inneren der Wüste, sei es durch Wachsen der am Rande lebenden Bevölkerungen, zwingt Menschen aus ihrem jeweiligen Siedlungsgebiet ein Stückchen weiter, immer weiter und weiter. Ob der Homo sapiens dabei den Homo erectus verdrängte, oder der von allein ausstarb, weil er vielleicht auf zu großen Flächen verteilt lebte, wer weiß. Brachte sapiens neben neuem Wissen womöglich neue Krankheiten, gegen die jenen die Immunität fehlte? Die Kulturzeugnisse des Homo sapiens weisen ihn vom Anfang unserer Kenntnis über diese Art als hochqualifiziert aus. Werkzeuge und Kunst zeigen die Überlegenheit. Frühe Siedlungsplätze, auch Bauten, Handelsbeziehungen, Nahrungsgebrauch lassen eine Lebensweise erkennen, die nicht mehr sehr präzise als „Sammler und Jäger“ nur zu bezeichnen ist. Sicher änderte er seine Wohnplätze nach den Jahreszeiten, bildete Jagdlager ergänzend zum Hauptwohnplatz, zog an die entsprechenden Flüsse, wenn etwa Fische zurück an Laichplätze kamen, orientierte sich auch an den großen Herden oder am Wachstum bestimmter Pflanzen, wo es nötig war.

Der Homo sapiens war offenkundig viel früher als oft gedacht in der Lage, sein Leben selbst zu bestimmen, nicht mehr bloß Anhängsel der Launen der Natur. Er wurde dies nicht erst mit Beginn dieser besonderen neuen Selbsthaftigkeit als Landwirtschaft mit Domestizierung von Pflanze und Tier. Ob er überhaupt je zu dem Bild paßte, als habe er in völlig freien Beziehungen gelebt, alle Individuen einander gleich, darf aus guten Gründen bezweifelt werden. Eingebunden in die Familiensippen waren diese Menschen Teil eines Organismus, an den sie sich anzupassen hatten, weil sie allein oder als nur eine Familie kaum überleben konnten, ja, sie wußten lange nicht, es könne eine Alternative zu dieser organischen Anpassung geben. Kinder, Erwachsene, davon die Alten, vor allem aber Männer und Frauen unterschieden sich, hatten unterschiedliche Aufgaben und Ränge einzunehmen, bildeten unterschiedliche Qualifikationen aus und gewannen unterschiedliches Ansehen, in engen Grenzen auch bereits so etwas wie Besitz. Besitz, der vielleicht ständig zu erneuern war, aber jene, die ständig das beste Werkzeug produzierten, die besten Nahrungsplätze fanden, am besten Waffen herstellten und nutzten, konnten wohl auch leichter größere Familien gründen. Wer die Zeit gut nutzen konnte, war in der Lage, Dinge zu produzieren, die andere nicht herstellen konnten, etwa Perlen aus Knochen, wie sie in frühen Gräberfunden zu Tausenden entdeckt wurden. Diese Menschen lagerten nicht unter Büschen über Nacht wie Tiere, sondern früh in Hütten und Häusern, wenn nicht Höhle oder Abris zur Verfügung standen. Und sie lebten unter Geistwesen, die ihnen die Logik des prä-operativen Denkens und Glaubens und die Elemente der Natur vorgaben. Nur besondere Ereignisse änderten ihr Leben und Denken. Trafen sie auf andere Stämme ging es um Leben und Tod, wenn es nicht gelang, zum beiderseitigen Wohl Gemeinsamkeiten zu entwickeln, durch Verwandtschaft oder Handel oder gemeinsame Jagd vielleicht. Als die Eiszeit auf ihrem Höhepunkt die Menschen nach Süden und vielleicht besonders nach Südwesten trieb, gab es viele neue Begegnungen. Dann änderten sich die Lebensgrundlagen, Pflanzen und Tiere wechselten in den Regionen, aus Kräuter-Tundra wurde vielleicht Wald. Auf das alles mußte reagiert werden, durch Änderung des Lebens, durch *Lernen!* Lernen von Sprachen, die Sitten und Gebräuchen des Alltags wie des Religiösen bei anderen, lernen über Pflanzen und Tiere, über das Wetter und neue Geistwesen. Lernen neuer Techniken für Werkzeuge und Waffen; das Malen auch. Die Horizonte weiteten sich durch Erleben und Erzählungen. Wer überleben wollte, mußte die besseren Ideen haben, mit der neuen Welt umzugehen.

Lernen war auch die entscheidende Notwendigkeit am Ende der Eiszeit in Nord-Mesopotamien. Auch hier änderte sich das Leben gravierend. Daß es durch den Klimawandel dort besser werden würde, war lange nicht zu erkennen. Zuerst werden die Menschen versucht haben, sich den ändernden Standorten der Tiere und Pflanzen anzupassen, die sie kannten. Wanderungen entstanden. Land war neu in Besitz zu nehmen, vielleicht zu erobern. Kundige Führer gewannen an Einfluß in den Gruppen, Krieger auch, die den Boden sicherten und dessen Macht verkörperten. Und die Kenntnis über die Geistwesen wurde immer bedeutender, neue wurden wichtiger, wenn etwa der Himmel einzustürzen drohte. Hunderte von Jahren vergingen vom Beginn der Erwärmung bis zum offiziellen Ende der Eiszeit just zu der Zeit, als der Göbekli Tepe einen Tempel erhielt. Eine lange Zeit, in der sich diese vielfältigen Prozesse abspielten, ein Kommen und Gehen von Völkern vielleicht, aber auch von Antworten auf diese Krise. Irgendwann hat sich jener Stamm auf dieser Ebene etabliert, mit dem wir es zu tun haben, wenn wir den Göbekli Tepe analysieren. Ein soziales System mit neuen Ordnungsbeziehungen der Gruppen, mit erlernten Fähigkeiten auch, die über das Wissen und Können früherer Generationen hinauswachsen mußten, wohl auch über das der Nachbarn. Fähigkeiten, die entwickelt werden mußten, um das Neue verstehen und handhaben zu können. Ein Stamm, der sich zur Kultgemeinschaft verbunden hatte, zur Vorstellung einer sozialen Einheit. Dafür mußten Vorleute in den einzelnen Gruppen heraustreten, wenn nicht mehr nur ein Palaver Aller alles regeln konnte, um zu koordinieren, das Alltägliche wie das Geistige. So entstanden weltliche und geistige Eliten durch Struktur- und Machtprozesse mit Nebenfolgen. Ein Stamm, der sich sicher fühlte an seinem heiligen Berg, so sicher, daß nicht eine Burg entstand, sondern ein Heiligtum als Zentrum des neuen Lernens und des Wissens über die sich ändernde Umwelt und die Kräfte der Natur. Das Heiligtum eines erweiterten Weltbildes, dessen GöttInnenwelt in der Lage war, den neuen Himmel über der Ebene zu stützen, war vielleicht besser als Waffen, um die Nachbarn friedlich zu stimmen. Ein Heiligtum mit der Kompetenz der Erklärung der neuen Epoche entstand, ein Orakel der Steinzeit.

Tausend Pfeiler...

Wenn ich an die fast untergegangene Geschichte Amerikas vor Kolumbus denke, wo lange die ausgeprägten landwirtschaftlichen Kulturen mit ihren großen Erdbauwerken (Mounds) am Amazonas und am Mississippi „übersehen“ wurden, (Mann, 2005; Josephy, 1998) frage ich mich, ob nicht auch vor der Zeit des Kultbaus am Göbekli Tepe dort eine noch nicht entdeckte Kultur bestehen konnte; eine nicht entdeckbare vielleicht, weil alle Spuren verweht oder versunken sind, zuletzt in den vergangenen Jahren die an den Flüssen, nachdem Staudämme sehr viel Land überschwemmen ließen, das für Lagerplätze bevorzugt war. Für welchen Glauben standen die neuen Tempel, welcher Realität entsprachen sie? Wie ist der Zusammenhang mit der neolithischen Revolution im Sinne einer langsamen strukturalen Veränderung zu denken, wie Childe sie sah? Auch wenn seine Theorie, Landwirtschaft habe an Oasen begonnen, sich nicht bewährte, sondern nun die Hilly Flanks im Goldenen Dreieck durch die Braidwoods richtig dafür bestimmt sind. Der Wandel erscheint angesichts der riesigen Flächen von Wildgetreide und großen Gazellenherden, von denen bei Schmidt die Rede ist, doch eher als langsamer Übergang; warum sollte ohne Einfluß von außen Streit dort entstehen? Gab es Auseinandersetzungen solcher Gruppen, die anfangen sich seßhaft niederzulassen, mit anderen, die auf ihren Feldern trotzdem ernten wollten, wo sie nicht säten? Kämpfe gegen solche also, die diese Neuerung für dämonischen Zauber hielten und den alten Geistwesen Genugtuung erhalten wollten, die das Aufreißen von Mutter Erde als Frevel sahen? Mußten also entstehende Dorffelder dem Einfluß von SammlerInnen und Jägern entzogen werden. Weil das Wachsen doch von Geistwesen und nicht von Bauern erzeugt wurde? Bei den Pygmäen gibt es Hinweise darauf, sie würden bei den Nachbarn stehlen und dies mit solchem Anspruch begründen. (Seitz, 1977: 127) Endete der Kult vom Göbekli Tepe nach 2.000 Jahren durch einen Sieg der Bauern? Revolutionen wollen typischerweise die Herrschaft verbreitern, sie auf mehr Schultern verteilen, und zugleich die die Revolution tragende „Masse“ wieder zurückdrängen. Warum Kämpfe um die neue seßhafte Lebensweise, wenn noch alle Menschen oder Familien in ihren Stämmen autonom waren, tun und lassen konnten, was sie wollten, gehen konnten oder bleiben? Zumal es auf der Ebene des Göbekli Tepe genug Platz gab, um reichlich Nahrung zu haben? Unterjochten Jäger-Krieger die Bauern? Forderten sie Tribut als Entschädigung für die verlorenen Flächen? Ist es nicht eher der Gedanke seßhafter Lebensweise, ihre Region zu kennzeichnen durch einen solchen Bau? Wer weiß. Das scheinen jedoch alles Problemstellungen zu sein, die denkbar und zu prüfen sind. jedenfalls entstanden dort Gruppen und eine große Gemeinschaft, die heute als komplexe SammlerInnen und Jäger bezeichnet werden.

Bisher sprach ich nur von einem Rundbau der ältesten Schicht direkt auf dem Göbekli Tepe. Doch insgesamt sind dort per Bodenradar um die 200 T-Pfeiler geortet worden, die aber wohl aus jüngeren Schichten stammen und kleiner sind. Vielleicht entsprechen die weiteren Anlagen der Größe des Kultraums in Nevalı Çori, auf den auch noch einmal zu verweisen ist. Und dann gibt es weitere T-Pfeiler östlich von Urfa am Sefer Tepe nahe Viranşehir zwischen Urfa und Mardin sowie Kecili oder auch Karahan, wo sie bizarr in großer Zahl aus dem Boden ragen; auch von Körtig Tepe und Çayönü ist die Rede. Diese Orte liegen in der Nähe des Vulkans Karacadağ, wo Schmidt die potentielle Heimat unserer Kulturgetreide erkennt. Viele dieser T-Pfeiler sind nur anderthalb bis zwei Meter hoch. (2008: 202f) Diese Orte, und mancher unbekannte Platz mag noch dieser Kultur angehören, dazu der vermutete steinzeitliche Ort unter der Altstadt von Urfa, bilden den Raum der von Schmidt angenommenen Kultgemeinschaft. Ausgrabungen gibt es an diesen Orten offenbar nicht; die Zahl von „Tausend Pfeiler...“ ist dabei von mir völlig fiktiv gesetzt. Wurde mit der Anlage D auf dem Göbekli Tepe also tatsächlich einer der drei oder vier ältesten Bauten jener Kultur besprochen, dann ließe sich fragen, ob deren Verfüllung vielleicht Platz für jene Anlagen mit kleineren Pfeilern schaffen sollte, die eine wachsende Gemeinschaft für ihre Kulte benötigte, immer mehr T-Pfeiler für Friedenskulte im Sinne der Trobriand-Inseln? Eine Entwicklung, die womöglich im Laufe der nächsten zweitausend Jahre, bis der Göbekli Tepe aufgegeben wurde, stattfand und dann erlosch?

Mehrere Prozesse am und auf dem Göbekli Tepe verlangen aus der Sache selbst heraus einen Vorlauf, haben wir gesehen: beim Entwurf des heiligen Hauses, in der Bildhauerei, dem Pfeiler- und Mauerbau. Ob nun Mauern für Tierfallen und als Schutz des Kornes wichtig waren, oder nicht. Es gab schwierigere Aufgaben, vor allem die soziale Entwicklung der engeren Bau- und Planungsphasen, die einzuüben waren. Von einer relativ simplen Form der Wildbeuterei ausgehend, von Lagern mit einfachen Hütten und

Selbstversorgung der Familiengruppen zu einer Organisierung im Sinne einer Gentilgemeinschaft zu kommen, wird lange Zeit gebraucht haben.

Das Selbstverständnis, nun nicht nur einem sozialen Zusammenhang mit Nachbargruppen anzugehören, mit denen es meist Friede, immer wieder aber auch Krieg gab, ändert sich radikal. Da waren Bündnisse zu schmieden, mal so mal anders. Und mit der Herausbildung einer Organisierung des Stammes und später Stammesbundes entstehen auch Verpflichtungen gegenüber dem Stammesrat, der seine Kraft und Legitimation von Geistwesen und GöttInnen bezog. Ein anderer Blick auf das Ganze wird nötig. Die Vorleute, die die Gruppen im Rat vertreten, bringen andere Ansichten und Interessen zurück, die nun mit zu reflektieren sind. Das kann alles noch auf Konsens beruhen, wie – ein letztes mal – bei den Irokesen. Das gilt auch für den Tempelbau. Doch ist er einmal beschlossen, gibt es Verpflichtungen. Auch die können kaum erzwungen werden, wenn sich eine Gruppe das anders überlegt. Aber es gibt auch den informellen Zwang mit der Ehre, oder daß das „Einschlafen“ (wie bei den Mbuti) bei der Bewältigung der Zukunft gegen die neuen GöttInnen gerichtet ist, gegen den Zusammenhalt des Ganzen. Nicht weniger wahrscheinlich als ein völlig egalitärer Konsens als Basis des Stammes ist aber die Herausbildung hierarchischer Strukturen, die doch im sozialen Organismus angelegt sind über Geschlecht, Alter, Körper- und Geisteskraft... Sei es mittels des Großen Mannes in der Form über Ansehen, Verteilungsfeste, oder wie auch immer dort. Auch ein Großer als Kriegshäuptling kommt in Frage.

Für das Gebiet von den Pyrenäen bis Südfrankreich wird am Ende der Eiszeit eine Bevölkerung von nur bis 3.000 Menschen angenommen, die dann aber schnell anwuchs. (Burenhult) Eine solche Vorgabe macht es nötig, auch für Nord-Mesopotamien mit möglichst niedrigen Zahlen zu argumentieren. So entstand bei mir als Mindestzahl der Kult- und Baugemeinschaft eine Stammesgröße von um die 750, die zufällig jener Zahl der Arbeitskräfte entspricht, die Heyerdahl vorgab. Tatsächlich sind eher knapp 1.000 Personen für den Stamm anzunehmen, denn nicht alle werden jeweils zur Stelle gewesen sein. Und das Gelände war groß genug für mehr. Doch wenn wir dabei bleiben, es sei gelungen, mehrfach 180 erwachsene Männer für die Bewältigung der Pfeileraufstellung zusammen zu bringen, dann heißt das auch, dort trafen nicht nur Jäger, sondern auch *180 Krieger* zusammen, wenn auch nur für jeweils kurze Zeit. Doch in den Lagern fehlten sie ohnehin oft, weil sie zur Jagd oder zu kleineren Kriegszügen unterwegs waren, die Lager mußten ohnehin ohne sie über längere Zeiten funktionieren können, unterstützt nur von wenigen Jägern. Warum sollte eine Hauptmacht dieser Krieger unter solchen günstigen Bedingungen künftig nicht größere bewaffnete Züge unternehmen? In jener Zeit vor 12.000 Jahren eine Truppe von 180 Kriegern aufbieten zu können, läßt andersherum plausibel werden, daß auf dem Göbekli Tepe nicht eine Burg, sondern ein Tempel errichtet wurde, dessen Verteidigungsfähigkeit eher in Frage steht. Ein solcher Stamm mußte sich in jener Zeit jedenfalls kaum vor Menschen fürchten. Ob das jedoch auch für die Nachbarn gegolten hat? Spätestens mit dem Tempelbau mußte allen dort klar werden, welch gewaltiges weltliches Potential der Macht sich neben der religiösen entwickelt hatte. Von daher ist die Kraftentwicklung, die von diesem Bau symbolisch ausging, vielleicht jenseits aller Verbindung zur Domestizierung von Korn und Schafen zu bedenken. War dort ein Kriegervolk entstanden, eine Armee der Steinzeit, mit guten Waffen, wie die Funde von Pfeilspitzen zeigen? (Schmidt, 2008: 127) Die historischen Momente, wo eine solche Möglichkeit nicht auch genutzt worden wäre, sind vermutlich selten. Handelswege konnten gesichert werden, um noch mehr Reichtum zu akkumulieren. Der Gedanke läßt sich aber auch zur Landwirtschaft hin fortsetzen: die Krieger fordern Tribut, was die Produktion ansteigen läßt. Naturnutzung ist damals die wesentliche Möglichkeit, in großem Umfang sich zu bereichern. Und zur Erfüllung von Tributpflichten wäre organisierte Landwirtschaft ein guter Weg... Anders als bei den Mbuti ist nicht Fleisch abzuliefern, sondern Getreide und Gemüse. Doch das führt nun wirklich etwas zu weit.

Zwischenstand: Den Himmel stützen

Nach acht Monaten Beschäftigung mit der Analyse des Sozialen um den Göbekli Tepe kommt es mir so vor, als sei eine erste Stufe eingegrenzt; falls es eine weitere Stufe überhaupt noch geben wird; jedenfalls ist an einigen Fragen weiter zu arbeiten. Von der *Rekonstruktion* der sozialen Entwicklung ist noch keine Rede. Aber es wurden doch einige Hinweise gefunden, die wahrscheinlich den Rahmen abstecken, in dem jene

Entwicklung stattfinden konnte. Aufgrund dieses Materials ist sowohl technisch wie geistig und sozial dort eine Gemeinschaft vorstellbar, die den Tempel bauen konnte, ohne ihr für die damalige Zeit extreme oder gar „wundersame“ Kenntnisse unterstellen zu müssen. Auch von SammlerInnen und Jägern dort auszugehen, muß nicht auf Unglauben stoßen. Allerdings ist von überwiegend seßhaften, komplexen SammlerInnen und Jägern auszugehen, die die nötige soziale und technische Organisation entwickelt hatten. Die Vorstellung, noch von ganz egalitären Gruppen auszugehen, liegt nicht völlig außer Reichweite, scheint aber unwahrscheinlich. Auf der anderen Seite ist ebenso eine streng hierarchisch organisierte Gruppierung denkbar, bis hin zu einer Kriegergemeinschaft, die SklavInnen einsetzen oder Fronarbeit anderer Gruppen oder unterdrückter Schichten des eigenen Volkes arbeiten lassen konnte. Ob hier die Landwirtschaft durchgesetzt wurde, oder das Ende dieser Kultgemeinschaft eher das Gegenteil bezeugt, scheint offen zu sein. Plausibel ist eine Gemeinschaft mit relativer Gleichheit der Männer/ Familienvorstände, in der sich in den einzelnen Gruppen und Gentes schon Ansehensunterschiede entwickelt hatten, wie sie mit dem Modell des Großen Mannes beschrieben werden. Ein Prozeß gegenseitiger Respektierung, wie über einen Gaben-Tausch, könnte ein Modell der Friedenssicherung gewesen sein. Ein Zusammenschluß solcher Gruppen im Sinne einer Gentilgemeinschaft ist gut vorstellbar, um langsam eine relativ große Region als wachsende Kultgemeinschaft für sich in Anspruch zu nehmen. Religiöser Glaube auf dem geistigen Niveau von Mythen des frühen Sumers oder auch des frühen Ägyptens ist dieser Bevölkerung zuzutrauen, wie auch die Vorstellung über das alltägliche Denken in den Rahmen paßt, den die bekannte Geschichte des Homo sapiens zu jener Zeit darstellt. Der prä-operationale Mensch im Sinne Piagets konnte die Situation meistern. Die historische Phase des Proto-Neolithikums mit der primären Ernährung aus Wildgetreide und der Jagd von mittelgroßem Wild zusammen mit ersten frühen Siedlungen, die mit Handelswegen und entsprechender Wissensvermittlung verbunden waren, ergänzt das Bild. Zum Handelspunkt Jericho entstand vielleicht eine Beziehung, in welcher Weise auch immer. Und doch haben wir es wohl mit Menschen zu tun, die sich nicht als Gestalter ihrer Welt verstanden, wenn sie das auch längst waren, sondern als Teil einer religiös verstandenen Umwelt. Wie auch deren Große Männer den einfachen Leuten damals als Bestandteil einer höheren Macht erschienen, herausgehoben von neuen religiösen Kräften, nicht durch individuelle Leistung, die ja erst durch die GöttInnen möglich waren. Rudimentär wachsende Individualität gab es, wurde aber nicht als solche gesehen, sondern als göttliche Gabe. Sippe und Stamm als Ausdruck der Gemeinsamkeit mit den Ahnen und GöttInnen waren ewige Gegenwart und Zukunft. Speerschleuder, Bogen und Pfeil bestimmten nennenswert den Wohlstand und im Zweifel das Verhältnis zu Nachbarn und deren feindlichen Zauber. Lebensaufgabe, soweit schon zu denken, war die Erhaltung der Lebensweise der Ahnen – bis das Wetter umschlug und der Himmel seinen Tribut forderte... Vielleicht.

Versuche ich mir – wie in einem Traum – die Lebenswelt am Göbekli Tepe vorzustellen, und zwar vor der Errichtung des Bauwerks, dann sehe ich an verstreuten, günstig gelegenen Orten kleine Gruppen von Lagern, wo es Schutz vor Witterung und wilden Tieren gibt, wie auch vor Feinden. Orte in der Nähe von Wildgetreidewiesen. Es gibt vielleicht fünf solcher kleiner Siedlungen, deren im Schnitt fünf Dörfer, um nicht ständig wegen irgendeines Krautes überqueren zu müssen, mit etwas mehr als Steinwurf-Distanz zueinander an Flüssen liegen, und doch dicht genug zusammen für die Empfindung als einer Gens.<sup>1</sup> Die Dörfer umfassen um die 30 Personen in vier bis sechs Hütten. An einer Stelle ist zusätzlich ein Zentrum entstanden, wo der Große Mann von Urfa lebt. Sein eigener Hof mit von stabilen Pfosten getragenen Häusern sticht aus der sonstigen Qualität der Hütten der Lager hervor, wie sie auch um diesen Hof herum zu finden sind. Krieger/ Jäger, die seine Gefolgschaft bilden, wohnen mit ihren Familien wie alle anderen des Stammes in kleineren Hütten; sie halten Verbindungen in die Lager ihrer Verwandten. In einigen der Hütten arbeiten Handwerker, die nicht mehr jagen gehen, während ihre Frauen und Kinder noch wie die anderen die Grundnahrung täglich sammeln und die Früchte dieser Arbeit heimbringen, wie es üblich ist in diesem Volk. Nur Fleisch mit seinem besonders hohen Nährwert tauschen Handwerker gegen ihre Produkte ein, die in hohem Maß vom Großen Mann bestellt werden. Immer wieder kommen auch Händler

<sup>1</sup> Hier wurde auf die zum Bauen geschätzte Mindestzahl gerechnet: fünf Gentes je 150 Menschen; oder fünf Gruppen von je fünf Lagern je 30 Leuten. Vermutlich ist es sinnvoll, die doppelte Zahl anzunehmen. Aber frühe Völker gelten als klein, die große Gebiete benötigten. Malinowski fand auf den Trobriand-Inseln Siedlungen mit mehreren Dörfern in Steinwurf-Entfernung am Strand einer großen Lagune. (1979: 235)

vom Handelsweg Palästina - Anatolien in den Ort, die solche Produkte eintauschen. Und hier leben Leute mit der Fähigkeit der Welterklärung, weise Leute, die Geistwesen und Zauber erklären können, die dieses Volk allumfassend umgibt. SchamanInnen, die die Zeichen der Vögel deuten, die die Wahrheit und das Recht im Streitfall bestimmen, die wissen, wann ein Neugeborenes aufwachsen darf. Sie leben von Geschenken der anderen, die sie für ihre magischen Dienste erhalten. Auch aus ihrer Mitte hat sich einer als Großer Schamane herausgehoben, der sich weitergehend bereits als Priester sieht, der in klugen Reden die Geistwesen der Natur zu GöttInnen verdichtet – da ist er sich mit dem Großen Mann der Jäger einig.

In der Ebene ziehen die Männer regelmäßig hinaus auf die Jagd. Sechs bis neun Jäger aus einem Lager sind es meist, manchmal teilen sie sich. Tiere gibt es reichlich, und doch ist es ein weites Land, in dem die leichtfüßigen Gazellen gesucht und gestellt werden müssen; große Entfernungen sind zurückzulegen, bis an die Grenze des frühen Schweifgebietes sind es vom Zentrum an die 70 Kilometer. In den Jagdgebieten flüchtet das Wild bald, so daß sie immer wieder gewechselt werden müssen. Auch für Kriegs- und Handelszüge sind die Männer oft über Tage und länger weg, viel länger manchmal, während die Frauen die Gruppenlager beaufsichtigen. So haben die ihre Rechte im Inneren der Gemeinschaften gestärkt, und in den einzelnen Lagerplätzen haben Frauen das Sagen. Die Töchter bleiben bei nach der Heirat bei ihren Müttern. Die älteren Frauen einer Gens bestimmen die männlichen Vertreter zum Stammes- und Bundesrat. Nahrung wird in den einzelnen Lagern gemeinsam unter alle aufgeteilt, doch in den Hütten gekocht. Das Sammeln von Wildgetreide und anderen Pflanzen geschieht durch die Frauen und älteren Kinder, auch das Gerben von Fellen, das Nähen und die Errichtung und Pflege der Hütten nimmt einen guten Teil der Zeit in Anspruch. Die älteren Menschen bleiben in den Dörfern als Wache zurück.

Die Gemeinschaften sind dennoch nur egalitär für die Männer. Die verfügen über das weite Land, schützen vor Raubtieren und Feinden. Egalitär heißt jedoch auch für sie nicht mehr: völlig gleich. In den Siedlungsgebieten haben sich Mechanismen entwickelt, die einzelne Vorleute herausstellen, beziehungsweise die sich herausstellen können. Meist sind es die von den Frauen in den Stammesrat entsandten. Über Jagd- und Kriegserfolge, über hohe Bierproduktion und durch eigene Sparsamkeit gelingt ihnen eine Überschußwirtschaft, mit der Gefolgschaft hergestellt wird. Sie vergeben beispielsweise den Brautpreis an junge Männer, die bei der Jagd nicht erfolgreich genug waren, und erwerben auch auf solche Weise Gefolgschaft. Verteilungsfeste sichern die allgemeine Versorgung auch der Menschen, die in Schwierigkeit kamen. Starke Söhne werden als Krieger zum Hof empfohlen. Frauen, vielleicht auch mal mehrere Frauen eines Mannes, und die Töchter erzeugen den Überschuß an pflanzlicher Nahrung und Bier, das zu besonderen Zeiten anfällt, wenn die Reife des Getreides schnelles Ernten und Verbrauchen verlangen. Vielleicht entwickelt sich eine gemeinsame Ernte, weil die flüchtigen Körner des wilden Getreides schnell zu Boden fallen. Es konnte sich ein Stamm bilden, der über eine Grundorganisation verfügte, mit der der innere Friede und die Ebene um den Kultbau gegen Feinde zu sichern war. Mit der gelegentlich die Großjagd möglich wird, wie auch der Schutz von Getreide vor Wildverbiß. Die Feinde lebten jetzt jenseits der Grenzen der eigenen Region, nicht mehr in jedem anderen Lager. Immer wieder gibt es Krieg mit ihnen, mal von diesen mal von jenen begonnen, manchmal werden Gefangene mitgebracht, die adoptiert oder zeremoniell getötet werden. Schien es nötig, weil ein wichtiger Mensch gestorben war, ging es hinaus zu den ferneren Nachbarn, um dort zu töten, wie es die Rache gegen den tödenden Zauber verlangt. Und die Nachbarn antworteten wieder ebenso.

Die eigene Region besaß einen heiligen Platz als Mittelpunkt, an dem der Rat der Männer sich traf. Auch diese Männer waren untereinander noch grundsätzlich gleichberechtigt. Der Große Mann von Urfa stand nur informell über ihnen; er war nicht mehr jung, und die Älteren hörten auf seinen Rat, solange er ihre Weisheit anerkannte. Die Mitglieder des Rats prüften jene, die von den Siedlungsplätzen in das Gremium geschickt wurden, akzeptierten sie oder nicht. Hier wurde über die Wünsche und Forderungen der Geistwesen der Natur entschieden, hier wurden die großen Vorzeichen bewertet, hier wurde erkannt, daß die Natur in Unruhe war. Das Wetter änderte sich, altbekannte Pflanzen wurden weniger, andere wuchsen dort, über die Wissen gesammelt werden mußte. Es regnete mehr als zuvor. Einige Tiere zogen nach Norden, andere Arten vermehrten sich nun in der Ebene. Es wurde wärmer, die Wasser der Flüsse stiegen an.

Unruhe entstand auch in der Gemeinschaft. Die SchamanInnen wurden befragt. Der Große versprach größere Einflußnahme und Sicherheit für die Zukunft; seine Bedeutung wuchs, da er Erfolg zu haben schien, die Nahrung wurde langsam reichlicher. Die Unterstützung durch den Großen Schamanen war hilfreich dabei. Die alten Geistwesen verdichteten sich, wurden zu GöttInnen, aus ihnen empfahlen sich wenige als kluge und mächtige Berater und Beschützer gegenüber den alten Himmelskräften. So wie es sich auch unter den Menschen entwickelte. Eines Tages war es klar: Ein Tempel mußte her als Symbol des eigenen Selbstverständnisses, wie es die traditionale Logik vorgab.

Es ist Sommersonnenwende, das Fest des Stammes vom Göbekli Tepe. Am heiligen Berg, der eher ein Hügel ist, aber noch vom Hof von Urfa am fernen Horizont sichtbar, treffen die Gruppen des Stammes ein. Sie lagern unten an seinem Fuß, über fünfzig Feuer brennen. Die Gentes haben sich zusammengefunden. Die Gruppen der Krieger, die am Hof des Großen leben, lagern in der Nähe dessen Lagerplatzes. Bekanntschaften werden erneuert, Hochzeiten vereinbart oder vollzogen, um in fernere Gruppen die jungen Frauen und Männer zu geben. Immer wieder treffen Trupps von Jägern ein, die die Beute des großen gemeinschaftlichen Jagens an den Feuerplatz des Stammes bringen, an dem das Fest seinen Mittelpunkt haben wird. Sie werden freudig begrüßt. Das gilt auch für die Gruppen der Frauen, die mit großen Körben aus der Ebene zurückkommen, in denen Korn und Kräuter, Knollen und gejagte Kleintiere gesammelt sind. Andere tragen an langen Hölzern die Steingefäße mit dem Weißbier heran. Manches wird auch nach oben auf den Berg gebracht. Ein eigener großer Platz mit den Gaben des Großen von Urfa wird bestaunt: Werkzeuge, Waffen, Gerät aus Holz, Knochen und Stein, herausragende Kleidung, Flechtwerk sind zu sehen. Als Opfertiere werden Auerochsen vorbereitet, deren Fleisch die Menschen in den Riten beim gemeinsamen Mahl mit den alten und neuen GöttInnen verbinden wird.

Auf dem Berg tagt der große Stammesrat. Vieles ist bereits erledigt, Streitereien und Todesfälle wurden verhandelt, um Blutrache zwischen Sippen zu beenden, Ausgleichszahlungen festgesetzt. Neue Regeln für Riten wurden besprochen. Pläne für Jagden und den Schutz der neu aufkommenden Pflanzen, die gemahlen und als Brot verbacken werden können, entwickelt. Nun geht es um den Tempel. Der Baumeister hat sein Modell aufgestellt, das am Ende bestätigt oder erneut abgelehnt werden soll. Wieder sind die GöttInnenbilder im Kreis angeordnet, wie schon im Jahr zuvor. Es stehen große Pfosten im Kreis, ein bißchen wie am Haus des Großen von Urfa. Doch nun sind es GöttInnenbilder mit großen Köpfen, wie sie der Große Mann von Urfa und der Große Schamane empfohlen haben: sie stützen den Himmel gegen die Erde ab, damit Raum bleibt für Pflanzen, Tiere und Menschen. Und ein fester Raum ist aus der Anlage geworden, hohe Mauern schließen das Heiligtum ab, nicht einmal ein großer Eingang ist vorgesehen, sondern nur ein Einstieg. Denn er hat sich verändert, dieser Himmel, auf den das Bauwerk den gläubigen Geist konzentrieren soll. Immer wieder stürzen Wasser aus ihm herab, häufiger und kräftiger als zuvor. Immer wieder verhüllen ihn dichte Wolken. Doch immer stärker brennt auch die Sonne über lange Zeiten und verändert das Land, seine Pflanzen, seine Tiere. Unsicherheit und Angst hat die Neuerungsfeinde befallen, so daß die Großen sich durchsetzen und noch bedeutender werden. Denn zugleich gibt es Hoffnung auf bessere Erträge beim Sammeln und Jagen. Die Geschenke des Großen von Urfa haben es bestätigt, daß Überschüsse gewonnen werden können, der Oberschamane hat es anerkannt, daß nicht böser Zauber den Großen dazu befähigt. Umgeben von den alten Erdgeistwesen, die die Mauern halten, stehen die beiden großen Götter in diesem Erdenrund, das sich nur dem Himmel öffnet, als Einheit der Kräfte der Erde und des Himmels, als Einheit von Menschen und Göttlichem, vom Alltäglichen und Geistigem. So wie der Große Mann und der Große Schamane zusammen mit den Vorleuten der Gentes den Stamm am Göbekli Tepe stützen und schützen. So wie die Vorleute der Gentes seit alters her den eigenen Erdraum, die Ebene um den heiligen Berg geschützt haben – mit Hilfe der GöttInnen. Und die Familien werden künftig vom Vater auf den Sohn übergehen...

## Benutzte Literatur

Wo es sinnvoll ist, auf die Ersterscheinung zu verweisen, wird die vorn hinter dem Namen der AutorInnen in Klammern angezeigt, gefolgt von der benutzten Ausgabe. Weitere Bände einer AutorIn im gleichen Jahr sind mit einem Kleinbuchstaben versehen, wie 1987<sup>b</sup>, eine Auflage wird ggf. vorn mit der betreffenden Ziffer gekennzeichnet, wie <sup>5</sup>1989. Sammelbände mit sehr vielen kurzen Beiträgen bezeichne ich im Text mit einem Pfeil > vor dem Herausgeber oder Titel, wie: >Burenhult... oder >Bild-

- Altamira: Altamira, Höhlenmalerei der Steinzeit, 1995, Hg., Deutsches Museum München  
Ausstellung: Badisches Landesmuseum, Hg., 2007, Vor 12.000 Jahren in Anatolien, die ältesten Monumente der Menschheit, Karlsruhe
- Bacon, Edward, 1963, Hg., Versunkene Kulturen, München/ Zürich
- Balz-Cochois, Helgard, 1992, Inanna - Wesensbild und Kult einer unmütterlichen Göttin, Gütersloh
- Bartl, Karin, 2004, Vorratshaltung, die spätepiläolithische und frühneolithische Entwicklung im westliche Vorderasien, Berlin
- Benz, Marion, 2010, Die Neolithisierung im Vorderen Orient, Theorien, archäologische Daten und ein ethnologisches Modell, Berlin
- Benz, Marion, 2010<sup>b</sup>, Changing Landscapes, Changing Societies, in Finlayson, Bill/ Warren, Graeme, Hg., Landscapes in Transition, Oxford UK
- Bild-: Bild der Völker, 1974, 10 Bd. Hg. Evans-Pritchard, Edward, (Beirat: R. Ardrey, R. J. Braidwood, R. Fox, Th. Heyerdahl, L. S. B. Leakey, D. Morris, J. Soustelle) Wiesbaden
- Bosinski, Gerhard., 1981, Gönnersdorf, Eiszeitjäger am Mittelrhein, Koblenz
- Bosinski, Gerhard., 1989, Fünfte Theodor Mommsen-Vorlesung 1986: Die große Zeit der Einzeitjäger, Europa zwischen 40.000 und 10.000 v. Chr., in: Jahrbuch des römisch-germanischen Zentralmuseums Mainz, 34, 2 Bd., 1987, Bd. 1, Mainz
- Brentjes, Burchard, 1981, Völker an Euphrat und Tigris, Leipzig
- Burenhult, Göran, Hg., 2004, Die Menschen der Urzeit, Köln
- Bußmann, Hadumod, 1990, Lexikon der Sprachwissenschaft, Stuttgart
- Cavalli-Sforza, Luigi Luca, 1996, Gene, Völker und Sprachen, Die biologischen Grundlagen unserer Zivilisation, München/ Wien
- Childe, V. Gordon, (1951) 1975, Soziale Evolution, Frankfurt
- Cook, Jill, 2003, Vom Mutterleib zum Sexualpartner, sexuelle Bildsprache in der Kunst der Altsteinzeit, in 100.000 Jahre Sex, über Liebe, Fruchtbarkeit und Wollust, Vilsteren v., Vincent T./ Weiss, R.-W., Hg., Katalog, Hamburg
- Darwin, Charles, (1859) 2004, Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl (oder die Erhaltung der begünstigten Rassen im Kampfe um's Dasein), Hamburg (3-933203-82-1, Nachdruck 6. Auflage)
- Darwin, Charles, 1874, Die Abstammung des Menschen (und die geschlechtliche Zuchtwahl), Paderborn (3-937229-86-8, Nachdruck 6. Auflage)
- Dietl, Holger, 2009, Analyse der paläolithischen Siedlungsdynamik an Freifundplätzen in der levantinischen Steppenzone, Rahden
- Dietrich, Oliver u. a., The role of cult and feasting in the emergence of Neolithic communities. New evidence from Göbekli Tepe, south-eastern Turkey, in: Antiquity Publications Ltd., Antiquity 86 (2012): 674–695
- Döbert, Rainer/ Habermas, Jürgen/ Nunner-Winkler, Gertrud, Hg., 1980, Entwicklung des Ichs, Meisenheim
- Donald, Merlin, 2008, Triumph des Bewusstseins, die Evolution des menschlichen Geistes, Stuttgart
- Driesch, v. d. Angela/ Peters, Joris, 1998, Vorläufiger Bericht über die archäozoologischen Untersuchungen am Göbekli Tepe und am Gurgütepe bei Urfa, Türkei, in Istanbuler Mitteilungen 49
- Dux, Günter, 1989, Die Zeit in der Geschichte, Frankfurt
- Dux, Günter, 1990, Die Logik der Weltbilder, Sinnstrukturen im Wandel der Geschichte, Frankfurt
- Dux, Günter, 1992, Liebe und Tod im Gilgamesch-Epos: Geschichte als Weg zum Selbstbewußtsein des Menschen, Wien
- Dux, Günter, 1997, Die Spur der Macht im Verhältnis der Geschlechter, Frankfurt
- Dux, Günter, 2008, Historisch-genetische Theorie der Kultur, Instabile Welten, zur prozessualen Logik im kulturellen Wandel, Weilerswist
- Dux, Günter/ Wenzel, Ulrich, Hg., 1994, Der Prozeß der Geistesgeschichte, Frankfurt
- Eiszeit - Kunst und Kultur, 2009, Begleitband zur Ausstellung, Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg u. a., Hg., Stuttgart
- Fagan, Brian, 1990, Die ersten Indianer - das Abenteuer der Besiedlung Amerikas, München
- Falk, Harry, 2005, Hg. Wege zur Stadt, vergleichende Studien zu Antike und Orient, Bremen

- Frankfort H. und H. A./ Wilson, J./ Jacobsen, Th., 1954, Frühlicht des Geistes, Wandlungen des Weltbildes im alten Orient, Stuttgart
- Gebel, Hans-Georg, 2002, Subsistenzformen, Siedlungsweisen und Prozesse des sozialen Wandels vom akeramischen bis zum keramischen Neolithikum, Teil II, www.freidok.uni-freiburg/volltexte/466
- Ginsburg, Herbert/ Opper, Sylvia, (1969) 1993, Piagets Theorie der geistigen Entwicklung, Stuttgart
- Godelier, Maurice, 1973, Ökonomische Anthropologie, Reinbek
- Godelier, Maurice, 1987, Die Produktion der Großen Männer, Frankfurt/ New York
- Graebner, Fritz, 1924, Das Weltbild der Primitiven, München
- Grimal, Pierre, 1977, Hg., Mythen der Völker, 3 Bd., Frankfurt
- Grönbech, Wilhelm, (1909) 1954, Kultur und Religion der Germanen, 2 Bd., Darmstadt
- Haarmann, Harald, 2006, Weltgeschichte der Sprachen, München
- Haidle, Miriam N., 1999, Der Unterschied liegt in der Zukunft: Untersuchungen zur Planungstiefe als Marker kognitiver Evolution, in Mitt. d. Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. CXXIX, Hg. Anthropol. Gesell. in Wien
- Hallpike, Christopher R., 1990, Die Grundlagen primitiven Denkens, Stuttgart
- Hamel, Elisabeth, 2007, Das Werden der Völker in Europa, Berlin
- Harris, Marvin, 1991, Menschen, wie wir wurden was wir sind, Stuttgart
- Hauska, Günter, Hg., 2005, Gene, Sprachen und ihre Evolution, Regensburg
- Helbling, Jörg, 1987, Theorie der Wildbeutergesellschaft - eine ethnosozioologische Studie, Frankfurt/ New York
- Hennings, Lars, <sup>13</sup>2013, Marx, Engels und die Teilung der Arbeit - Materialien zur Gesellschaftstheorie und Geschichte, Berlin
- Heyerdahl, Thor, 1963, Die ‚Grossen Steine‘ der Osterinsel, von Peru in den Pazifik, in: Bacon, 1963
- Hrouda, Michael, 2000, Mesopotamien - Die antiken Kulturen zwischen Euphrat und Tigris, München
- Hübner, Kurt, 1985, Die Wahrheit des Mythos, München
- interim6, Ursprung, Vortragszyklus 1986/ 87 über die Entstehung des Menschen und der Welt in den Mythen der Völker, Hg. Münzel, Mark, Museum für Völkerkunde, Stadt Frankfurt am Main
- Jacobsen, Thorhild, 1954, Mesopotamien, in Frankfurt/... 1954
- JB = Jahrbuch des Deutschen Instituts für Archäologie, Jahresangabe
- Jones, Nicholas B./ Hawkes, Kristen/ Draper, Patricia, 1994, Differences between Hadza and !Kung Children's Work: Original Affluence or Practical Reason? in Burch, Ernest S./ Ellanna, Linda J., Hg., Key Issues in Hunter-Gatherer Research, Oxford
- Joseph jr., Alvin M., Hg., 1998, Die Welt der Indianer, München
- Jursa, Michael, 2004, Die Babylonier - Geschichte, Gesellschaft, Kultur, München
- Kahler, Birgit, 1999, Schlangendarstellungen in Mesopotamien und Iran vom 8. bis 2. Jahrtausend vor Christus - Quellen, Deutung und kulturübergreifender Vergleich (Grin.de)
- Kauschke, Christina, 2012, Kindlicher Spracherwerb im Deutschen, Berlin
- Kirwan, L. P., 1963, Rätselhafte Gruppe X, ein kaum bekanntes Volk am nubischen Nil, in: Bacon, 1963
- Kramer, Samuel Noah, 1979, Mesopotamien - Frühe Staaten an Euphrat und Tigris, Reinbek
- Kölbl, Stefanie, 2009, Ich, wir und die anderen, Kleidung und Schmuck als Statement, in Eiszzeit, 2009
- Krecher, Joachim, 1993, Alltagsformen der sumerischen Sprache, in Zablocka, Julia, Hg., Everyday life in ancient Near East, Poznań
- Lee, Richard B./ Daly, Richard, 1999, Ed., The Cambridge Encyclopedia of Hunters and Gatherers, Cambridge
- Lévi-Strauss, Claude, 1973, Das wilde Denken, Frankfurt
- Lévy-Bruhl, Lucien, (1910) 1926, Das Denken der Naturvölker, Wien/ Leipzig
- Lévy-Bruhl, Lucien, (1922) 1959, Die geistige Welt der Primitiven, München
- Lévy-Bruhl, Lucien, (1927) 1956, Die Seele der Primitiven, Düsseldorf-Köln
- Malinowski, Bronislaw, 1979, Argonauten des westlichen Pazifik, Frankfurt
- Malinowski, Bronislaw, 1979<sup>b</sup>, Das Geschlechtsleben der Wilden in Nordwest-Melanesien, Frankfurt
- Mann, Charles C., 2005, 1491 - The Americas before Columbus, New York
- Mayer, H./ Aksoy, H., 1986, Wälder der Türkei, Stuttgart/ New York
- Mellaart, James, 1967, Çatal Hüyük - Stadt aus der Steinzeit, Bergisch-Gladbach
- Menninger, Annerose, 1995, Die Macht der Augenzeugen - Neue Welt und Kannibalen-Mythos, Stuttgart
- Morenz, Ludwig D./ Schmidt, Klaus, 2009, Große Reliefpeiler und kleine Zeichentäfelchen, ein frühneolithisches Zeichensystem in Obermesopotamien, in Andrassy/ Budka/ Kammerzell, Hg., Non-textual Marking Systems, Writing and Pseudo Script from Prehistory to modern Times, = Lingua Aegyptia - Studia monographica 8

- Morgan, Lewis H., (1877) 1908, Die Urgesellschaft, Stuttgart; Nachdruck 1979, Lollar
- Murdock, George P., 1967, Ethnographic Atlas, Pittsburgh
- N-L Neo-Lithics, The Newsletter of Southwest Asian Neolithic Research. www.exoriente.org
- Nissen, Hans J., 1999, Geschichte Altvorderasiens, München
- Nunn, Astrid, 2006, Alltag im alten Orient, Mainz
- Peschlow-Bindokat, Anneliese, 2003, Frühe Frühe Menschenbilder. Die prähistorischen Felsmalereien des Latmos-Gebirges, Mainz
- Piaget, Jean/ Inhelder, Bärbel, (1955) 1977, Von der Logik des Kindes zur Logik des Heranwachsenden, Freiburg
- Pichot, André, 1995, Die Geburt der Wissenschaft - Von den Babyloniern zu den frühen Griechen, Frankfurt/ New York
- Reichhoff, Josef H., 2008, Warum die Menschen seßhaft wurden, das größte Rätsel unserer Geschichte, Frankfurt
- Roaf, Michael, 1998, Bildatlas der Weltkulturen: Mesopotamien, Augsburg
- Röder, Brigitte/ Hummel, Juliane/ Kunz, Brigitta, 2001, Göttinnendämmerung: das Matriarchat aus archäologischer Sicht, Königsfurt
- Ruspoli, Mario, 1998, Die Höhlenmalerei von Lascaux, auf den Spuren des frühen Menschen, Augsburg
- Scheer, Tanja, 2009, Hg., Tempelprostitution im Altertum, Oldenburg
- Schmidt, Klaus, 2003, ‚Kraniche am See‘. Bilder und Zeichen vom frühneolithischen Göbekli Tepe (Südosttürkei), in Seipel, Winfried, Hg., Der Turmbau zu Babel, Bd. IIIa, Ursprung und Vielfalt von Sprachen und Schrift, Ausstellung Graz
- Schmidt, Klaus, 2005, Die ‚Stadt‘ der Steinzeit, in Falk, 2005
- Schmidt, Klaus, 2008, Sie bauten die ersten Tempel - Das rätselhafte Heiligtum der Steinzeitjäger, Die archäologische Entdeckung am Göbekli Tepe, München
- Schmökel, Hartmut, 1956, Das Land Sumer - die Wiederentdeckung der ersten Hochkultur der Menschheit, Stuttgart
- Schrenk, Friedemann, 2009, Vom aufrechten Gang zur Kunst - Die Entwicklung und Ausbreitung des Menschen, in Eiszeit, 2009
- Schyle, Daniel/ Uerpmann, Hans-Peter, 1996, Das Epipaläolithikum des vorderen Orients, (2 Bde) Teil II/ Band 2, Wiesbaden
- Segal, J. B., Mysterien der Sabier, in Bacon, 1963
- Seitz, Stefan, 1977, Die zentralafrikanischen Wildbeutekulturen, Wiesbaden
- Sirocko, Frank, Hg., 2010, Wetter, Klima, Menschheitsentwicklung - von der Eiszeit bis ins 21. Jahrhundert, Darmstadt
- Spektrum der Wissenschaft, 1989, Siedlungen der Steinzeit, Heidelberg
- Steinert, Ulrike, 2012, Aspekte des Menschseins im Alten Mesopotamien - eine Studie zu Person und Identität im 2. und 1. Jt. v. Chr., Leiden/ Boston
- Tomasello, Michael, 2006, Die kulturelle Entwicklung des menschlichen Denkens, Frankfurt
- Turnbull, Colin, 2009, Die Pyrenäen im Kongobecken, in Bild-2
- Uerpmann, Hans-Peter, 1996, ... in Schyle/ Uerpmann, 1996
- Uerpmann, Hans-Peter, 2007, Von Wildbeutern zu Ackerbauern – Die Neolithische Revolution der menschlichen Subsistenz, in: Mitteilungen der Gesellschaft für Urgeschichte 16, Tübingen
- Vieyra, M., 1977, Die Mythologie der Summerer, Babylonier und Hethiter, in Grimal, 1977
- Wallace, Alfred Russel, 1870, Beiträge zur Theorie der natürlichen Zuchtwahl, Hg. Meyer, Adolf Bernhard, Erlangen (Besold)
- Walle, van de, B., 1977, Die Mythologie der Ägypter, in Grimal, 1977
- Watkins, Trevor, 2010: 106ff, Changing People, changing Environments, in Finlayson, Bill/ Warren, Graeme, Hg., Landscapes in Transition, Oxford UK
- Wilson, John A., 1954, Ägypten, in Frankfurt/... 1954
- Zick, Michael, 2008, Türkei - Wiege der Zivilisation, Stuttgart

